Beleuchtung
großer Vorurtheile

gegen

die katholische Kirche.

Von

Dr. Karl Haas.

Tübingen, 1857.
Verlag der H. Laupp'schen Buchhandlung.
— Laupp & Siebeck. —

Druck von H. Laupp jr.

Vorwort.

In einer deutschen Stadt lebte ein Advokat, vor Gott und der Welt als Schelm bekannt. Er mochte es aber treiben, wie er wollte, so führte er stets das Wort im Munde: „Ich bin ein ehrlicher Mann.“ Zuerst ärgerten sich die Leute über diese Unverschämtheit des Advokaten. Da sich dieser aber nicht irre machen ließ, so lachte man nachher darüber und zuletzt hieß er „der ehrliche Mann.“

Die meisten Menschen glauben das Gute von Anderen nicht so gerne wie das Böse. Wenn man daher Einem recht oft etwas Böses nachsagt, so darf man darauf rechnen, daß die Meisten es glauben. So ging es der katholischen Kirche. Da ihre Feinde ihr nichts Schlimmes in Wahrheit nachsagen konnten, so erdichteten und brachten sie üble Nachreden auf. Sie wiederholten diese üble Nach-

reden so lange, bis die Leute sie glaubten und nachschwatzten.

Es gibt namentlich in Deutschland unter sogenannten gebildeten und ungebildeten Leuten so manches Geschichtlein über die katholische Kirche und so manchen Vorwurf gegen sie, an welchen auch nicht ein wahres Wort ist und Leute, welche über jede Ueberlieferung spotten oder schmähen, halten an der Ueberlieferung gewisser Lügen steif und fest.

Wohl sind diese Lügen längst aufgedeckt und widerlegt; aber in zerstreuten Werken, gelehrten Schriften und Darstellungen, hinter welche Viele sehr selten und die Leute aus dem Volke gar nie kommen und welche sie auch kaum verstehen würden. Daher ist es mir auch mehr als einmal vorgekommen, daß ich von Herren und gemeinen Leuten über solche Lügen gefragt wurde, ob denn und was daran sei? Denn das deutsche Volk hat sich sehr geändert; sonst hieß es: der lügt wie gedruckt; jetzt meint man, was gedruckt sei, könne doch nicht ganz erlogen sein.

Auch geht es mit gewissen Wahrheiten, wie mit dem Kreuz und Knopf auf dem Kirchthurm: Viele halten sie für so klein, wie sie aussehen und das, was so klein vor ihren Füßen liegt, für so groß, wie sie es sich einbilden. Denn um über das Irdische so weit wegzukommen, daß

man es nur noch als gar klein sieht, und um so nahe zum Himmlischen zu kommen, daß man es recht groß sieht, muß man zwei Flügel haben, nämlich das Gebet und die Gerechtigkeit. Vor diesen versinkt das Irdische und erhebt sich das Himmlische. Stolz und Eigendünkel aber sitzen bei Vielen da, wo jene Flügel sein sollten und so können sie nicht in die Höhe und Gott kann nicht in ihre Tiefe kommen.

Unter der Menge von Lügen, Vorwürfen und üblen Nachreden, die man durch stetes Hersagen unter das Volk und zur Geltung gebracht hat, habe ich nun diejenigen ausgewählt, von denen ich meinte, man solle sie auch vor dem Volke zu Schanden machen und zwar in der einfachsten Darstellung, mit Hilfe der Geschichte und des gesunden Menschenverstandes. Daß es noch weit mehr solcher alten Lügen über die Kirche gibt, weiß ich wohl; aber gegenwärtiges Buch soll nicht groß und nicht theuer sein, um es unter das Volk zu bringen und so mußte ich mich bei dieser Jagd auf Bären, die sich viele Deutsche aufbinden ließen, auf nachfolgende zwanzig Stücke beschränken. Vielleicht lernt man an den größten auch die kleineren erkennen; vielleicht wird die Jagd von besseren Schützen fortgesetzt, wenn sie sehen, daß man endlich Geschmack daran findet,

ohne Bären der Ewigkeit zuzuwandern. — Wo ich den rechten Fleck nicht getroffen, da bitte ich, mich darauf aufmerksam zu machen, sei es in der Form oder Materie.

Augsburg, 1857.

Der Verfasser.

Inhalt.

I.

Der Kirchenstaat.

Der Kirchenstaat ist ein unchristliches Ding; so hört man schon dreihundert Jahre sagen.

Daß der oberste geistliche Herr auf Erden auch zugleich ein weltlicher Fürst ist, daß der Papst ein eigenes Ländergebiet hat, daß der sichtbare Nachfolger und Statthalter Christi ein Reich auf dieser Erde besitzt, will Vielen nicht behagen. So lange dieser Kirchenstaat besteht, hat es Leute gegeben, die Mäuse wider ihn hatten. Aber diese Mäuse sind unbeachtet dahingegangen und der Kirchenstaat ist geblieben. Je mehr Neider und Feinde der Kirchenstaat hat, um so fester scheint er zu stehen. Fast in keinem Jahrhundert hat es an großen und mächtigen Herren gefehlt, die da meinten, das schöne Land, das dem Papste gehöre, wäre besser in ihren Händen. Aber so oft sie darnach griffen, verbrannten sie sich die Finger. Zu allen Zeiten gab es aber auch wieder andere große Herren, welche es nicht anders wußten, als daß dem Papste der Kirchenstaat mit Recht gehöre und so zu sagen das älteste Reich auf Erden sei. Ja sie meinten, wenn man so ein Reich nicht respektire, so werde man zuletzt gar kein Reich mehr unangetastet lassen.

Das meine ich, sei leicht einzusehen: wenn der Kirchenstaat kein so ganz richtiges Gut ist, so ist es sonderbar, daß man in so vielen hundert Jahren nicht mit ihm fertig geworden ist, das heißt, daß es immer noch ein weltliches Papstreich gibt. Hat es aber mit diesem Reiche seine Richtigkeit, so ist es noch sonderbarer, es so lange und vergeblich anzustreiten.

Sein Recht mag dieser Staat haben, sagen Andere, das sieht man schon an seinem langen Bestehen; aber es taugt eben kein weltliches Reich für den Papst, denn Christus, sein Herr und Meister, hatte kein Reich auf Erden, ja kein eigenes Plätzchen, auf dem er nur sein Haupt hätte ruhen lassen können und zudem hat der arme Menschensohn deutlich gesagt: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt.“ — Aber da muß ich doch etwas fragen: Hat denn der Kirchenstaat die Päpste gehindert, ihr geistliches Amt recht zu verwalten? Wir werden später Jemand erzählen lassen, der Alles selber erlebt hat und es also am besten weiß; ich meine die Geschichte. Sie kann uns sagen, wie die Päpste zu ihrem Reiche gekommen sind und ob sie es zum Nutzen der Menschheit oder zum Schaden derselben verwaltet haben. Hat ein Hausvater viele Kinder und hat ihm der liebe Gott Güter dazu beschert und erhalten, so ist es doch unvernünftig, zu sagen: „Hausvater, deine Güter hindern dich an der Kindererziehung; also schenke sie weg, damit du deine Vaterpflichten besser erfüllen kannst.“ Ja Mancher hat da und dort ein Kind schon versorgt; kommt es aber in Noth, so lauft es eben wieder zum Vater um Hülfe und wie gut ist es, wenn der gute Vater noch Etwas hat! So wird uns auch die Geschichte erzählen, wie Viele in gar vielen Zeiten oft nur den letzten Schutz und die einzige Hülfe beim Papste in Rom fanden und daß dieser so oft nur helfen konnte, weil er ein weltliches Reich, ein Fürstenthum hatte.

Wahr ist es, daß Christus arm auf Erden war und blieb und seinen Jüngern wohl kein Wörtchen von einem weltlichen Reiche sagte. Und doch kam dieses mit der Zeit an seinen Statt-

halter; aber es gehörte nie zum Reiche Christi; denn dieses Reich bestand lange, bevor es einen Kirchenstaat gab und kann heute oder morgen ohne diesen bestehen. Aber ob dieser Kirchenstaat nicht förderlich für das Reich Christi war, ist eine andere Frage. Mein Kleid gehört gewiß nicht zur Seligkeit und doch kann es mein Leben verlängern und mir sonst Mittel und Weg werden, meine Pflicht zu erfüllen und Gutes zu thun und so meiner Seligkeit zu dienen.

So oft ich in Gedanken das päpstliche Fürstenthum ansehe, wie es entstanden ist und erhalten worden, so oft meine ich, es sei auch wirklich kein Reich von dieser Welt; sondern von Oben zu seinem Zwecke geschaffen und bestimmt. Freilich gibt es superkluge Leute, die mit Allem bald fertig sind und kurzweg sagen: der Kirchenstaat ist eben durch die List der Päpste und die Dummheit der Kaiser, die nicht merkten, was vorging, entstanden. Nun, wenn die Päpste gar so gescheidt und die Kaiser gar so dumm waren, wird es kein großes Unglück sein, wenn die Gescheidten etwas bekamen, was die Dummen nicht verstanden.

Fragt man die klugen Feinde des Kirchenstaats: warum haben denn die Päpste diese Länder sich zusammen gebracht? so wissen sie auch hier kurzen Bescheid: das haben die Päpste aus Ehrgeiz und Herrschsucht gethan. Aber da begreife ich nur zwei Stücke nicht: 1) wie der gerechte Gott solche Sünde des Ehrgeizes und der Herrschsucht an dem Papste so lange nicht straft, sondern ihn wunderbar dabei beschützt, und 2) wie man mit so ungerechtem Gute so viel Gutes zu Stande bringen kann, wie die Päpste mit ihrem Reiche zu Stande gebracht haben. Denn die allergrimmigsten Papstfeinde können nicht läugnen, daß die Päpste viel Gutes, gerade als weltliche Fürsten, vollbracht haben. Und wenn sogar die Papstfeinde etwas aus der Geschichte herausgeschnitten und etwas von anderem Zeuge hineingesetzt haben; so hat es eben nicht zusammengepaßt, das Eingesetzte ist bald zerrissen und das Herausgeschnittene hat man wieder gefunden und eingesetzt.

Statt also eine Menge Fragen und Einwendungen zu beantworten, soll der wahrhaftige Mund, der stets mit Ehren besteht, soll die Geschichte uns sagen, wie es mit diesem Kirchenstaat auf Erden gegangen ist.

Es hat lange Zeit Päpste gegeben, bevor es einen Kirchenstaat gegeben hat. Arm und niedrig kamen die hl. Apostel Paulus und Petrus nach Rom, starben dort den Martertod und hierauf hatte Petrus noch 32 Nachfolger als Päpste, von denen keiner Fürst oder Landesherr war. Aber eine Herrschaft hatten sie schon in ihrer tiefsten Erniedrigung: eine Herrschaft über die Herzen und Geister der Christen, und da diese Herrschaft sich auf den Befehl Christi gründete, zu wachen über die Heerde, die Schafe und Lämmer zu weiden, und mit Liebe geübt wurde nach dem Vorbilde des Herrn, so ging es, wie es noch immer geht: wem man sein höchstes Wohl, das Heil der Seele anvertraut, dem vertraut man auch das Geringere gerne an, das Irdische, ja man läßt ihm keine Ruhe, bis er sich auch zuweilen einer weltlichen Sache annimmt, besonders in einer Zeit, wo man sonst keinen Freund und Rathgeber, keinen Richter und Friedensstifter auftreiben kann. Das siehst du schon an der ersten Christengemeinde in Jerusalem: sie hatte ihren Schatz im Himmel und legte darum Hab und Gut zu den Füßen der Apostel, so daß diese fast in ihrem Hauptgeschäfte gestört worden wären. Denn sie mußten alsbald Armenpfleger aufstellen. Lies nur das zweite, vierte und sechste Kapitel der Apostelgeschichte.

Jetzt aber soll von Rom die Rede sein, denn dort war Petrus der erste Papst und dort blieb bis heute mit wenigen Unterbrechungen der päpstliche Stuhl stehen und was ihm jetzt von Land und Leuten gehört, heißt heute noch Patrimonium Petri, auf Deutsch: Erbgut des Petrus. Ein schöner Ausdruck; er erinnert daran, daß man damit das päpstliche Erdenreich auch auf den Petrus zurückführe, gleichsam als seine irdische Hinterlassenschaft betrachte und daß jeder Papst nur Verwalter dieses Erbguts sei. So wenig Petrus und seine 32 ersten Nachfolger hin=

terlassen haben an irdischem Geld und Gut, so schön ist es, daß man doch Alles ihrem Segen zuschreibt und kein Papst bei aller irdischen Macht und Herrlichkeit das vergessen durfte.

In Rom ging es gar lange den Christen noch schlechter als in Jerusalem. Denn in der Hauptstadt des Judenlandes konnten sich doch die Christen in Häusern versammeln und gar lange durften die Juden sie auch nicht quälen, weil die Römer zur Strafe von Gott gesandt wurden, um ihr eigenes Wort an ihnen zu erfüllen: „Jesu Blut komme über uns und unsere Kinder!" (Math. 27, 25.) Anders sah es in Rom aus. Das war die Hauptstadt der Welt; denn die Römer beherrschten damals fast alle bekannten Länder der Erde und ihrer Macht widerstand nichts mehr. Und so schlecht es in den Sitten stand, da man nicht einmal den noch etwas besseren Glauben der Väter gelten ließ, so warf der weise Gott das große Gebäude, das römisches Reich hieß, doch noch nicht um, weil er es noch eine Zeit lang für sein Reich verwenden wollte. Denn durch dieses große Reich kam das Christenthum schneller und leichter in der Welt herum, als es bei kleineren Reichen sonst der Fall ist. In alle Welt sollten aber die Apostel gehen und da ist es doch kein Wunder, daß der Hauptapostel, der erste Statthalter Christi, nach Rom ging. Denn setzt man Etwas in der Hauptstadt durch, so hat man viel dafür im ganzen Reiche gewonnen.

Damals aber, als Petrus nach Rom kam, sah es schlimm aus in dieser Weltstadt. Denn da wohnten Macht und Glanz neben Entnervung und Sklaverei, Reichthum und Wollüste neben Armuth und Elend und was das Schlimmste war: Arme und Reiche, Kleine und Große, Sklaven und Freie waren gleich tief gesunken und im Grunde gleich unglücklich und verächtlich. Nur Wenige gab es noch, welche das allgemeine Elend ein wenig einsahen, aber keine Abhülfe wußten und darum nichts glaubten, als daß es so nicht fortgehen könne und man nur auf das Schlimmste sich gefaßt halten dürfe.

In diesen Morast von Sünde und Elend sollte das Chri-

stenthum Rettung bringen. Aber das Unreine kann das Reine nicht ausstehen und das Reine flieht das Unreine, um nicht angesteckt zu werden. Taumelte auf dem Boden Roms nur Ueppigkeit und Laster, so verkroch sich das Christenhäuflein vor diesem rohen Haufen unter den Boden und erstarkte dort, während das Geschlecht über ihm immer mehr faulte.

Der Boden, auf welchem Rom stand, war großen Theils unterhöhlt. Eine Menge Gruben und Gänge, aus denen man einst Erde oder Sand geholt hatte, fanden sich da; man nannte sie Katakomben: ein so unheimlicher und gefährlicher Aufenthaltsort, daß er nach und nach ganz unbekannt wurde. Denn leicht stürzte so eine unterirdische Grube ein oder verirrte man sich so, daß man keinen Ausweg mehr fand. In diese Katakomben flüchteten sich die ersten Christen und hielten ihre Zusammenkünfte und Gottesdienste beinahe drei Jahrhunderte darin, begruben ihre Todten und fanden einigen Schutz vor ihren Verfolgern. Die, welche nichts mehr auf der Erde hatten und dort kein Recht und keine Gerechtigkeit fanden, brachten ihre Angelegenheiten natürlich nicht vor die Heiden, sondern der Priester war ihr Richter und der Vater aller Christen, der Bischof von Rom, ihr oberster Schiedsrichter. Anders ging es nicht und somit konnte der Statthalter Christi sogar weltliche Macht und richterliches Ansehen schon in den Katakomben nicht von sich ablehnen. Zeit und Umstände drangen ihm hier schon eine Art von weltlicher Würde auf.

Mittlerweile ging es mit der Weltstadt Rom mehr und mehr hinab und mit den Christen in den Katakomben mehr und mehr aufwärts; denn endlich fand der Bischof von Rom ein Haus und einen Altar in der Peterskirche, und nachher sogar einen Thron in seinem Palaste, den man Vatican nennt. Aber wie ging das zu? Fast so still und verborgen wie mit dem in der Erde begrabenen Saatkörnlein, das stirbt, verwest, sich vervielfältiget und eines Tages an's Sonnenlicht dringt. Die meisten der drei und dreißig ersten Päpste waren Märtyrer, sie stiegen

aus den Katakomben auf das Blutgerüste, bis endlich ein römischer Kaiser, Constantin der Große, Christ wurde. Dieser gab dem Christenthum und seinen Bekennern Recht und Freiheit. Auch erzählt man, dieser Constantin habe schon ein Stück irdischer Macht und einen Theil des jetzigen Kirchenstaates dem Papste geschenkt. Unmöglich wäre es nicht; aber da man es nicht gewiß weiß, so lassen wir es dahingestellt sein.

Wichtiger für das Wachsthum der päpstlichen Macht war der Umstand, daß dieser Kaiser Constantin einsah, daß er von Rom aus sein großes Reich nicht so gut übersehen und regieren könne, als von Byzanz, oder wie man es jetzt nennt, von Constantinopel aus. Also schlug der römische Kaiser seinen Sitz in Constantinopel bei den Griechen auf und der Papst blieb in Rom. Dort hatte er alles Zutrauen und war als weiser und gerechter Gottesmann so bekannt, daß die Kaiser in Constantinopel froh sein mußten, wenn er ihnen in manchen Staatsgeschäften behülflich war und einige weltliche Macht annehmen mochte. Auch war es sichtbare Fügung Gottes, daß der Papst in Rom zu Macht und Ansehen und auch zu irdischem Besitz kam. Denn die Kaiser in Constantinopel wurden immer schwächer und träger und bekümmerten sich stets weniger um Rom und das Abendland. Und doch wurde dieses Rom und das Abendland mehr und mehr bedrängt, denn die Völkerwanderung hauste übel im Abendlande. Ein Volk vernichtete das andere oder trieb es, wie eine Heerde, vor sich her. Kaiser war keiner da, der Papst, der einzige Herr, an den man sich wenden konnte. So ein wandernder Völkerhaufe waren die Westgothen, deren König Alarich dreimal nach Rom kam und übel hauste und er hätte Alles zerstört, wenn ihn nicht der Papst zu bereden vermocht hätte, wenigstens nur die Kirchen Rom's zu schonen. Also zerstörte Alarich nur Heidnisches und das Christliche blieb mit den Kirchen und den dahin geflüchteten Christen gerettet. Heute noch begreift man nicht, warum dieser Alarich und seine Nachfolger ihren Sitz nicht in Rom aufschlugen: offenbar wollte es Gott nicht haben, sondern

dieses Rom sollte dem Papst bleiben, der gerettet hatte und später gar oft noch retten mußte.

Hinter dem Alarich und seinen Westgothen kamen die wilden Hunnen mit ihrem schrecklichen Könige Attila, welchem keine irdische Macht jener Zeit widerstehen konnte. Auch er zog auf Rom los, das bebend und schutzlos vor ihm lag. Niemand trat der Geißel Gottes, wie sich Attila nannte, entgegen, als — der Papst in Rom, der damals Leo hieß und ein Löwe an Gottvertrauen und Muth war, und siehe, er brachte den Attila so weit, daß er Italien verließ mit all' seinen Kriegern. Abermals war der Papst der Retter Roms, ja ganz Italiens; denn wo die Hunnen nicht bald gingen, ging Alles zu Grunde. Wer wird ihn nicht als obersten Schutzherrn voll Dankbarkeit verehrt haben? Vor dem wehrlosen Priester waren Hunderttausende der rohesten Krieger abgezogen. So Etwas kann nur Gott zu Stande bringen; aber dem Manne, durch den er ein solches Wunder wirkt, gebührt auch Dank und Ehre.

Kaum hatte Italien einige Ruhe gehabt, so gelüstete es die Gothen nach dem schönen Lande. Ihr damaliger König hieß Totila, ein kluger und tapferer Mann. Er nahm Rom ein und ließ bereits die Stadt plündern. Da trat Pelagius, ein junger Priester, der schon als Gesandter bei Totila gewesen und wegen seiner Weisheit von dem Könige geschätzt war, bittend vor den Eroberer und rührte ihn so, daß er das Plündern und Morden sogleich strengstens verbot. Allein der Gothenkönig konnte die große Stadt nicht ganz so besetzen, wie er es für nöthig hielt; also beschloß er, sie dem Erdboden gleich zu machen. Schon fing man an, die Mauern niederzureißen, da eilte der Priester Pelagius zu Belisar, der die griechischen Truppen unter sich, aber viel zu wenige Soldaten hatte, um es mit Totila aufnehmen zu können. Aber die zwei, Pelagius und Belisar ersannen guten Rath und also schrieb Belisar dem Totila einen Brief und zeigte ihm, wie es schöner und ehrenvoller sei, die Stadt Rom zu verschonen, statt zu zerstören, und richtig

stand der Gothenkönig von seinem Vorhaben ab. Und nicht lange stand es an, so kam er wieder nach Rom und benahm sich so freundlich, daß es eine Freude war. Er war Herr von ganz Italien und wollte in Rom seinen Thron aufschlagen. Aber Gott hatte es anders beschlossen. Damals nämlich war Vigilius Papst in Rom, der, ehe er Papst geworden, kein erbauliches Leben geführt hatte, nun aber als Papst wie umgewendet war. Dieser Vigilius ging zum Kaiser nach Constantinopel, stellte ihm die Gefahr vor und wußte ihn so weit zu bringen, daß er einen guten Feldherrn, Namens Narses, und Soldaten gegen Totila nach Italien sandte, welcher mit Gottes Hülfe die Gothen besiegte, welche freilich noch viel Blut vergoßen und namentlich die altrömischen Geschlechter ausrotteten. Es sollte eben Alles, was noch vom Heidenthum übrig war, vertilgt werden. — Wieder hatte ein Papst Rom und Italien von Fremdherrschaft und dem Joche eines rohen Volkes gerettet.

Nun aber fielen die Longobarden über Italien her. Die Römer hatten thörichter Weise den großen Feldherrn Narses, trotzdem daß er sie von Totila befreit hatte, beleidigt und nur auf des Papstes Bitten und Flehen kam er zu Hülfe; und abermals fand Rom Rettung durch den Papst. Ueberhaupt mußten jetzt die Päpste anordnen und regieren, sollte nicht das Christenthum wieder verkümmert und die Rohheit der wandernden Völker Herr werden; denn die griechischen Kaiser waren theils Schwächlinge, theils froh, daß der Papst noch zu retten suchte, was zu retten war. Weit und breit sahen die Völker auf die Päpste in Rom und erkannten dankbar ihre Weisheit und ihre von Oben verliehene Macht an. Den wilden Völkern überließ die Barmherzigkeit Gottes Rom nicht und den falschen Griechen nahm die göttliche Weisheit mehr und mehr die Macht über Rom und Italien. Von beiden Feinden, den Longobarden und Griechen, befreite die Vorsehung endlich diese Stadt und dieses Land. Wohl hielten sich die Kaiser in Constantinopel noch immer auch für römische Kaiser und Niemand bestritt ihnen das,

am wenigsten die Päpste. Aber wer Macht hatte, bekümmerte sich nichts um jene Kaiser, wie wir bei Attila, Totila und Anderen gesehen haben, und wer Schutz von den Kaisern wollte, bekam nur hie und da solchen. Da mußten sich endlich die Päpste um andere Herren umsehen, bei denen besserer Wille und mehr Macht war, als bei den griechischen Kaisern, welche ohnehin kein Herz mehr für die Abendländer hatten und bald auch in Glaubenssachen sich von ihnen losrissen, wodurch sie den Grund zu ihrem Untergange legten, indem sie der Herr zur Strafe in die Hand der Türken gab.

Die Longobardischen Könige griffen in Italien immer weiter und Papst Gregor der Dritte wandte sich in dieser Noth, da der Kaiser in Constantinopel sich der Sache nicht annahm, an einen fränkischen Großen, Namens Karl, der Hammer zubenannt, weil er schwer auf seine Feinde zu fallen pflegte. Dieser Karl war Hausmeister der fränkischen Könige, welche faul und gleichgültig waren und das Regieren den Hausmeistern überließen. Diesen Karl also bat der Papst um Schutz und Karl versprach ihn, konnte aber nicht sogleich einen Feldzug unternehmen. Gregors Nachfolger, Papst Zacharias, mußte es schon im Jahre 741 erleben, daß der Longobarden-König Luitprand alles Land, bis nahe an Rom hin, an sich riß. Ohne Macht der Waffen griff der Papst zur Beredtsamkeit und brachte den Luitprand dahin, daß er wieder vier bedeutende Städte herausgab und einen Waffenstillstand auf zwanzig Jahre mit dem Papste abschloß. Dafür brach im folgenden Jahre Luitprand in das sogenannte Exarchat ein, einer Provinz Italiens, die dem Papst noch nicht gehörte, und die bedrängten Leute des Exarchats baten den Papst Zacharias um Hülfe und dieser bewog durch seine Bitten den Luitprand abermals, daß er Frieden schloß und dem Papste zu den vier oben genannten Städten der Romagna (sprich: Romanja), sogar noch das Gebiet von Ravenna und Cesena übergab. Wie brachte es doch der wehrlose Priester bei einem so mächtigen Könige so weit? Das weiß kein Mensch, und ich denke also:

er brachte es eben mit Gott so weit, welcher nicht wollte, daß Italien, Deutschland, ja halb Europa longobardisch oder barbarisch werden sollte.

Was nun der Luitprand dem Papste übergeben und gewiß nach Gottes Anordnung übergeben hatte, das mußte der Papst übernehmen und erhalten, das heißt, er mußte auch weltlicher Herr darüber werden, sonst hätte Alles in Unordnung zu Grunde gehen müssen. Es war ja Niemand in Italien, der schützen und regieren konnte; darum wendeten sich die Völker selber an den Papst, und sollte dem die Herrschaft nicht gehören, den Gott so wunderbar unterstützte, daß er ohne Waffengewalt mächtigen Fürsten entgegentrat, ihr Herz bezwang und die Völker rettete? So entstand der Kirchenstaat und so wurde der Papst zugleich ein weltlicher Fürst; ohne daß er es suchte, und ohne daß es Jemand ändern konnte. Aber es mußte nach Gottes Willen auch so weit kommen, daß die weltliche Herrschaft des Papstes und sein Kirchenstaat von Königen und Völkern anerkannt wurde. Das ging so zu. Die Franken waren damals das mächtigste Volk in Europa, aber ihre Königsfamilie, die sich Merowinger hießen, artete in Faulenzer aus und nur die Hausmeister hielten das Reich noch in Ordnung und Ansehen. Das sahen die Franken wohl und wählten den Hausmeister Pipin zum Könige, da der Merowinger Karlmann ohnehin seine Würde freiwillig niederlegte, um in einem Kloster seine Tage zu beschließen. Die Franken fragten den Papst um Rath und dieser überlegte Alles wohl, hieß die Wahl Pipin's zum König gut und ließ ihn durch seine Abgeordneten feierlich mit der königlichen Würde bekleiden. Zwei Jahre darauf starb Wilderich, der letzte Merowinger, und nun wurden die Karolinger, so hießen die Nachkommen der mächtigen fränkischen Hausmeister, vom Papste gesalbt und als Königshaus erklärt, und diese Karolinger sahen ein, wie nothwendig für sie das Papstthum sei und wie dankbar sie gegen dasselbe sein müßten.

Der Longobarden-König Luitprand starb und sein Nachfol-

ger Rachis erneuerte den Frieden, den sein Vorfahr mit dem Papste geschlossen hatte und doch machte er einen verheerenden Feldzug und nahm Perugia (lies Perudschia) weg. Papst Zacharias redete ihm aber so stark in's Gewissen, daß er alsbald alle seine Eroberungen an den Papst zurückgab, seine Krone niederlegte und in's Kloster ging.

Dem Rachis folgte nun sein Bruder Aistulph auf dem longobardischen Throne und dieser nahm dem Papste alsbald, was er nehmen konnte. Der griechische Kaiser rührte sich wieder nicht, der Papst versuchte Alles, um den Aistulph von seinen Planen und Raubzügen abzubringen. Da war guter Rath theuer. Aber in dieser Noth kam unvermuthet eine Ehrengesandtschaft vom Frankenkönig Pipin an den Papst in Rom an, die ihn einlud, mit dem Könige persönlich zusammen zu kommen und bei dieser Gelegenheit bat er Pipin, er möge auf gütlichem Wege durch eine Gesandtschaft den Aistulph bewegen, seine Feindseligkeiten gegen Rom einzustellen. Das that Pipin, aber Aistulph wollte es auf die Waffen ankommen lassen und Pipin siegte so, daß er die Macht der Longobarden ganz vernichten konnte, was er auch gethan hätte, wenn ihn nicht der Papst um Milde gebeten hätte; es schien ja genug, daß Aistulph den Frieden eidlich gelobte. Kaum jedoch war Pipin wieder heimgezogen, so brach der treulose Aistulph seinen Eid. Aber Pipin erschien wieder und schlug ihn gänzlich, nahm ihm die Städte und Landschaften ab und gab sie an den Papst zurück, der sie seither väterlich beschützt und regiert hatte. Und zu dieser Rückgabe fügte Pipin noch ausdrücklich die Schenkung des Kirchenstaats an den Papst und von jetzt an verpflichteten sich die Römer zu Treue und Gehorsam gegen den Papst, waren seine Unterthanen und er ihr rechtmäßiger Fürst.

Nun sandte der Kaiser in Constantinopel Gesandte an den Pipin und versprach ihm alles Mögliche, wenn er die von den Longobarden eroberten und noch zu erobernden Städte ihm, dem griechischen Kaiser, überließe. Aber Pipin erklärte, diese Städte

gehören dem heiligen Petrus und seien Eigenthum der römischen Kirche und befahl dem Benediktinerabt Fulrad, eine Schenkungsurkunde nach Rom zu bringen und die Schlüssel der eroberten Städte im Namen des Frankenkönigs auf der Confessio Petri niederzulegen.

Nun war Italien unter drei Herrschern vertheilt: Mittel-Italien mit Rom gehörte dem Papste, Unteritalien dem griechischen Kaiser, Oberitalien den Longobarden, deren König damals der treulose Dietrich war, welcher verheerend in das päpstliche Gebiet einfiel, wurde aber von Pipin zu Paaren getrieben. Dennoch drohte er stets mit einem Angriffe auf das päpstliche Gebiet und endlich wollte er seinen Plan ausführen. Aber nun erschien Karl der Große, schlug den Dietrich und machte dem Longobardenreiche ein Ende im Jahre 768. Der Papst bereitete seinem Retter einen feierlichen Einzug in Rom und dieser ließ sich die Schenkungsurkunde seines Vaters vorlesen, bestätigte sie nicht nur, sondern fügte auch noch neue Besitzungen dazu, unter andern das Herzogthum Spoleto. Sein Hofkaplan Eutherius mußte die Urkunden aufsetzen und Karl unterschrieb sie und blieb Schirmherr und Vertheidiger der Kirche. Er übte also die Pflichten eines römischen Kaisers, und als Karl im Jahre 800 nach Rom kam, krönte der Papst ihn als römischen Kaiser.

So wurde und blieb der Kirchenstaat ein rechtliches Reich des Papstes, bis Napoleon auf den Gipfel seiner Macht kam. So gerne sich Napoleon mit Karl dem Großen vergleichen ließ, so handelte er doch gegen den Papst ganz anders als dieser große Kaiser. Napoleon verlangte, auch der Papst solle Alles gut heißen und mitmachen, was er als Kaiser der Franzosen gegen die Engländer ausführen wollte. Aber der Papst Pius VII. war bei aller Milde so gerecht und muthig, daß er allein es wagte, dem gewaltigsten Manne seiner Zeit entgegen zu treten und ihm zu erklären: „Ich bin der gemeinsame Vater aller Christen und kann unter denselben keine Feinde haben.“ So gerecht war er selbst gegen die Engländer, die sich so gar

nichts um ihn zu bekümmern pflegten und schon so lange von Rom abgefallen, ja Roms bittere Feinde waren. Das hatte Napoleon nicht erwartet und er schickte also sogleich ein Dekret nach Rom, das so lautete: „Der Kirchenstaat hat aufgehört zu bestehen und ist dem Kaiserreiche einverleibt, das Tiberdepartement wird bis auf Weiteres von einem französischen Präfekten regiert." Seinen Sohn ernannte Napoleon zum König von Rom. Der Papst sah, daß es sich nicht blos um sein Gut und Recht, sondern auch um die Kirchenfreiheit handle und sprach den Bann über Napoleon mit aller Festigkeit aus. Napoleon stellte sich, als bekümmere ihn das gar nicht und fragte lachend die ihn umgebenden Fürsten und Generale: „Was meinen Sie, meine Herren, wird diese Excommunication des Papstes wohl machen, daß meinen Soldaten die Waffen aus den Händen fallen?" Aber dieser Spaß wurde bitterer Ernst, denn in Rußland fielen nach Gottes Veranstaltung wortwörtlich seinen Soldaten die Waffen aus den Händen und seine unermeßliche Arme ging theils jämmerlich unter, theils fliehend auseinander. Der Papst bestieg an dem Tage seinen Thron wieder, an welchem Napoleon in die Verbannung wandern mußte. Der König von Rom starb und der Papst blieb Fürst des Kirchenstaates. — Wer hier Gottes Vorsehung nicht sieht, muß stockblind sein; denn alles hier Erzählte ist Geschichte, wahrhaftige Geschichte.

So ist also der Kirchenstaat entstanden: aus der tiefsten Niedrigkeit stiegen die Päpste auf den Thron, die Kaiser mußten weichen, die wildesten Völker abziehen, die griechischen Kaiser ihr Reich in Italien aufgeben, die weisesten und besten Fürsten den Papst in seiner Herrschaft bestätigen und erhalten und ungerechte Herrscher sich bestraft sehen, wenn sie sich an dem Erbgute des hl. Petrus vergriffen. Aber warum hat es wohl Gott so gefügt, daß der Papst einen eigenen Staat hat, daß er auch ein Fürst ist? Darauf könnte ich kurz antworten: weil es Gott offenbar so fügte; also muß es auch so gut und zweckmäßig

sein. Doch kann ich leicht zeigen, daß auch eine vernünftige Betrachtung gute Gründe für das Bestehen des Kirchenstaates aufzuweisen hat. Der Papst ist der gemeinschaftliche Vater aller Christen und wie oft waren diese bedrängt und nahmen in ihrer Noth ihre Zuflucht zu ihm! Ohne seine Macht und Ansehen, ohne sein Geld und Gut hätten Millionen Christen untergehen müssen, wenn dieser Vater ihnen nicht hätte beistehen können. Zudem hat Gottes Weisheit ihm ein Reich gegeben, das groß genug ist für einen Kirchenfürsten und seine Aufgabe, die Völker religiös und sittlich zu leiten, und doch nicht so groß, daß es einem andern Fürsten, oder gar der Welt gefährlich werden könnte. Leider drang so oft des Papstes Vaterstimme nicht durch, wo er Unrecht bekämpfen wollte; aber wie oft wog sein Fürstenwort schwer in der Waagschale der Völker! Wie mancher gewaltthätige oder verblendete Fürst hat erzürnt und erstaunt ausgerufen: kann man denn mit diesem Rom nicht fertig werden? Es wäre aber gescheidter gewesen, nachzudenken, warum man bei aller Macht mit dem friedlichen Kirchenfürsten nicht fertig wird?

Ein selbstständiger Fürst sollte der Papst werden, um unabhängig zu bleiben und so ein gerechter Vater aller Völker bleiben zu können. Säße er in Paris, oder Wien, oder Madrid, so würden die Nationen bei Allem, was er thäte, den Argwohn haben, er handle eben den Franzosen, oder Oesterreichern, oder Spaniern zu lieb. Der höchste geistliche Vater auf Erden soll nicht über die Fürsten herrschen, aber auch keinem Fürsten unterthan sein und deßhalb fügt man sich lieber seiner geistlichen Autorität. Auf diese Art kann er die Seelen am zweckmäßigsten leiten. Er muß ein freier Fürst sein und seine eigenen Unterthanen dürfen ihn nicht stören in seinem großen Amte. Und so oft die Römer toll geworden sind, oder die Päpste von Rom weg waren, litt der Kirchenstaat sichtbar und Rom wurde erschreckend arm und menschenleer.

Eine tolle Partei in Rom und Italien hat wieder vor einigen Jahren von alter Republik geträumt und unser edler Papst

Pius IX. floh nach Gaëta, erklärte aber ausdrücklich, daß er deßwegen Rom verlassen habe, um sich die volle Freiheit seiner Amtsgewalt zu wahren. Nicht die Römer vertrieben ihn, sondern ungezogene Buben schüchterten eine Zeit lang Alles ein und dumme Jungen in Europa lachten dazu. Aber verständige Männer schüttelten den Kopf. Die Bubenherrschaft nahm ein klägliches Ende und Pius IX. sitzt wieder auf seinem Throne. Wer weiß, ob diese Flucht des guten Kirchenfürsten nicht endlich den christlichen Mächten die Augen öffnet, daß sie die Bedeutung und das Recht des Kirchenstaates erkennen und ihm den Schutz der ganzen Christenheit angedeihen lassen? Dann wird es auch bei diesen irdischen Herrschern eintreffen, daß des Vaters Segen den Kindern Häuser baut. Wollen sie aber das älteste und ehrwürdigste Reich der Welt der Narrheit oder ungerechten Gewalt preisgeben, so versündigen sie sich so an der Kirche, welcher dieser Staat gehört, daß es eintreffen wird: der Mutter Fluch reißt die Häuser nieder, welche des Vaters Segen gebaut hat. (Sirach 3, 11.) — Hiemit kann ich die Sache beschließen; denn du kannst jetzt aus der Geschichte und Vernunft zeigen, wie der Kirchenstaat entstanden und wozu er da ist.

In Schwaben aber habe ich einen Vetter, dem ich das Alles auch schon gesagt habe. Zuletzt hat er mir zugegeben, daß er jetzt wohl einsehe, daß man viele Lügen und Dummheiten gegen den Kirchenstaat und den Papst, als weltlichen Fürsten, vorbringen könne und vorgebracht habe, und daß die Geschichte ihn nun eines Besseren belehrt habe. Denn er glaubt noch an einen Gott und dessen Vorsehung und erkennt ihr Walten in der Schöpfung und Erhaltung dieses Kirchenstaates so ziemlich an, ob es ihm gleich aus allerlei Gründen nicht ganz angenehm ist, so etwas bekennen zu müssen. Denn er ist überhaupt kein sonderlicher Freund der Monarchien, sondern ein großer Freiheitsheld, aber jetzt mehr im Stillen als anno 1848 und 1849. Doch hängt er noch an der Republik, wahrscheinlich, weil er noch nie in die Schweiz gekommen ist. So möchte er wieder

sachte wegnehmen, was er der Geschichte hat zugeben müssen, will sich ein rechtliches Bestehen des Kirchenstaats, weil es ein geschichtliches sei, gefallen lassen; dreht sich aber sogleich auf dem Absatz herum und ist vergnügt, daß ihm zu rechter Zeit ein kluger Gedanke kommt. Denn jetzt hebt er so an:

„Der Katholicismus ist und bleibt ein Feind der bürgerlichen Freiheit.“

Er will sagen: die katholische Kirche &c., aber das geht ihm nicht recht über die Lippen und darum macht er aus der Mutter lieber einen Mann mit langem Namen und hat so den Vortheil, daß sich sein Protestantismus besser daneben ausnimmt. Lassen wir ihn also immerhin Katholicismus sagen; ihn aber nicht ohne richtige Antwort auf seine Behauptung davonlaufen. Und darum nehmen wir sein Wort im nächsten Kapitel auf's Korn.

II.

Der Katholicismus sei ein Feind der bürgerlichen Freiheit.

Es hacke keine Krähe der andern die Augen aus, sagt das Sprüchwort, und gerade, weil der Papst eben auch ein Fürst sei, hält er es mit den Fürsten und nicht mit der bürgerlichen Freiheit. Man habe wohl gesehen, wie er mit dem Aufstande der Polen und mit den Bewegungen der Jahre 1848 und 1849 unzufrieden gewesen. Wie der Papst, so auch seine Unterfürsten, die Bischöfe. — Mit diesen Behauptungen ist aber noch lange nicht bewiesen, daß der Katholicismus ein Feind der bürgerlichen Freiheit sei. Der polnische Aufstand war ja gar nicht auf bürgerliche Freiheit berechnet: es war ein Adelsaufstand, der das Volk zu verleiten wußte, gegen Rußland zu rebelliren. Wäre er gelungen und hätten die Polen gesiegt, so hätte der polnische Adel die Knute zur Hand genommen und das Volk wäre wieder so übel oder übler als vorher daran gewesen. Zudem war es ein unsinniger Aufstand, dessen schlimmes Ende der Papst leicht voraussah. — Die Jahre 1848 und 1849 sprachen viel von Freiheit, aber näher betrachtet, mußte sich jeder Ehrenmann für solche Freiheit bedanken. Denn Tollköpfe und Buben wollten herrschen und das nannte man Freiheit. Also will ich nur beim ersten Satze dieses Kapitels stehen bleiben und da will ich zeigen, daß der Papst alle und jede wahre Freiheit ehrt und also auch die der

Fürsten; daß er aber zu allen Zeiten gegen die Großen ernstlich aufgetreten ist, welche die Freiheit oder das Recht beugten.

Die meisten Päpste der ersten drei Jahrhunderte starben den Martyrertod, obgleich sie folgsame Unterthanen auch der heidnischen Obrigkeit waren; denn sie widersetzten sich dem höchsten Despotismus, der Abgötterei und Fürstenvergötterung. So oft ein Fürst im Laufe der Zeiten sich übernahm und kein Mensch ihm entgegentrat, war es der Papst, welcher ihm das muthige Wort des Täufers Johannes zurief: „Es ist nicht erlaubt" u. s. w. Wie die Päpste sorgten, daß die Völkerwanderung nicht Alles in den Boden trat, ja daß sie am Ende die wilden Völker zum Christenthum und zur Gesittung führten, kann Niemand läugnen und haben wir auch schon ein wenig im vorigen Kapitel betrachtet. Wollte ich alle Kämpfe der Päpste mit den Fürsten und zwar nur die Kämpfe für die Rechte und Freiheit Einzelner oder ganzer Völker erzählen, so müßte ich ein dickes Buch schreiben. Sogar unrechtmäßig verstoßene und schutzlose Ehefrauen fanden gegen mächtige Fürsten und Herren allein noch Schutz beim Papste. Hiefür will ich nur ein einziges Beispiel anführen. Gerade in jener Zeit, in welcher der Papst von den Longobarden hart bedrängt, vom griechischen Kaiser ganz verlassen war und seine einzige Stütze an den fränkischen Königen hatte, denen er auch vielen Dank schuldig war und solches offen aussprach, gerade in jener Zeit, im achten Jahrhundert, hatte Bertha, die Mutter Karls des Großen und Karlmann's den unglücklichen Plan im Kopfe, diese ihre zwei Söhne, obgleich sie bereits verheirathet waren, mit zwei Töchtern des Longobarden-Königs, Dietrich zu verehelichen, weil sie meinte, diese Verbindung werde ihrem Hause Friede und Nutzen bringen. Aber das wußte Bertha wohl, daß zu solchen Dingen kein Papst gut sehe; also betrieb sie die Sache in größter Stille und mag so bei sich gedacht haben: ist der Plan einmal durchgesetzt, so kommt der Papst zu spät und wird am Ende ein Auge zudrücken, da er ja unserem Hause viel verdankt und die einzige Stütze an uns hat.

Aber so still und eilig Frau Bertha die Sache betrieb, so gern der Longobardenkönig Desiderius auf den Plan einging und so wohl die neuen Weiber den beiden jungen Herrn gefielen, so daß sie die rechtmäßigen sogleich verstießen, so kam die Sache doch noch zur rechten Zeit an den Papst und der bedachte jetzt nichts als seine Pflicht, die Heiligkeit und Unauflöslichkeit der Ehe aus allen Kräften aufrecht zu halten ohne Ansehen der Person und selbst auf die Gefahr hin, die mächtigsten Freunde sich in Feinde umzuwandeln. Also schrieb der Papst den jungen Herrn und erinnerte sie an ihre Pflicht, führte ihnen auch das Beispiel ihres Vaters vor, der auch einmal verblendet, seine Gattin, ihre Mutter Bertha, habe verstoßen wollen, aber vom Papste sich habe zurechtweisen lassen. Ja, der Papst hatte so viel Muth, ihnen mit dem Kirchenbanne ernstlich zu drohen, wenn sie ihre Gattinnen verstoßen sollten. Die jungen Fürsten aber erkannten ihr Unrecht, standen ab von ihrem Vorhaben und hatten nur um so größeren Respekt vor dem Papste, welcher nur auf seine Pflicht und das Recht sah. —

Als der griechische Kaiser Leo, der Isaurier zubenannt, gar toll sich benahm und die Freiheit der Christen und Völker antastete, da rettete wieder ein Papst das Abendland vor diesem rohen Tyrannen, indem er Pipin den Kleinen zum Könige der Franken erhob. Später trat im Mittelalter eine Zeit ein, wo die großen Herren, Fürsten Grafen, Barone und Ritter eine Lehensherrschaft sich anmaßten, daß alle bürgerliche Freiheit dahin war, bis die Kreuzzüge diese Lehensherrschaft brachen, die Herren durch eine tüchtige Aderlässe schwächten und das Volk von gänzlicher Knechtschaft und Verarmung retteten. Wer aber diese Kreuzzüge in's Leben rief und unterstützte, das waren wieder die Päpste. — Bald kam eine neue Gefahr für die bürgerliche, ja für die ganze Freiheit Europa's. Die Hohenstaufen in Schwaben kamen so schnell in die Höhe und bis auf den kaiserlichen Thron, daß sie große Dinge im Schilde führten. Dieß durchschauten vor Allem die Päpste und die Hohenstaufen sahen eben-

falls, daß Niemand ihren Weltreichsplanen mehr entgegen sei, als die Päpste. Also banden sie mit diesen an und gruben so ihr eigen Grab. Ohne dieses wäre bürgerliche Freiheit auf lange Zeiten vernichtet gewesen. — Wer allein Napoleon nicht gefürchtet hat, haben wir im vorigen Kapitel gesehen. Noch nicht lange her ist es, daß ein Papst, Gregor XVI., dem mächtigen Kaiser Nikolaus von Rußland in's Gewissen redete. Der meinte, er könne mehr ausrichten, wenn er persönlich zum Papste gehe. Aber der vom Alter gebeugte Mann stand mit solcher Würde vor dem stolzen Zaren und sagte ihm die Wahrheit so frisch weg, daß dieser gewaltige Monarch sichtbar erschüttert wurde.

Gregor entschlief sanft und gesegnet von seiner Zeit und Nikolaus sank gebrochen in's frühe Grab.

Und wie der Papst als oberster Kirchenfürst sich zu allen Zeiten für Recht und Freiheit verwendet, keine Person angesehen und keine Gewalt und Macht gescheut hat, so haben es zu allen Zeiten auch seine Unterfürsten, seine Bischöfe gemacht und zwar mit wenigen Ausnahmen. Denn wo in der Welt gibt es keine Ausnahme? Statt einer Wolke von Beispielen und Beweisen für das muthige Auftreten der Bischöfe, will ich nur Einiges erzählen.

Dem Kaiser Valens fiel es ein, die religiöse Freiheit zu verkümmern und den Katholiken zu gebieten, sie sollten auf das Glaubensbekenntniß von Nicäa verzichten. Aber Bischof Basilius tritt dem Kaiser entgegen und straft sein frevles Unternehmen. Zornig droht der mächtige Despot dem Bischofe mit Einziehung seiner Güter, mit Verbannung, Martern und Tod. Und was antwortet Basilius? „Wer keine Güter hat, dem kann man keine nehmen, sprach er. Es sei denn, daß ihr diese Lumpen oder einige Bücher nöthig habt, welche mein ganzes Vermögen ausmachen. Ich kenne die Verbannung nicht, weil ich dieses Land nicht als das meinige betrachte; überall werde ich mein Vaterland finden, weil Gott überall ist. Was sollen mir die Martern thun, da mein Körper so schwach, so abgemagert ist? Der erste

Streich wird hinreichen, mich niederzustrecken. Der Tod wird eine Gnade sein, da er mich um so bälder zu Gott führt, für welchen ich lebe und nach welchem ich seit langer Zeit aus allen Kräften strebe. Wenn es sich um Gott handelt, sehen wir nur ihn allein an. Das Feuer, das Schwert, eiserne Nägel sind unsere Wonne; strafet also, drohet, brauchet eure Gewalt; ihr werdet nie über meinen Muth den Sieg davon tragen." Der Kaiser mußte sich für besiegt vor solchem Muthe erklären und die Glaubensfreiheit war gerettet durch einen alten, wehrlosen Greis.

Die Stadt Thessalonich hatte den grimmigsten Zorn des Kaisers Theodosius sich zugezogen und dieser ließ an siebentausend Menschen in dieser Stadt ermorden. So bestürzt und unwillig über solche Grausamkeit und Rachsucht Alles war, so wagte doch Niemand eine Silbe gegen den Kaiser laut werden zu lassen. Nur ein katholischer Bischof, Ambrosius, hat den Muth, dem blutigen Tyrannen kühn in den Weg zu treten. Denn als Theodosius in glänzendem Aufzuge mit seinen Trabanten die Kirche betreten will, steht Ambrosius unter der Kirchthüre, weist den Kaiser strenge zurück, hält ihm seine blutige That vor und setzt hinzu: „Ich erkläre dir, daß es mir unmöglich ist, in deiner Gegenwart das Opfer darzubringen; ich könnte es nicht nach der Vergießung des Blutes eines einzigen Unschuldigen, wie sollte ich es vermögen, nachdem du das Blut so vieler Unschuldigen vergossen hast! Wie könntest du den Leib des Erlösers in deine so befleckten Hände empfangen? Wie könntest du sein kostbares Blut an deinen Mund führen, du, der du ungerechterweise das Blut so vieler Personen durch ein in Hitze und Jähzorn gesprochenes Wort vergossen hast? Finde kein Unrecht darin, o Fürst, daß man zu dir sagt: „Du hast David in seinem Verbrechen nachgeahmt, ahme ihm auch in seiner Reue nach." Der stolze und mächtige Theodosius ließ sich nicht allein mit dieser Rede strafen, sondern vollzog auch demüthig die ihm aufgelegte Buße.

Die Stadt Antiochien hatte sich grob an den Bildsäulen

des Kaisers Theodosius und an denen der verstorbenen Kaiserin vergriffen und der gekränkte Kaiser beschloß, die Stadt in Asche zu legen. Niemand wagte es, sich der Stadt anzunehmen, welche bang dem traurigen Untergang entgegensah. Ihre wohlweisen Philosophen wußten nichts Besseres zu thun, als die Flucht zu ergreifen. Nur ein Priester, Namens Flavian, wagt es, vor den Kaiser zu treten und also zu sprechen: „Ich komme nicht allein von Seite meines Volks, ich komme von Seite des Herrn der Engel, um dir zu erklären, daß, wenn du den Menschen ihre Fehler vergibst, dein himmlischer Vater dir auch deine Sünden vergeben wird. Erinnere dich also an den Tag, wo wir Alle Rechenschaft von unsern Handlungen geben werden. Die andern Abgeordneten bringen dir reiche Geschenke dar; ich bringe dir nichts, als das Evangelium, welches dich ermahnt, unserm Herrn nachzuahmen, der nicht aufhört, uns mit seinen Gütern zu überhäufen, obgleich wir ihn alle Tage beleidigen. Täusche meine Hoffnungen und meine Verheißungen nicht, und wisse, daß, wenn du unserer Stadt verzeihst, ich mit Vertrauen dahin zurückkehren werde; wenn du aber meine Bitte verwirfst, so werde ich nicht mehr dahin zurückkehren; ich verzichte auf mein Vaterland." Der Kaiser läßt sich von der Rache abbringen und die Stadt war gerettet.

Der Kaiser Arkadius befiehlt dem Erzbischof Chrysostomus von Konstantinopel, seine Kirche zu verlassen. Dieser aber entgegnet mit apostolischem Muthe: „Diese Kirche habe ich von Gott empfangen, um für das Volkswohl zu sorgen; ich kann sie nicht verlassen. Aber wenn du darauf beharrst, so treibe mich, da die Stadt dein ist, mit Gewalt hinaus, damit ich eine gesetzliche Entschuldigung habe."

Der Graf Bonifaz empörte sich und riß das morgenländische Reich an sich. Nur der Bischof Augustin hält dem Sieger sein Unrecht vor, bringt ihn zur Unterwerfung unter den Kaiser und nimmt sich nun beim Kaiser auch des Reumüthigen an.

Chrysostomus, der so oft vom kaiserlichen Hofe mißhandelte

Erzbischof von Konstantinopel, tritt ohne Scheu seinem Feinde, dem Aufrührer Gainas entgegen, befiehlt ihm, den Purpur abzulegen und sich dem Kaiser zu unterwerfen.

Wie Papst Leo Rom rettete, so trat der heilige Lupus, Bischof von Troyes dem Hunnenkönige Attila entgegen und brachte ihn dahin, daß er abzog und so Volk und Freiheit gerettet war.

Thomas Becket, Erzbischof von Kanterbury, kämpfte mit der Ungerechtigkeit seines Königs Heinrich II. von England, ließ sich berauben und verbannen und zuletzt ermorden.

Als man Wilhelm den Eroberer in das Grab legen wollte, verweigerten ihm die versammelten Bischöfe die Ehre des Begräbnisses, weil ein Privatmann den verstorbenen Fürsten anklagte, er habe das Haus seines Vaters widerrechtlich an sich genommen. Zu allen Zeiten sind die Bischöfe Wächter der bürgerlichen Freiheit gewesen und sind den Tyrannen im Leben und Tode entgegengetreten; ich erinnere nur an die Bischöfe Clemens August von Cöln und Droste von Vischering in Münster, die sich in unserer Zeit so muthig gezeigt haben als ihre Vorfahren in den ersten Zeiten des Christenthums.

Ueberhaupt zeigt die Geschichte, daß alle Tyrannen Feinde des Katholicismus gewesen sind; denn sie sahen, daß dieser bürgerliche Freiheit fodert und vertheidigt. Das liegt in seinem Wesen: er will Gemeingeist, verbietet den Egoismus und hat gegen alle Macht der Welt und der Hölle die Lehre aufrecht erhalten, daß jeder Mensch frei sei, weil er freien Willen habe. Wer hat das Völkerrecht aufgestellt? die katholische Kirche zuerst. Ihre größten Gelehrten und frömmsten Söhne lehrten, daß die Regenten dazu da seien, daß sie das Wohl der Völker befördern. So der hl. Thomas von Aquin, der ausdrücklich sagt: „Wenn das Regiment eines Einzigen, eines Königs das beste ist, so ist das Regiment der Tyrannei das schlechteste. Sobald die Regierung darauf hinausgeht, ungerecht zu werden, dann ist das Regiment Mehrerer, obwohl schwächer als das andere, vorzu-

ziehen, wenn gleich die Regierenden sich gegenseitig hindern. — Wenn die Tugend im Gutesthun sich bewährt, so muß ein König seine Unterthanen gut regieren; das soll seine Vergeltung, das seine Glückseligkeit sein."

Ist Alles recht, sagt man. Man kann allerlei schöne Stücke aus der Geschichte erzählen, die den Satz widerlegen sollen, daß der Katholicismus der Feind der bürgerlichen Freiheit sei und es ist doch etwas an diesem Vorwurfe. Denn der Katholicismus hat eben eine Verfassung, welche gar nicht so aussieht, als wäre sie der bürgerlichen Freiheit hold. Im Katholicismus muß man glauben und folgsam sein. — Ganz richtig; aber ist bürgerliche Freiheit unverträglich mit Glaube und Folgsamkeit? Im Gegentheil: ohne Glaube und Folgsamkeit gibt es nur Tyrannei oder Willkür, also gar keine Freiheit.

Die Verfassung der katholischen Kirche ist so, daß sie sich mit der Republik, wie mit der Monarchie verträgt; das siehst du in allen Ländern und zu allen Zeiten. Die Verfassung der Kirche geht hervor aus ihren Lehren, oder wie man auch sagt: aus ihrem Geiste. Nun nenne mir eine einzige Lehre der Kirche, welche der bürgerlichen Freiheit zuwider wäre. Du findest keine einzige. So will ich dich an einige ihrer Lehren erinnern, aus denen du sehen mußt, daß sie die wahre Freiheit aller Menschen will. Den Königen schärft sie ein, daß sie ihre Macht lediglich von Gott haben, nur zum Wohle der Völker, und zeigt ihnen die schwere Rechenschaft, die Gott von ihnen fordere. Die Ehre, die man Königen erweist, sollen sie nicht auf ihre Person, sondern allein auf Gott beziehen. Sie sollen Gehorsam von den Unterthanen fordern, aber diesen selber mit gutem Beispiel vorangehen und die göttlichen Gebote und die Gesetze zuerst achten und befolgen. Sie macht keinen Unterschied zwischen Fürsten und Unterthanen und verlangt das Gleiche von den Fürsten wie von den Unterthanen. Sie verlangt gleiches Recht für Alle, Zugänglichkeit der Herrschenden, namentlich für die Armen und Leidenden, ihre Theilnahme an allen Sorgen und Leiden der

Völker. Sie verlangt Demuth der Machthaber und züchtigt ihren Stolz. Zu der höchsten Gerechtigkeit sollen sie die sanfteste Milde fügen und sie straft alle Härte und Grausamkeit auch an den Höchsten der Erde und hält ihnen edle Beispiele vor, wie z. B. Davids. Als er bitteren Durst einst litt, wagten drei muthige Krieger ihr Leben und brachten ihm Wasser. Aber David trank es nicht, sondern sprach: „Gott verhüte, daß ich trinke das Blut dieser Männer und die Gefahr ihrer Seele.“ So will die Kirche, daß jeder Fürst das Leben seiner Unterthanen schone. Und nicht blos ihr Leben, auch ihr Eigenthum, so daß der König möglichst wenige Abgaben erheben soll, indem sie an das Wort erinnert: „Wer die Leute zum Zorn reizt, ruft Zwietracht hervor (Sprüchwort. 30, 35). Trifft das Volk Unglück und Leiden, so soll der Fürst mit David sagen: „Ich bin's, der gesündigt hat. Wende, ich bitte dich, deine Hand wider mich und das Haus meines Vaters“ (2. König. 24, 17). Die Fürsten müssen im Kampfe das Leben wagen und den Völkern muthig vorangehen, wie David und die Machabäer gethan, welche einst sprachen: „Wir wollen sterben für unser Volk und für unsere Brüder“ (1. Machab. 3). Kurz: alle Fürsten, die sich nach den Lehren der Kirche richteten, waren Väter der Völker und Vertreter der bürgerlichen Freiheit; alle Fürsten, welche die Kirche verachteten, waren Despoten und sogar, wenn sie es gut meinen wollten, trafen sie es schlecht und die Völker litten dabei.

Wie Christus gekommen ist, um allen Menschen wahre Freiheit und Erlösung zu bringen, so hat die Kirche das Heidenthum auch als Sklaverei bekämpft und gibt dem ärmsten Sklaven nicht weniger von ihren höchsten Gütern als dem ersten Monarchen der Erde. Bis auf diese Stunde bekämpft und verdammt sie die Sklaverei und da sie die Macht nicht hat, ihr ein Ende zu machen, so sendet sie ihre Missionäre zum Troste der Sklaven und als Vorboten ihrer Freiheit.

Ganz Asien und Afrika zeigt uns, wohin wir ohne die Kirche gekommen wären: in die unumschränkteste Herrschaft elender

Despoten. Darum haben diese auch zu allen Zeiten den Stiel umgekehrt und gesagt: die katholische Kirche kann keine Fürstenmacht leiden, sie reizt zum Aufruhr, so daß man sieht: hier kann die Wahrheit nur in der Mitte liegen; das heißt, die Kirche will gesetzliche Freiheit, also keinen Aufruhr und keine Despotie.

Aber die Kirche verlangt ja Unterwerfung selbst unter eine ungerechte Gewalt. — Allerdings, wie Christus und die Apostel und ersten Christen sich den Heiden unterworfen haben. Denn dieser Gehorsam schwächt die Freiheit nicht ab und gibt den wahren Muth, wie wir aus den Beispielen der Märtyrer sehen. Da, wo man diesen Gehorsam mißbrauchen, gegen Gott und das Gewissen wenden wollte, da trat eine Freiheit auf, die unüberwindlich war, weil sie keine Qual und keinen Tod fürchtete.

Kommt wieder eine Einsprache: der Katholicismus ist doch der Freiheit gefährlich; denn in ihm selber herrscht ja Despotismus: da ist ein Papst und wer richtet ihn? ein Bischof und was kann der untergeordnete Clerus machen, wenn der Bischof ein Despot ist?

Gerade der Papst und die Bischöfe müssen vor Allem die Lehren der Kirche und das ganze Kirchenrecht beschwören und die Hauptlasten liegen sammt der größten Verantwortlichkeit zuerst auf den Kirchenoberen. In diesem Sinne und Geiste hat Jesus den Aposteln die Füße gewaschen, nennt der hl. Apostel Paulus sich „Diener" und der Papst schreibt sich Knecht der Knechte Gottes. — Leset das ganze neue Testament, höret die Erblehre, vernehmet die unzähligen Gebote der Kirchenversammlungen und ihr findet: die schwersten Ketten sind den Kirchenoberen auferlegt. Wenn Einer sie abwirft, so beweist das nichts, als daß er ein unwürdiger Bischof ist und wenn der untergeordnete Clerus sich bedrücken läßt, so duldet er entweder freiwillig auch Ungerechtigkeit und stellt Alles Gott anheim, oder kennt er seine Rechte und den Weg nicht, seine Freiheit aufrecht zu erhalten. Kein Reich hat eine so geordnete Verfassung, wie die Kirche, man kann sich von Stelle zu Stelle, bis an den Papst wenden, man

hat in ihr Versammlungen von dem kleinsten Kirchensprengel bis hinauf zum Welt-Concil, d. h. zu einer Versammlung, auf der die katholische Christenheit der ganzen Erde vertreten ist.

Welche Drohungen fügt die Kirche ihren Befehlen bei und welche Strafen! Es sind Päpste und Bischöfe entsetzt, ja eingekerkert worden von der Kirche.

Nennet mir einen einzigen Kirchenlehrer, Papst, Bischof oder Heiligen, der den kirchlichen Despotismus lehrte oder vertheidigte. Noch weit strenger ist die Kirche gegen die Gewaltthätigkeit der Kirchen- als die der Landes-Fürsten. Die ganze Erblehre und eine Menge der gelehrtesten und heiligsten Männer haben hiefür Zeugnisse abgelegt und wenn ich mich nicht etwas kurz fassen müßte, könnte ich genug solcher Zeugnisse anführen.

Nicht einmal der Papst hat eine unabhängige oder absolute Gewalt; denn er steht nicht blos zuerst unter allen Geboten Christi, sondern auch unter allen Kirchengesetzen, Kirchenbestimmungen und Geboten, weil auch diese dem heiligen Geiste zugeschrieben werden. Der Papst hat kein anderes Vorrecht, als daß er Wächter des Glaubens, der Sitten und kirchlichen Gesetze ist. Schon der hl. Papst Gelasius sagt deshalb: „Die Verordnungen der Synoden, durch die Uebereinstimmung der ganzen Kirche angenommen, müssen mit mehr Ehrfurcht von dem heiligen Stuhle beobachtet werden, als von den anderen Bischöfen, weil er sie durch seine Autorität bekräftigt und mit der größten Sorgfalt bewahrt."

Der Papst Zosimus, der noch vor Gelasius gelebt hat, sagt: „Selbst die Autorität der obersten Stelle kann nicht bewilligen, was den von unsern Vätern gegebenen Verordnungen widerstreitet; es ist ihr nicht erlaubt, die geringste Aenderung zu treffen."

Der hl. Papst Leo III. antwortete den Gesandten Karls des Großen, die ihn baten, nur eine Veränderung in der Art, das Symbolum zu singen, vorzunehmen: „Gott verhüte, daß ich mich den Vätern der Kirchenversammlung von Chalcedon

vorziehe, oder es wage, mich ihnen gleichzustellen." — Ausdrücke der Art finden sich in allen Jahrhunderten. — Noch ehe das Papstthum ausgebildet war, standen seine Schranken schon da und mit dem Papstthum sind den Bischöfen Schranken gesetzt. Nach dem Kirchenrechte hat der Papst stets das Recht gehabt, alle Bischöfe zu rügen, wenn sie die Disciplin (Kirchenzucht) nicht beobachteten, und vorzüglich, wenn sie ihre Brüder ungerecht verurtheilten. — Die Kirchenordnung bringt es mit sich, daß die wichtigeren Angelegenheiten, die ausdrücklich alle aufgezählt sind, nur vor den Papst gebracht werden sollen und daß dem Papste das Endurtheil über gewisse Personen und deren Vergehen vorbehalten ist, und das kann doch die Freiheit nicht beeinträchtigen.

Also sahen wir in aller Kürze, daß Päpste und Bischöfe Stützen der bürgerlichen Freiheit zu allen Zeiten waren, daß sie stets die Rechte der Großen achteten, aber auch die Rechte der Völker, herab bis zum Aermsten und Geringsten, und daher mit so vielen Tyrannen im Kampfe lagen. Die ganze Verfassung der Kirche beweist, wie ihre Glaubens- und Sittenlehre, daß sie die Trägerin wahrer Freiheit ist, indem sie Alle zur Pflicht anhält und jede Selbstsucht verbietet.

Was kann man jetzt noch vorbringen für den Satz: der Katholicismus sei ein Feind der bürgerlichen Freiheit? — Vergnügt über seinen Einfall, ruft Einer: Amerika! Dort ist Freiheit und fast lauter Protestantismus. — Wenn es nur mit der Freiheit und dem Protestantismus Amerika's auch seine Richtigkeit hätte. Aber gar Viele, welche in Amerika waren und noch dort sind, gestehen offen, daß es dort mit der Freiheit schlecht aussehe, daß dort eben nur Parteien an Parteien immer herrschen, daß dort Jedermann so engherzig und selbstsüchtig denke und handle, daß man Eckel bekomme und statt Freiheit nur Willkür, Betrug, Gewalt und Spitzbuberei sehe. So sagen und schreiben alle ehrlichen Leute seit mehr als dreißig Jahren über die Freiheit Amerika's. Vom amerikanischen Protestantismus aber sagen die

Protestanten selber, daß er nichts sei als pures Sektenwesen, so ohne Sitte und Religion, daß Einem wahrhaft graue. In neuester Zeit aber hört man vollends gar seltsame Geständnisse von Staatsmännern und Protestanten. Sie sagen offen: In Amerika geht Alles zu Grunde, wenn nicht zwei Dinge eintreten, 1) daß die Deutschen nach und nach Herr dort werden und 2) daß der Katholicismus über das amerikanische Sektenwesen siegt, das wie Ungeziefer am Leichname nagt.

Und gerade jetzt scheint der liebe Gott alle Anstalten zu treffen, den Deutschen zum Uebergewichte in Amerika zu verhelfen und wie die katholische Kirche sich ruhig, aber unaufhaltsam dort ausbreitet, kann man mit Zahlen beweisen. Erst kürzlich schrieb ein deutscher Protestant und kein sonderlicher Freund des Katholicismus ein Buch über Amerika, und aus diesem Buche, dem auch die Protestanten die Wahrheit gar nicht abstreiten, will ich nur etliche Sätze her schreiben: „Amerika, heißt es dort, ist das Land der Sekten, das Land, wo die Religion auf allen Gassen schreit, aus jedem Winkel schaut, wo sie unaufhörlich die stärksten Thaten hervorbringt und, glaub' ich, nirgends weniger wahrhaft beseligt. — Die katholische Kirche tritt in gebieterischem Glanz, in kunstvoller Gestalt und Geschlossenheit dem Amerikaner gegenüber. Mit Siegesgewißheit spricht sie von ihrer Macht und ihrem Wachsthum. In den wohleingerichteten Klöstern und Schulanstalten wird feinere Bildung gewährt, prachtvolle Kathedralen steigen auf, die Messe wird begleitet von einer Auswahl von Musikanten, der Bischof predigt vor dem Altare zur Gemeinde gewendet mit Stab und Mitra, das mystische Glück der Gnadenmittel der Kirche steht verheißend im Hintergrunde — das macht Eindruck, das lockt. — Daneben schaffen die Katholiken, wohin sie nur kommen, sehr viel in Erziehungshäusern, Hospitälern, barmherzigen Schwesterhäusern, Waisen-, Blinden-, Irren-, Taubstummen- und Armenanstalten und was die Katholiken darin thun, das ist tüchtig, reichlich und sauber. So etwas Praktisches gefällt dem Amerikaner nun

ganz besonders. — Dann aber haben die Katholiken in den vereinigten Staaten wie in Canada auch einen Ueberfluß von weltklugen und feingebildeten Geistlichen, von Lehrern und Lehrerinnen, mit denen es die protestantischen Berufsgenossen gar nicht aufnehmen können. Da stehen nun die Prediger der alten englischen Sekten und wissen sich vor Aerger und Bangigkeit nicht zu fassen. Das Zeughaus ihrer eigenen Theologie bietet ihnen wenig Waffen, ihre Religion ist kalt, verständig und doch nicht vernünftig genug: nun beschimpfen und verfolgen sie die katholische Kirche und stellen deren Priester dar als die grimmigsten Raubthiere und erregen eine Wuth dagegen, welche die ganze Clerisei mit Haut und Haar verschlingen möchte. Das ist den Leitern der Katholiken ganz recht; vor wem man bange ist, dem wird man am ersten zur Beute. Sie haben, was in Amerika Alles ist, Geld vollauf, über die Hälfte davon kommt freilich aus Europa. Ihre Priesterschaft ist vortrefflich geordnet und eingeübt, die Masse ihrer Gläubigen gehorcht ihrem Wort, wie Ein Mann. Die katholischen Bischöfe sind jetzt schon Diejenigen, welche in den Freistaaten am meisten politische Macht haben. Wenn sie wollen, machen sie den Präsidenten wie den Statthalter, denn ihre Irländer gehorchen blindlings, leider auch viele Deutsche. (Man sieht: der Mann ist gewiß kein Katholik!) Doch sind sie vorzugsweise demokratisch, weil unter den Whigs, den aus England abstammenden Familien, ihre bittersten Widersacher sind; sie wissen aber ihre Politik wohl nach Umständen zu drehen. Laßt die Katholiken erst einmal pomphafte Processionen halten, laßt die Politiker sich, um sie zu benutzen, mit ihnen verbinden, und man wird die Uebertritte zur katholischen Kirche nicht mehr zählen können. Im Jahr 1776 verhielten sich die Katholiken zu den Protestanten, wie 1 zu 100, jetzt, wie 1 zu 15. Die katholische Bevölkerung verdoppelt sich, während sich die übrige in gleichem Zeitraume nur um ein Drittel vermehrt. Auf alle Fragen wußten mir die englisch-amerikanischen

Politiker Auskunft zu geben, nur nicht über die Zukunft der katholischen Kirche und des Sklavenwesens."

Also: Amerika und sein Protestantismus beweisen nicht, daß der Katholicismus ein Feind der bürgerlichen Freiheit ist; im Gegentheil: der Protestantismus hat sich bereits dort in Sekten aufgelöst, nimmt sichtbar ab und der Katholicismus sichtbar zu; somit ist das gerade Gegentheil wahr: der Katholicismus gedeiht auch in Freistaaten, wo der Protestantismus verkommt und jener kann also unmöglich ein Feind der bürgerlichen Freiheit sein. Das bekennen jetzt selbst Katholikenfeinde und wissen sich vor Unmuth nicht zu helfen.

Endlich bleibt gar nichts mehr übrig als England. Ja, dort gilt kein Katholicismus, dort ist er gewaltsam unterdrückt und gerade deswegen ist England ein freies Land! — Aber die Verfassung Englands kommt nicht vom Protestantismus und nicht von der Unterdrückung des Katholicismus her. Bereits fängt diese Verfassung an auszuarten und ein Amerikaner zeigt in einer Zeitschrift, daß diese Entartung nur vom englischen Protestantismus ausgehe. Er habe gänzliche Auflösung und Verwirrung in alle Klassen und Stände des Königreichs gebracht. Der König (Karl der erste) habe seinen Kopf darüber eingebüßt, die herrschende Königsfamilie sei gestürzt worden und die Herrscher Englands haben ihre Rechte verloren. Nicht besser sei es den Lord's oder Reichsräthen Englands gegangen. Die englischen Bischöfe aber, die geistlichen Lords, seien zu einer geistlichen Polizei herabgesunken und willenlose Werkzeuge in der Hand der Minister. Man sage: die englische Nation sei frei, weil Alles auf die Mehrheit der Stimmen im Hause der Gemeinen ankomme. Aber man sehe ja deutlich, daß diese Mehrheit nur von den Ministern geleitet werde und das sei doch keine wahre bürgerliche Freiheit. Vor der Reformation seien im englischen katholischen Parlamente auch die Bauern und Armen vertreten gewesen; jetzt nehme man nur auf Fabriken und Fabrikstädte Rücksicht. Jetzt schütze das Parlament nur die Geldsäcke. Es brauchte nur einen Cromwell

nach der Abschaffung des Katholicismus und alle Freiheit war in furchtbare Despotie verwandelt. Unser Amerikaner fährt also fort: „Indessen sind die Leute bis zum heutigen Tage dessen eingedenk, was ihre Väter gethan, und sie sind nicht zufrieden, zu sehen, wie sie immer ärmer, immer hilfloser, unwissender, ohnmächtiger, roher und sklavenartiger werden unter dem verderblichen Einfluß des von England im 16. Jahrhundert begangenen Abfalls von der Kirche und wie sie von Geschlecht zu Geschlecht mit immer steigender Strenge heimgesucht werden, bis die Bürde zu schwer wird, um länger getragen zu werden.“ — Alle Uebel (der hingeschwundenen Freiheit, des Wohlstands, der Ruhe u. s. w.), welche in England über Könige, Lords, die Kirche und das Volk gekommen sind, lassen sich unwiderleglich lediglich ableiten von der protestantischen Rebellion, (so sagt sogar ein Amerikaner!), die man dummer Weise Reformation nennt. Ja der Amerikaner setzt noch mit großen Buchstaben hinzu: „Was in England geschehen, ist in allen Ländern geschehen, wo diese Rebellion Platz griff und durch die Stände des Reichs angenommen wurde. Nie hat der Protestantismus etwas angebaut, und sein Sitz ist ein Haufe Ruinen; Verneinung ist das Wesen des Protestantismus, und Verneinung mit Verneinung multiplicirt, bringt Nichts hervor, wie Null mal Null eben Null ist.“ — „England hat seine Constitution, sein gemeines Recht, seine unabhängige Justiz, alle bleibenden Institutionen, die es für die Erhaltung seiner Freiheiten als wesentlich anzusehen gewohnt ist, aus katholischen Quellen und sein Protestantismus hat sie alle mehr oder weniger verstümmelt. Bringt man die Dinge auf die Waagschale, so wird man sehen, daß, was immer wahrhaft Gutes in dem politischen, socialen und bürgerlichen Leben in England und Amerika zu finden ist, aus katholischen Quellen abgeleitet wurde, und der Protestantismus von sich selbst nur Uebels gebracht hat, und

seine vergebliche Anstrengungen, altkatholische Institutionen zu reformiren, nur dazu gedient haben, dieselben zu verstümmeln."

Zeugnisse der Art könnte ich noch gar viele anführen, aber das beste Zeugniß ist die Erfahrung: Eine Menge rechtschaffener und gelehrter Engländer wird seit etlichen Jahren katholisch und das Land, welches den Katholicismus am bittersten haßte, verfolgte und ewig verbannt zu haben glaubte, wird in nicht zu langer Zeit eines der eifrigst katholischen Länder werden, oder — zu Grunde gehen.

Wo ist ein einziges Land in Europa, das sagen kann: seit ich nicht mehr katholisch bin, bin ich freier? Nicht ein einziges kann das sagen; vielmehr spürt man in allen Rippen und vom Kopf bis zum Fuße ein Reissen und Wehe, versucht alle Mittel, nur will man noch nicht gestehen, woher die Krankheit komme. Und so lange man dieß nicht sehen und bekennen will, kann man nicht heilen und nicht gesund werden.

Also: Amerika und England, alle protestantischen Länder und eine dreihundertjährige Geschichte des Protestantismus strafen ebenfalls die Behauptung Lüge, als sei der Katholicismus ein Feind der bürgerlichen Freiheit. Wenn dieser Vorwurf wahr wäre, so wäre es unbegreiflich, warum Rom und Petersburg nie sonderliche gute Freunde waren, warum das russische Zarenthum, der Erzfeind bürgerlicher Freiheit, so erbittert auf den Katholicismus ist. Ja es gibt gescheidte Leute, die es sich nicht nehmen lassen, daß Rußland ganz Europa knechten würde, wenn die katholische Kirche nicht wäre und daß es deßhalb schon Jahrhunderte lang auf alle Art die katholische Kirche anfeindet und unterdrückt. Es ist so klug, zu sehen, daß diese Kirche der erste und letzte Hort der bürgerlichen Freiheit ist. Aber noch etwas Aergeres muß ich sagen und weil es gar so arg ist, so will ich es geradezu einen wahrheitsliebenden Protestanten sagen lassen. Gustav Diezel aus Württemberg, ein protestantischer Theolog und tüchtiger Politikus, hat eine Schrift geschrieben, welche den Titel führt: „Die katholische Kirche als geschichtliche Macht und

die politische Unfähigkeit der protestantischen Richtungen in Deutschland" (Göppingen 1856). Da zeigt er, wo die Völker Rettung und Freiheit eben noch suchen können und kanzelt den Protestantismus, der sich mit seiner Weisheit und Freiheit so breit macht, tüchtig ab. Er sagt die Wahrheit so, daß ihm noch Niemand bis jetzt ernstlich widersprochen hat und mit Grund der Wahrheit wird man ihn auch nicht widerlegen können. Unter Anderem weist er nach: Beinahe seit 100 Jahren werde Deutschland eigentlich von Rußland regiert. Die russische Schlauheit habe stets im Stillen bösen Samen zwischen den deutschen Großmächten (Oesterreich und Preußen) gestreut und die kleineren Mächte gegen die großen in Eifersucht erhalten. So kann natürlich Deutschland nicht einig werden, nichts Rechtes zu Stande kommen, Rußland aber stets im Trüben fischen. Und nun spricht Diezel das Aergste aus: „Heute ist es nicht mehr gestattet, daran zu zweifeln, daß der Protestantismus in der Form, die er in Deutschland angenommen hat, bewußt und unbewußt der intime Verbündete Rußlands ist." Deshalb suchte man den Preußen das Uebergewicht in Deutschland zu verschaffen und Deutschland in einen Krieg mit Frankreich zu vermitteln. Daß Deutschland geschwächt wurde durch die Reformation, weiß jedes Kind; man sieht, greift und fühlt es ja schmerzlich. Es hatte ein weltliches Oberhaupt, und durch die Reformation bekam es so etwa drei Dutzend Fürsten und damit ja das Volk alle Freiheit einbüße, gab man ihnen unumschränkte Freiheit sogar über die Gewissen, so daß jeder Fürst auch protestantischer Papst ist und seine Leute oft mehr als einmal den Glauben wechseln mußten, weil der Fürst ihn wechselte. „Jedem einzelnen Fürsten, sagt Diezel, war der Protestantismus einfach ein Mittel der Herrschaft. Die äußere Geschichte des deutschen Protestantismus ist von Anfang eine schmachvolle. Aermlichkeit und Kümmerlichkeit waren seine Mitgabe. Es hat sich die Unmöglichkeit herausgestellt, die verschiedenen fürstlichen Träger des Protestantismus in Deutschland in

irgend welcher Weise so zu vereinigen, daß derselbe als eine politische Einheit hätte erscheinen können. Die deutschen Fürsten waren bereits zu Vasallen des französischen Königs (und nachher des russischen Kaisers) herabgesunken. — Der Cäsaropapismus, das kirchlich-politische Landesvaterthum ist bis heute das Wesen des deutschen Protestantismus geblieben und hierin ist die Verwandtschaft mit Rußland gegeben (wo der Kaiser unumschränkter Herr über Leib und Seele, Gut und Gewissen ist), das sich zum Protektor (Beschützer) dieser deutschen Staaten deshalb viel besser eignet als das katholische Frankreich. — An dem deutschen Protestantismus hängen: die Beschränktheit des Gesichtskreises, die Unfähigkeit über das Allernächste hinauszusehen, das Sich-verlieren im Einzelnen und Kleinen, die Unfähigkeit, sich selbst zu helfen, das Bedürfniß einer schützenden Gewalt, Mangel an Selbstthätigkeit und Strebsamkeit. — Der Protestantismus hat in Deutschland, im Kleinen wie im Großen, durch Entfesselung eines ungezügelten Individualismus (will sagen Selbstsucht) die organischen Gebilde des Volks- und Staatswesens (Gemeindeverfassung, Zunftwesen, Volksvertretung nach Ständen und dergleichen) zerstört und untergraben, und läßt die Bureaukratie (Beamten- und Schreiberherrschaft), also ein äußerliches und mechanisches Institut als die einzige Macht erscheinen, welche das innerlich Getrennte, Widerstrebende, in fortwährendem Kampf Begriffene äußerlich zu vereinigen im Stande ist, (aber wie! und wie lange?) — So spricht ein Protestant vom Protestantismus! Und was sagt er denn von der katholischen Kirche? Sie sei keine Anstalt des Stillstandes; sondern das Vorwärtsstreben liege in ihrem Wesen. Darum habe sie sich vom constantinopolitanischen Kaiserthum, in welchem nur Stillstand und Despotie herrschte, losgerissen und Europa vor Verknöcherung und Fäulniß bewahrt. Jenes Kaiserthum sei daher den Türken zur Beute geworden. Und darum kämpft die katholische Kirche mit Rußland, weil dieses wieder ein Reich der Knechtschaft und Fäulniß ist. „Die römische Kirche hat in Deutschland allein mit klarem

Bewußtsein und männlichem Nachdruck in geschlossenen Reihen gegen Rußland gekämpft und die russische Frage in Verbindung mit der deutschen Einheitsfrage gesetzt. — Oesterreich hat sich, von Deutschland weit mehr gehindert als gefördert, an die Spitze des Kampfes für die deutschen Interessen (und Preußen hinter Rußland) gestellt, und diese Stellung verdankt es nächst der Weisheit und Entschiedenheit seiner Staatsmänner und der Kraft seiner Heere vor Allem der Bundesgenossenschaft der römischen Kirche. (Daher das österreichische Concordat mit Rom und der unmächtige Jammer des deutschen Protestantismus! Aber man sollte doch wenigstens so viel darin sehen, daß endlich der Westen gegen den Osten in diesem Concordat sich ermannt hat, das heißt, daß man Rußland nicht mehr so fürchtet, wie einst und daher mit seinem Feinde, mit Rom, freundlich abzukommen wagt.)" — Das sagt der protestantische Theolog Diezel von der katholischen Kirche und ein Theil seiner Glaubensgenossen weiß nichts darauf zu erwidern und der andere Theil meint, so Unrecht möge der Diezel nicht haben, aber sagen sollte er es nicht.

Und wenn man Alles wegdisputirt, sagt mein Vetter, so will ich etwas sagen, was man mir stehen lassen muß: Die Protestanten sind reicher als die Katholiken. — Gut; wir wollen sehen und die Sache im nächsten Kapitel betrachten.

III.

Sind die Protestanten reicher als die Katholiken?

Gar zu gerne möchte ich sagen: was liegt daran, wer reicher ist? Es ist um den Reichthum gar oft eine verdächtige Sache. So ist Jesus mit seinen Aposteln blutarm gewesen und der einzige, der den Beutel führte, ist zum Schelmen und endlich zum Unglücklichsten geworden. Aber mein Vetter ist bibelfest und kommt mit dem Spruche: „Es kommt Alles von Gott, Glück und Unglück, Leben und Tod, Armuth und Reichthum.“ Sirach 11, 14. und setzt mir mit noch vielen anderen Bibelstellen auseinander, daß Reichthum auf Gottes Wohlgefallen und Segen deute und Gottes Wohlgefallen und Segen auf dem Guten ruhe. Wenn also die Protestanten reicher seien, als die Katholiken, so seien sie bei Gott wohlgefälliger und darum gesegneter und also besser als die Katholiken.

Gegen diesen Schluß hätte ich Vieles einzuwenden und könnte auch mit der Bibel kommen und den reichen Mann und armen Lazarus ein wenig vorführen. Aber wir wollen ja nicht als Gottesgelehrte disputiren, sondern Sätze der Geschichte und Erfahrungbesprechen und so muß ich mir obige Frage gefallen lassen.

Zuerst müssen wir natürlich fragen: in welchen Ländern sind die Katholiken arm und in welchen Ländern gibt es reiche Protestanten?

In Irland sind fast lauter Katholiken und so unbeschreiblich arm, daß schon lange her alle Jahre Tausende von Irlän-

dern verhungern und Tausende auswandern müssen, so daß die ganze Bevölkerung in nicht langer Zeit um Millionen abgenommen hat. Woher rührt diese Armuth? Man sagt kurz weg: die Irländer sind Katholiken und deßhalb faul und genußsüchtig und wohl auch zu dumm, um zu Etwas zu kommen.

Es ist wahr, es gibt manche Irländer, die verdrossen arbeiten; aber ist es ein Wunder, wo ihnen nichts mehr gehört und sie bei aller Arbeit nur für Fremde arbeiten, von diesen aber nie mehr erhalten können, als was gerade nur für's Hungersterben ist!

Es ist wahr, daß viele Irländer der Branntweinpest verfallen sind, aber aus Verzweiflung, um betäubt das tägliche Elend nicht immer sehen zu müssen. Dumm ist der Irländer von Natur nicht; es müßte ihn denn gerade sein Glaube um den Verstand gebracht haben; auf letzteres Kapitel kommen wir wahrscheinlich später noch ein wenig zu sprechen. Jetzt handelt es sich nur um die bittere Armuth Irlands. Das Land ist nicht klein, hat herrliche Weiden, viele Schafe, Ackerboden und auch Leinen- und Baumwollenfabriken. Lange strebte England nach dieser schönen Insel, verwüstete dort und verbrannte sogar die Ernten, bis das unglückliche Land im Jahre 1612 endlich ganz englisch, d. h. auf Tod und Leben an seine Mörder überliefert wurde. Alles Land wurde englischen Baronen gegeben, die Irländer sind nur Taglöhner um das elendeste Essen, oder Pächter, die den Rahm den Engländern überlassen und sich mit der blauen Milch und leider nur mit dem kleinsten Reste begnügen müssen. Ist es da ein Wunder, daß beinahe das ganze Volk bettelarm geworden ist? Ein ewiger Schandfleck für das protestantische England, der früher oder später schwer gerächt werden wird! Einstweilen aber läßt Gott solches Unrecht zu, läßt einen Theil der Nation schmachten und mit dem anderen treibt er Mission und der nach Amerika wandernde katholische Irländer muß dort dem Katholicismus zum Siege mit verhelfen und die Laibe backen helfen, die Amerika einmal England heimgeben wird.

Aber auch in Italien sollen die Katholiken arm sein? Allerdings gibt es dort auch arme Leute wie überall und der Südländer will nicht viel, weil er nicht viel braucht. Sein Reichthum besteht eben nicht in Geld und Gut und wer weiß, ob er nicht reicher, d. h. glücklicher ist, als der reiche Lord? Ueberdieß sollen Belgien und die Lombardei, wo ja fast nichts als Katholiken sind, schier die reichsten Länder der Erde sein und lange nicht so viele Arme haben, als zum Beispiel das reiche England, wo die Armensteuer erschreckend gewachsen und in stetem Zunehmen begriffen ist.

In der Schweiz sind die Protestanten, oder wie sie dort heißen, die Reformirten reicher als die Katholiken. Aber man sieht bald warum, wenn man auf die Lage der Cantone sieht: die reformirten Cantone sind fruchtbarer, ebener, besser gelegen, als die katholischen, die von Bergen eingeschlossen und von den reformirten Brüdern auf alle Art niedergedrückt werden. — Verweist noch Einer auf Englands und Amerikas Reichthum, so antworte ich mit den Worten eines Amerikaners, der beide Länder genau kennt und also schreibt: „Sagt Einer, man solle auf England und Amerika, zwei protestantische Nationen, schauen und sehen, wie der Protestantismus ihren Wohlstand zu einer fast fabelhaften Höhe gehoben habe, so kann man ihm antworten, er verstehe von England und Amerika so wenig, wie jener Italiener, der einst einen Amerikaner fragte, ob nicht Amerika eine Insel unweit London sei. — Der Wohlstand der beiden Länder ist zum Theil scheinbar, zum Theil wahr. Nicht Alles ist Gold was glänzt, was aber in beiden Ländern an wirklichem Wohlstande zu finden, ist nicht dem Protestantismus zuzuschreiben. Wer immer lesen und denken mag, kann sich leicht überzeugen, daß der Protestantismus seine Verheißungen in dieser Hinsicht nicht zu erfüllen im Stande ist. Er ist wie ein falscher Bankbrüchiger, der mit werthlosen Papieren bezahlt und mit dem Golde der Gefoppten davon geht. Er verspricht immer zu zahlen und zahlt nie. Man untersuche nur, wie viel von dem wahren,

nachhaltigen Wohlstande Englands und Amerikas dem Protestantismus als solchem zu verdanken ist und das Resultat wird Null sein." Dem habe ich nur noch das beizusetzen: wenn der Protestantismus an und für sich reich machte, so wäre er ja der leibhaftige Böse, dem die Reiche der Erde gehören und der sie denen verspricht, die ihn anbeten. So Arges darf man denn doch nicht vom Protestantismus denken.

Aber wie steht es dort, wo Protestanten und Katholiken untereinander wohnen? Da will ich der Wahrheit gemäs sagen, was ich gefunden habe. Da und dort sind sich beide Theile so ziemlich gleich geblieben, aber doch gewannen in der Regel die Protestanten einen Vorsprung im Reichthum, wie ein jüngeres Handlungshaus oft ein älteres überflügelt. Im Ganzen sind auch die Katholiken sorgloser und lebenslustiger als die Protestanten, die sich mehr an die Erde gewiesen sehen und im Angesichte, wie in der Seele, im Glauben, wie im Leben einen strengen, ja harten Zug nicht verbergen können. Hat seinen Grund, kann aber jetzt nicht weiter hier besprochen werden.

Da ich schon in mehr als einem Lande herumgekommen bin, so habe ich gefunden: Gar oft wird im Reichwerden der Protestant über den Katholiken, der Jude über den Protestanten und der Grieche über den Juden Herr. Was soll denn nun der Reichthum für den Glauben eigentlich beweisen?

Sagt es nur gerade heraus: der Protestant ist eben gescheidter als der Katholik und darum bringt er es weiter. Da muß ich zuerst fragen: werden die katholischen Kinder schon so dumm geboren? Nein, sagt der Protestant; aber sie werden eben nicht im Lichte des Glaubens aufgezogen wie die protestantischen Kinder. Was heißt denn das? Die Katholiken müssen mehr glauben, sind an eine Autorität gebunden, der sie in Glaubenssachen nicht widersprechen dürfen und das macht sie dumm. Aber die Protestanten wollen ja nur durch Glauben selig werden, da werden sie ja mehr glauben müssen, als die Katholiken. Ja, aber nicht Menschen, sondern lediglich der hl. Schrift. — Die

Katholiken glauben auch nicht Menschen, sondern der Kirche, welche einen menschlichen Leib und göttlichen Geist hat. Die hl. Schrift ist und bleibt ein Buch; ein Buch ist aber nichts Lebendiges und nur der Geist legt es aus; entweder der menschliche und dann gibt es so viele Auslegungen und Glauben als Menschen; oder der Geist Gottes, und dann gibt es nur einen Glauben.

Wenn aber das Vielglauben dumm macht, so muß am Ende das Nichtsglauben gescheidt machen. Solches lehrt aber nur der Teufel; der sagt auch: — Glaubet Gott nicht, so werdet ihr wie Gott sein." 1 B. Mos. 3, 5.

In was haben wir Fortschritte gemacht seit der Reformation? Fast nur im Maschinen-, Essen- und Trinkwesen. Wahrheitsliebende Protestanten haben es bekannt und drucken lassen, daß die Reformation den deutschen Geist zurückgeworfen und aufgehalten hat; von den dadurch entstandenen Kriegen nicht zu reden. Erasmus hat das Wort hinterlassen: „Wo immer das Lutherthum herrscht, da gehen die Wissenschaften zu Grunde." Gerade wissenschaftlicher, sagt man, ist die protestantische Welt geworden. So schien es, bis man dieser Gelehrsamkeit auf den Sprung kam: ihr Gipfel ist völliger Unglaube und Auflösung alles ächten Wissens und Glaubens.

Und doch ist der Katholicismus finster und dumm: denn man darf nur an den Hexenglauben und die Hexenverbrennungen denken. Aber was sagt die Geschichte dazu? Die meisten Scheiterhaufen haben protestantische Eiferer angezündet. Luther sah überall den Teufel, hatte lange Gespräche mit ihm und warf ihm das Tintenfaß auf der Wartburg nach. Statt vieler Beispiele führe ich nur als das Verbürgteste an (und ein Protestant bestätigt es in der Haller Literaturzeitung von 1830): „In der Nähe von Wolfenbüttel wurden von den Protestanten so viele Hexen hingerichtet, daß man wegen der vielen Pfähle, an denen die Unglücklichen angebunden worden waren, einen Wald zu sehen glaubte. In dem sehr kleinen Gebiete der freien protestantischen Reichsstadt Nürnberg wurden innerhalb 40 Jahren (vom Jahre 1577 bis

1617) durch's Schwert, Galgen und Rad in Folge von Hexenprozessen hingerichtet 356 Personen und 349 wurden gestäupt oder verstümmelt. In der kleinen protestantischen Stadt Nördlingen wurden vom Jahre 1590 bis 1594 nicht weniger als 35 Hexen verbrannt! Im Jahre 1713 verurtheilte die protestantische Juristenfakultät in Tübingen eine Hexe zum Tode und noch im Jahre 1782 ließ ein reformirter Prediger in Glarus eine Hexe verbrennen.

Wer erhob zuerst die Stimme gegen den Greuel der Hexenprozesse? Katholiken; zuerst Kornelius Boos zu Mainz, gestorben im Jahre 1593 und nach ihm die beiden Jesuiten: Adam Tanner, gestorben 1632 und Friedrich Spee, gestorben 1635. Wer hat das Unwesen zuerst abgeschafft? Katholische Fürsten, wie z. B. der Mainzer Churfürst Johann Philipp von Schönborn, welcher Folter und Hexenprozesse ausmerzte, während man noch lange in protestantischen Ländern sogenannte Hexen hinrichtete.

Wenn zum Reichthum auch die Kunst gehört, so ist bekannt, welche Kunstschätze die katholische Kirche fast zu allen Zeiten hatte und wie viele solche Schätze von den Lutheranern nicht beachtet, von den Reformirten und Calvinisten aber geradezu vernichtet worden sind. In der katholischen Kirche lebt die Kunst und deßwegen sind alle Künstler genöthigt, in katholischen Ländern, namentlich in Rom zu sehen und zu lernen.

Zum Reichthum gehört natürlich auch gute Boden-Cultur. Da bezeugen laut die Länder und Völker: die Mönche und Klöster haben wahrhaft cultivirt und die Bauern es gelehrt. Freilich die gepriesene neue Oekonomie lobt die Kirche nicht, bei der man Alles vertheilt, eine Judenwirthschaft gewinnt und Schlachtfelder, ja sogar Leichenäcker aufwühlte, um die Gebeine der dort ruhenden Menschen als Düngungsmittel zu benützen oder als Waare nach England zu verkaufen.

Wie entsetzlich sieht es jetzt weit und breit mit dem Armenwesen aus! Wohl hatte man in katholischen Zeiten öfters große Theurung und Hungersnoth, in Folge von Mißwachs, Krieg

und Mangel an Wegen. Aber stehend und allgemein war Noth und Elend nicht wie jetzt nach der Reformation. Ein protestantischer Engländer sagt das ehrlich mit folgenden Worten: „Engländer, hört! In katholischen Zeiten gab es keine Arme in England. Die Katholiken unterhielten die Armen, die Alten, die Wittwen, die Waisen, die Fremden und die Kranken aus den Zehnten und andern Einkünften der Kirche. In den damaligen glücklichen Zeiten gab es keine Armentaxen und Arbeitshäuser. Parlamentsakten aus der katholischen Zeit erklärten Ochsen-, Schweine-, Hammel- und Kalbfleisch für die gewöhnliche Nahrung der ärmeren Volksklassen. Die Katholiken bauten alle unsere Kathedralen, sie waren die Gründer und Ausstatter aller noch jetzt in England bestehenden großen Schulen und großen Wohlthätigkeitsanstalten. In katholischen Zeiten hatte England keine stehende Armeen, und dennoch eroberte es Frankreich und behielt Boulogne und Calais bis es protestantische Könige bekam. In katholischen Zeiten fanden keine Taxen auf Bier, Malz, Hopfen und Licht statt und eine Nationalschuld kannte man damals nicht.“ Seit wann haben alle Länder Schulden über Schulden? Seit der Reformation, die im dreißigjährigen Kriege Deutschland so verbluten machte, daß man es noch spürt, stehende Heere wegen des steten Mißtrauens auf die Bahn brachte und mit Zöllen und Schlagbäumen in jedem Ländchen den Handel und Wandel drückte. — Was würdest du wohl sagen, wenn man dich bestohlen hätte und dir dann Armuth zum Vorwurfe machte? Das aber, was die Leute Säcularisation nannten, wörtlich Verweltlichung der Kirchengüter, in Wahrheit aber Beraubung der Kirche, ist zweimal in einem Zeitraume von nicht einmal fünfzig Jahren über die Kirche gekommen und zwar so schamlos, daß ein Bäuerlein offen einem Nachbar seine Kuh wegtrieb und erklärte: das sei nur säcularisirt und von den großen Herren habe er das gelernt.

In Bayern allein raubte man, gering angeschlagen, Jahresrenten, anderer Beraubungen gar nicht zu gedenken, also

nur Jahresrenten von sechs Millionen achthundert zweiundfünfzigtausend Gulden. Diese Jahresrenten geben also ein Kapital von 171 Millionen und dreimalhunderttausend Gulden. Wer berechnet den Raub aller Länder, den man zu Anfang unseres Jahrhunderts an der katholischen Kirche beging!

Und wohin sind diese geraubten Millionen gekommen? Aermer denn je sind Land und Leute. Unrecht Gut gedeiht nicht und an die Fürsten und Staatskassen ist das Wenigste gekommen. Ein Fürst wunderte sich einst an der Tafel darüber, daß seine Kasse so wenig von der Säcularisation verspüre. Da rannte sein Hofnarr in's Freie und holte einen stattlichen Eiszapfen, den jeder Gast in die Hand nehmen und zuletzt dem Fürsten geben mußte. Aber bis er in diese letzte Hand kam, war er gewaltig zusammengeschmolzen. So ging es mit den Kirchengütern, sagte der Hofnarr und der Fürst wunderte sich jetzt nicht mehr.

Die letzte Säcularisation, oder der letzte Kirchenraub fand erst vor einigen Jahren statt. Den Boden muß man erleichtern, schrieen gewisse Leute, und so schaffte man Zehnten ab, d. h. man ließ sie billigst ablösen, so daß den Bauern und namentlich den reichen so viele Millionen in die Tasche geworfen wurden, daß noch gar Niemand die Sache auch nur ein wenig berechnet hat. Nun ist der Zehnten dahin; wenn aber die Gelder wieder aufgezehrt sind, so wird man den Profit sehen und wer wird dann die geraubten Millionen wieder ersetzen müssen?

Jetzt sollte ich noch von der Opferwilligkeit der Katholiken, von Fasten und Almosen, von Vereinen der Mildthätigkeit und der Enthaltsamkeit und Mäßigkeit reden: aber wozu das Rühmen? Wer sehen will, wird an den bisher angeführten Thatsachen genug sehen, wie es mit dem Vorwurfe steht; die Protestanten seien reicher als die Katholiken. Der wahre, der einzige Reichthum ist — in Gott und Gott kennt die Seinen. Also sagt der Katholik nicht weiter, als was er zu seiner Vertheidigung und zur Steuer der Wahrheit sagen muß.

IV.

Die Pulververschwörung in England.

Wer am fünften November in London auf die Straßen geht, der findet einen ganz tollen Aufzug von Menschen, in neuester Zeit aber nur noch von Buben und einigem Gesindel. Sie feiern das Andenken an die Pulververschwörung und die reicht hin, meint man, um die ganze katholische Kirche als ruchlos darzustellen. Man vergißt dabei freilich, daß das böse Beispiel zuerst von den Protestanten gegeben worden ist, welche schon im Jahre 1567, also 38 Jahre früher zu Antwerpen den Prinzen zu Parma und in Haag den ganzen Rath von Holland mit Pulver in die Luft zu sprengen versucht hatten. Nur ist es den Katholiken nie in den Sinn gekommen, daraus zu schließen, der ganze Protestantismus müsse wegen solcher Pulververschwörung ruchlos sein und noch weniger fiel es ihnen ein, durch ein Fest so Etwas zu verewigen. In England hat man diese Pulververschwörung entsetzlich durch Lügen vergrößert, um sodann die grausamsten Gesetze, die man darauf baute, zu erlassen, Gesetze, welche die Katholiken, ihren Glauben, wie ihre Person und Güter, Ehre und Leben unmenschlich bedrücken.

Was ist denn das Wahre an dieser Pulververschwörung in England? Die unverfälschte Geschichte nach den besten Quellen erzählt die Sache, wie folgt.

König Jakob I. sollte mit seinem ganzen Parlamente an einem bestimmten Tage durch Pulver in die Luft gesprengt

werden. Bis auf den heutigen Tag ist man bemüht, dieses abscheuliche Vorhaben dem römischen Stuhle und namentlich den Jesuiten zur Last zu legen. Gleich nach der Entdeckung der Verschwörung erschien ein königliches Edikt, in welchem die ganze Schuld eines so schweren Verbrechens auf die römische Kirche gewälzt wurde. Als ob diese Kirche den Mord ihrer Verfolger lehre; und in einem zweiten Edikte, welches schnell auf das erste folgte, wurden die Väter der Gesellschaft Jesu als die Urheber dieses Mordversuchs bezeichnet. Wirklich gab die allgemein bekannte Rechtglaubigkeit der Verschworenen und die innige Freundschaft, welche sie Jahre lang mit den Jesuiten gepflogen, einigen Schein für diese Behauptung. Leicht aber hätte der König Jakob die Falschheit und Ungerechtigkeit dieser Behauptung einsehen können, hätte er seine eigene Wortbrüchigkeit gegen die Katholiken und die Verfolgungswuth einsehen mögen, welche die Verschworenen zu solch verzweifeltem Schritte reizten.

Die unterdrückten und mißhandelten Katholiken hatten große Hoffnungen auf König Jakob I. von England gesetzt; denn er selber hatte ja katholische Abkunft, einen milden Charakter und ein königliches Versprechen, den Katholiken gerecht zu sein, gegeben. Diese Hoffnungen auf Gewissensfreiheit, verbargen die Katholiken nicht und erfreuten sich auch unzweideutiger Zeichen königlicher Huld. Aber dieß brachte die ganze Partei ihrer Gegner in Unruhe und bald sah man alle Sekten, so tödtlich sie sich auch unter einander haßten, zum Untergange der katholischen Kirche in England sich auf's Engste verbrüdern.

Robert Cecil, der mit der Verschlagenheit seines Vaters Wilhelm Cecil auch dessen Haß gegen die römische Kirche geerbt hatte und der Dekan der königlichen Hauskapelle übernahmen es, die Vorliebe des Königs für die Katholiken in Haß umzuwandeln. Nach behutsamen Vorbereitungen schilderten sie ihm die Besorgniß und dann stufenweise die Empfindlichkeit und endlich den lauten Unwillen der Protestanten, denen er doch allein die Krone Englands verdanke, über die Begünstigungen, die er

den Katholiken zukommen ließ. Sie machten ihn darauf aufmerksam, wie er, um eine unbedeutende, von allen Hülfsmitteln entblößte Partei, wie die Katholiken seien, zu gewinnen, das ganze Reich sich zum Feinde mache; wie, wenn er nicht eile, durch Zurücksetzung der Katholiken, sich mit den Protestanten auszusöhnen, ein naher Ausbruch ihres Unwillens zu befürchten sei, den er mit den wenigen Katholiken nicht im Stande sein werde zu unterdrücken. Ja, der Dekan der königlichen Kapelle versicherte, daß die katholische Lehre den Mord eines protestantischen Fürsten anbefehle und heilige.

Nun war Jakob gefangen. Beschämt über seine bisherige Verblendung warf er sich der protestantischen Partei rückhaltslos in die Arme und glaubte, er verdanke seinem Staatsminister Cecil und seinem Hofprälaten Thron und Leben. Jakob legte seinen milden Sinn gänzlich ab und ward das willenlose Werkzeug seiner schlimmen Rathgeber. Sogleich bei Eröffnung des Parlamentes erklärte er den Katholiken förmlich den Krieg und in einer andern Rede schwur er, er werde, wenn gleich sein milder Sinn das Blutvergießen hasse, dennoch, wofern die Katholiken nicht aufhören zu behaupten, er habe ihnen Gewissensfreiheit versprochen, dergestalt mit seinem Schwert um sich hauen, daß sie endlich verstehen würden, wie es mit dieser vermeintlichen Gewissensfreiheit gemeint sei. Und um es nicht bei bloßen Drohungen zu lassen, wurden gleich darauf zu York und Warnik mehrere Katholiken des Glaubens wegen hingerichtet. Noch vor Vertagung des Parlamentes schärfte Jakob mit den wildesten Ausdrücken allen Richtern und Geschwornen ein, gegen die Papisten mit unerbittlicher Strenge zu verfahren. „Sie können sich, rief er aus, über diese Behandlung nicht beklagen; denn warum haben sie sich einem so schlechten Herrn, wie der Satan ist, ergeben?" Alle Verfolgungsgesetze, welche die Regierung der Königin Elisabeth von England zu einer der grausamsten in der Weltgeschichte gemacht, traten gegen die Katholiken nun wieder in's Leben.

Wer die festgesetzten Strafgelder nicht erschwingen konnte und dieß konnten nur Wenige mehr, verlor zwei Dritttheile von seinen Gütern und diese Einziehungen wurden so oft wiederholt, als der Katholik noch irgend etwas besaß, was die Habgier seiner Verfolger reizte. So wurden in der einzigen Grafschaft Hereford über dreihundert katholische Familien ihrer Habe beraubt und mit kalter Grausamkeit ohne Dach, ohne nothdürftige Kleidung, auf offener Straße dem Hungertode preisgegeben. Von allen diesen Bedrückungen waren selbst jene katholischen Edelleute nicht ausgenommen, welche unter der vorigen Regierung einer Schonung genossen hatten. Mit einem Worte: die Verfolgung der Katholiken unter Elisabeth war blutiger, aber lange nicht so grausam, als die ihres Nachfolgers gewesen; denn Elisabeth suchte die Katholiken zum Uebertritte zur protestantischen Kirche zu zwingen, Jakob hingegen, oder vielmehr seine Rathgeber, waren um die Bekehrung derselben wenig bekümmert: man suchte, die Katholiken eben gänzlich auszurotten.

Noch nicht zufrieden mit all' dieser Mißhandlung, hörten die protestantischen Prediger nicht auf, den Zorn des Königs gegen die unglücklichen Katholiken immer mehr zu entflammen. Hatte doch einer, Patrizius Galoway mit Namen, die Unverschämtheit, am Schlusse einer Predigt, den König an das Versprechen zu erinnern, zu dem er sich einstens in seiner Gegenwart verpflichtet habe, auch den letzten Papisten in seinem Reiche zu vernichten. Uebrigens, setzte der Prediger hinzu, werde er ihm an jenem großen Gerichtstage im Thale Josaphat seine Wortbrüchigkeit vorwerfen. Kein Wunder, wenn Jakob bei solchen Aufforderungen ganz in Verwirrung kam; wenn er ein Gesetz unterzeichnete, welches alle Katholiken ihrer Einkünfte, jedes Besitzthums, des Rechtes zu erben, Testamente zu verfassen, Ausleihen einzuziehen und endlich gar vor Gericht Klage zu führen, für immer verlustig erklärte und sie vor aller gerichtlichen Untersuchung als Majestätsverbrecher brandmarkte. Und dennoch getraute sich dieser König bei solch barbarischer Behand-

lung, die katholischen Fürsten und selbst den römischen Hof zu versichern, kein einziger Katholik werde unter seiner beglückenden Regierung des Glaubens wegen bedrückt, und dieses versicherte er unter so vielen Betheurungen, daß man sogar in Rom die Klagen der Katholiken für ungegründet hielt. Was aber die Katholiken am meisten aufbrachte, war der Spott, mit welchem sie der Hof, das Volk und die protestantischen Prediger in ihrem Unglücke verhöhnten. Auf jede Klage, die sie an den Stufen des Thrones erhoben, erfolgte eine neue Bedrückung. Der protestantische Pöbel sang ungestraft vor den Wohnungen katholischer Bürger: „Elisabeth hat euch mit Ruthen gepeitscht, Jakob wird euch mit Skorpionen züchtigen," und unter den königlichen Prälaten fand sich ein Richard Bankroft, Bischof von London und später Erzbischof von Canterbury, der auf die Bitte der Katholiken um etwas menschlichere Behandlung die höhnende Antwort gab: „Unter Elisabeth waren eure Bedrückungen bloßes Spiel, denn wir wußten nicht, wer ihr nachfolgen würde; aber jetzt, wo der König Nachkommenschaft hat und im sicheren Besitze des Thrones ist, soll man die Ausrottung des letzten Papisten erblicken."

Die allgemeine Aufregung unter den Katholiken, welche natürlich eine solche Behandlung hervorrufen mußte, war ihren Missionären, den Vätern der Gesellschaft Jesu, nicht entgangen. Ein heftiger Ausbruch ihrer Verzweiflung befürchtend, wandte sich der Vorgesetzte der Mission, Heinrich Garnett, ein geborener Engländer, an den Papst Clemens VIII. mit der Bitte, die katholischen Engländer durch ein eigenes Breve zur Geduld und pflichtmäßiger Treue gegen ihren rechtmäßigen Fürsten zu ermahnen. Clemens that es auch sogleich und seine väterlichen Ermahnungen besänftigten den größten Theil, aber leider nicht Alle. Ja es gab solche, welche die Jesuiten mit dem Ausdrucke des Wahnsinns fragten, ob der Papst das Recht habe, ihnen die Vertheidigung der Habe und des Lebens zu verbieten? Dieselbe Frage hatte Robert Catesby, den wir alsbald seine unglück-

liche Rolle werden spielen sehen, an den Vater Garnett gestellt, mit der Bemerkung, sie seien endlich müde, in solchem Elende sein und seiner Mitbrüder unaufhörliches Mahnen zur Ruhe und Ergebung länger anzuhören. Von diesem Augenblicke an mied Catesby und einige andern Edelleute den Umgang des ihnen sonst so theuren Vaters Garnett. Dieser Umstand und einige geheimnißvolle Reden, welche diese Edlen hie und da entfallen ließen, brachten den Jesuiten auf den Verdacht, es möchte wohl schon irgend eine Verschwörung im Werke sein. Er bat daher seinen Ordensgeneral Claudius Aquaviva, den heiligen Vater zur Herausgabe eines Breve zu vermögen, kraft dessen jede Verschwörung, jeder Aufstand den katholischen Engländern unter Strafe des Bannfluches verboten würde. „Meine Besorgniß, schrieb Garnett bei dieser Gelegenheit an einen Mitbruder in Rom, ist übrigens blos meine persönliche Vermuthung; denn da es vom heiligen Stuhle und unserem Ordensgenerale untersagt ist, uns um etwas Anderes als das geistliche Wohl der hiesigen Katholiken anzunehmen, so ist es mir nicht möglich zu entdecken, in wie weit meine Besorgniß gegründet ist.“ — Als Garnett dieses schrieb, ahnte er nicht, daß kaum etwas mehr fehle als ein Feuerfunke, um den König und sein ganzes Parlament in die Luft zu sprengen.

Den Robert Catesby, dessen wir oben erwähnten, ein Edelmann, der allgemein im Rufe eines ausgezeichneten Katholiken stand, hatte der Anblick des unerträglichen Elendes seiner Glaubensbrüder bis zum Wahnsinn gebracht und in diesem Zustande brachte er mit noch drei anderen Edelleuten den Entschluß zur Reife, den König und sein Parlament durch eine Mine in die Luft zu sprengen. Bevor sie jedoch Hand an's Werk legten, wollten sie noch den letzten möglichen Versuch machen, auf gütlichem Wege die Wuth der Verfolger zu dämpfen. Der bevorstehende Friede zwischen Spanien und England, zu dem bereits von spanischer Seite durch den Grafen Taxis alle Einleitungen gemacht waren, schien ihnen der günstigste Augenblick. Sie

schickten daher den Thomas Winter dem Don Velasco, dem Connetable von Arragonien, der in London den Friedensschluß unterzeichnen sollte, bis nach Flandern entgegen, um ihn zu bewegen, unter die Friedensbedingungen auch die Gewissensfreiheit der Katholiken zu setzen. Aber der König von Spanien, Philipp III., wollte den Frieden mit England um jeden Preis, und der Connetable getraute sich daher nicht, wie er selbst sich gegen Thomas Winter äußerte, eigenmächtig eine Bedingung einzuschalten, die den Frieden vielleicht unmöglich gemacht, gewiß aber erschwert hätte.

In ihrer letzten Hoffnung getäuscht, legten nun Catesby und seine drei Freunde am 11. Dezember 1604 mit einem fünften, mit Guido Fawkes, welchen Winter mit sich aus Flandern gebracht hatte, Hand an das unglückselige Werk, das schon nach 14 Tagen zur Hälfte beendigt war. Während dieser Vorkehrungen wurde Thomas Winter von einem großen Gewissenszweifel beunruhigt. Die Ermordung der Verfolger seiner Kirche hielt auch er, thöricht genug, für erlaubt, aber in den beiden Häusern des Parlaments gab es auch eifrige Katholiken und gemäßigte Protestanten, und es schien ihm ein Verbrechen, mit dem Schuldigen den Unschuldigen zu verderben. Dieses Bedenken theilte er dem Catesby mit, welcher das Gewissen seines Gefährten nicht zu beschwichtigen vermochte und ihm deßhalb endlich versprach, diesen Gewissensfall einigen Priestern und selbst dem Vater Garnett zur Entscheidung vorzulegen. Aber Catesby kleidete die Sache vor den Priestern so ein, daß er einen Fall erdichtete, der gar nicht auf das verbrecherische Vorhaben paßte und noch weniger darauf schließen ließ. Er fragte nämlich den Priester: ob ein katholischer Feldherr eine protestantische, gegen ihren rechtmäßigen Fürsten ungehorsame Stadt stürmen dürfe, wenn er gleich wisse, daß dabei mit den Schuldigen auch Unschuldige, Katholiken und Protestanten ihr Leben verlieren würden? Die Antwort auf eine solche Frage, die ja gar nichts Befremdendes hatte, da Jedermann wußte, daß Catesby nach Flandern

ziehen wolle, konnte natürlich nur eine bejahende sein. Und wenn man gleich diese Antwort später dem Vater Garnett zum Verbrechen anrechnete, so würde doch gewiß jeder protestantische Prediger denselben Bescheid gegeben haben, wenn man statt einer protestantischen Stadt eine katholische in der Anfrage gesetzt hätte.

Auf diese nichtige Antwort hin beschwichtigte sich Winter, und die Verschworenen, die sich um zwei neue Mitglieder vermehrt hatten, betrachteten sich von dem Augenblicke an als Retter ihres Glaubens. Im Hause des Jesuiten Gerard versammelten sie sich und beschworen hier, jedoch nicht im Beisein des Jesuiten, die Ausführung ihres Vorhabens und die größte Verschwiegenheit. Nachher empfingen sie aus den Händen des Missionärs den Leib des Herrn.

Winter und Fawkes, welche solches allein vor Gericht angaben, versicherten, Gerard habe um ihren Plan nicht das Geringste gewußt, und Digby betheuerte, nie sei dem Vater Gerard ihr Vorhaben mitgetheilt worden, schon aus Furcht, er möchte sie davon abwendig machen. Der Jesuite Gerard selbst aber nahm 25 Jahre später, am Rande des Grabes, den Richter, vor den er bald zu treten habe, zum Zeugen, daß ihm jene furchtbare Verschwörung völlig unbekannt gewesen sei. Aber dies Alles konnte den Jesuiten von dem fluchwürdigen Namen eines Königsmörders in England nicht retten. Weil er unglücklicher Weise sieben Verschworenen das Abendmahl gereicht und sie sich in seinem Hause durch einen Eid zum Königsmord verpflichtet hatten, so machte man daraus den Schluß, der Jesuit müsse den Plan gewußt und Theil daran gehabt haben.

Auf's Neue gingen die Verschworenen an die mühsame Arbeit. In den letzten Tagen des Aprils 1605 war das Werk beendigt; ein Riesenwerk, wenn man bedenkt, daß nur die schwachen Kräften von sieben Edelleuten dabei thätig waren. Mit Unruhe erwarteten die Verschworenen die Eröffnung des Parlamentes. Aber zu ihrem Verdrusse wurde diese Eröffnung noch-

mals, gewiß nicht ohne höhere Fügung, zuerst bis auf den 3. Oktober und dann bis auf den 5. November verschoben.

Während dieser langen Zwischenzeit sah sich Catesby veranlaßt, sein Geheimniß wieder Anderen mitzutheilen. Seine größte Besorgniß war, die Jesuiten möchten nach geschehener That das katholische Volk von ihm abwendig machen und es möchten ihm dann die Früchte seines Verbrechens geraubt werden; denn die Jesuiten waren es ja, welche unaufhörlich die Katholiken zur Ergebung in den göttlichen Willen und zur Treue gegen ihre Verfolger ermahnten. Die Jesuiten mußten daher auf irgend eine Art zum Stillschweigen gezwungen werden. Und hiezu fand Catesby ein Mittel: unter dem Siegel der Beichte eröffnete er dem Vater Oswald Termund sein ganzes Vorhaben. Termund erschrack und ließ nichts unversucht, sein Beichtkind eines Besseren zu belehren; aber Alles, was er erhalten konnte, war die Erlaubniß, den Vater Garnett, jedoch auch nur unter dem Beichtsiegel, davon in Kenntniß setzen zu dürfen.

In der ersten Bestürzung sah Termund die Falle nicht, die ihnen Catesby gelegt hatte, und in welche nun er und Garnett geriethen. Er hatte sich diese Erlaubniß erbeten, in der Hoffnung, die Gegenvorstellungen des berühmten Garnett würden mehr Eindruck auf Catesby machen, und so merkte er nicht, daß er dadurch gerade die Absicht seines Beichtkindes erfülle. Garnett hingegen erkannte vollkommen die peinliche Lage, in welche sie durch diese Mittheilung versetzt wurden. Als katholische Priester mußten sie schweigen, da es ein Beichtfall war. Sie schwiegen, obwohl sie wußten, daß diese Erfüllung ihrer Pflicht bei Entdeckung der Verschwörung, um die sie Gott innig baten, Ehre und Leben in einem protestantischen Reiche kosten mußte. Ueberdieß stellte sich Catesby, als sei er von den Vorstellungen der Jesuiten besiegt, um die beiden Väter zu beschwichtigen, vielleicht auch in der Furcht, sie möchten ihn doch noch von seinem Vorhaben abbringen durch ihre Gründe. Aber Garnett

kannte den unbeugsamen Sinn des Edelmanns und seine Erklärung befriedigte ihn nicht.

Kurze Zeit zuvor hatten die Katholiken einen gewissen Edelmann Namens Edmund Baynham nach Rom gesandt, damit der Papst von dem namenlosen Elende der katholischen Engländer in Kenntniß gesetzt, die Vermittlung der katholischen Fürsten ansprechen möchte. Diesen Umstand benützte Garnett und nahm dem Catesby das Versprechen ab, bis zur Rückkehr Baynham's nichts Gewaltthätiges zu unternehmen. Mehr konnte er von dem ungestümen Manne für den Augenblick nicht erhalten. Catesby gab dieses Versprechen ohne Widerrede und die Väter glaubten nun mit Sicherheit, dem Könige und seinem Parlamente das Leben gerettet und die Verschworenen vor Sünde und Schmach bewahrt zu haben. In dieser Ueberzeugung schrieb Garnett nach Rom: „Die Katholiken haben sich, Gott sei Dank, beruhigt und werden vor einer Antwort von Rom nichts unternehmen.“

Catesby hatte die beiden Jesuiten schändlich hintergangen, oder wenn es ihm in jenem Augenblicke mit seinem Versprechen wirklich Ernst gewesen war, so machte ihn die Ankunft der Parlamentsglieder, unter denen er die bittersten Feinde seines Glaubens sah, schnell seines Eides vergessen. Schon sahen die Verschworenen mit wahnsinniger Lust, wie sich ihre Beute mit jedem Tage in London mehrte, als sich, ungefähr am 27. Oktober, ein dunkles Gerücht verbreitete, eine Verschwörung gegen das Leben des Königs sei entdeckt. Ganz London kam über dieses Gerücht in Unruhe; nur die Verschworenen schreckte es nicht. Sie waren ihrer gegenseitigen Verschwiegenheit, der Undurchdringlichkeit ihres Geheimnisses, ja sogar des göttlichen Beistandes so gewiß, daß sie lieber an eine andere Verschwörung, als an die Entdeckung der ihrigen glaubten. Ruhig theilten sie jedem seinen Posten aus. Die fürchterlichste Rolle, die brennende Lunte nämlich an die Mine zu legen, traf den Fawkes.

Am 5. November Morgens, wenige Stunden vor der feier-

lichen Eröffnung des Parlamentes, findet sich Fawkes mit drei Lunten und einer brennenden Laterne auf seinem Posten ein. Mit kalter Entschlossenheit, als wäre die Vertilgung der Feinde Gottes ihm von Gott selbst in die Hand gegeben, erwartet er die verhängnißvolle Stunde. Plötzlich erschreckt ihn ein Geräusch und im Augenblicke sieht er Sir Thomas Knewett mit Bewaffneten in das Gewölbe herabsteigen. Fawkes zieht sein Schwert und wehrt sich wie ein Verzweifelter gegen die Hereindringenden, aber von der Menge überwältigt wird er entwaffnet.

Die Meinungen über die Art und Weise dieser glücklichen Entdeckung waren schon damals getheilt und sind es noch bis auf den heutigen Tag. Am wahrscheinlichsten ist es, daß Tresham, einer der letzten Mitverschworenen, vor der nahen Ausführung einer Gräuelthat zurückschauderte und deßhalb den ganzen Plan der Verschwörung dem Staatsminister Cecil, nunmehr Grafen von Salisbury, mittheilte. Der sanfte Charakter Treshams und die Unwahrscheinlichkeit, seinen Schwager durch einen räthselhaften Brief ohne Unterschrift von dem Erscheinen im Parlamente abhalten zu wollen, verschafft dieser Meinung am meisten Glaubwürdigkeit.

Auf die Nachricht von der Festsetzung des Fawkes flüchteten sich die übrigen Verschworenen eilends aus London. In allen Grafschaften, die sie durcheilten, riefen sie ihre Glaubensbrüder auf, sich unter die Fahne des Aufruhrs zu sammeln, doch ohne Erfolg. Der Katholik sah in ihnen nur Meuchelmörder, nur Schänder seiner Religion, denen er nicht einmal zur Rettung die Hand bieten wollte. So auf ihre eigenen schwachen Kräfte beschränkt, wurden die Verschworenen in ihrem Zufluchtsorte, dem Schlosse Holbeach, von den königlichen Truppen angegriffen. Nur Wenige waren durch zeitige Flucht entkommen. Catesby, Percy und Wright fielen nach verzweifelter Gegenwehr; die Uebrigen wurden verwundet zu Gefangenen gemacht.

Schon am 30. und 31. Januar 1606 büßten die Verschworenen ihr Verbrechen mit dem Tode. Nur Digby bereute auf

Vater Gerards christliche Ermahnungen hin sein Verbrechen; die übrigen alle beklagten nur die Vereitlung ihres Planes und rechneten auf Vergebung bei Gott. Ein beispielloser Wahnsinn; aber beispiellos war auch die Verfolgung gewesen, welche vermögliche Edelleute, deren Namen selbst bei den Protestanten in Achtung standen, zu solchem Wahnsinne trieb.

Durch die Hinrichtung dieser Unglücklichen schien der Gerechtigkeit genug gethan zu sein. Auch hatte der König, vielleicht um einer Empörung vorzubeugen, vielleicht aber auch aus aufrichtiger Wahrheitsliebe, in einem Edikte vom 7. November seine katholische Unterthanen von dem Verdachte, den Mordanschlag gewollt und begünstigt zu haben, öffentlich freigesprochen. Aber diese Verschwörung lieh doch zu günstige Waffen gegen den katholischen Glauben, als daß man sie nicht zu seinem Untergange gebraucht hätte. Wenn in England noch ein Funke des alten Glaubens glimmte, wenn das innigste Band des Gehorsams die katholischen Engländer an den römischen Stuhl knüpfte, so waren es vorzüglich die Väter der Gesellschaft Jesu, welche jenen Funken bewahrt, jenes Band erhalten hatten. Robert Cecil, klüger als sein Vater Wilhelm, mußte sich gestehen, daß man umsonst alle Schrecken zur Vertreibung der Jesuiten zu Hülfe nehme, daß man durch Hinrichtungen nur immer mehrere dieser verhaßten Priester anlocke. Dagegen versprach er sich, wenn sie als Urheber einer so verabscheuungswürdigen Verschwörung öffentlich bezeichnet würden, sie selbst bei Katholiken, deren Treue ihm bekannt war, in Verachtung zu bringen und sie auf immer aus dem Reiche zu vertreiben. Es kostete den Grafen wenig Mühe, den König, den er ganz beherrschte, zu einem Verhaftbefehle zu vermögen, in welchem die Väter Garnett, Gerard und Termund namentlich angeführt waren. Reiche Belohnungen warteten auf den, der diese drei Jesuiten der Gerechtigkeit ausliefern würde; dagegen war jedem der Strang bestimmt, der sie beherbergen oder ihnen auf was immer für eine Weise Vorschub leisten sollte.

Am 15. Januar 1606 war dieses Edikt gegen die Jesuiten

erlassen und schon nach 13 Tagen, also am 28. Januar, wurden Garnett und noch ein Vater in dem Schlosse Henlip, wo sie bei der Familie Abington Aufnahme gefunden hatten, aufgehoben und sogleich unter starker Bedeckung nach London gebracht.

Schon bei den Verhören der Verschworenen hatte man sich alle erdenkliche Mühe gegeben, diese Unglücklichen zum Angeben der Jesuiten zu vermögen, aber ohne den gewünschten Erfolg. Zu edel, um durch Lügen auf Unschuldige ihr Verbrechen zu verringern, betheuerten sie vor Gericht, und Thomas Winter sogar auf dem Richtplatze, den Strang, der sein Leben enden sollte, um den Hals, die Unschuld aller Jesuiten ohne Ausnahme. Bates jedoch, ein Diener und Mitverschworener Catesby's, ließ sich durch die Vorstellung Cecil's, er könne sein Leben durch Beschuldigung der Jesuiten erkaufen, zu der Aeußerung verleiten, er glaube, daß die Väter Garnett, Termund und Gerard um die Verschwörung gewußt, da sie die Beichtväter einiger Verschworenen seien, auch habe er kurz vor der Entdeckung des Complotts Briefe an Garnett und Catesby von dem einen zum andern gebracht. Ebenso soll Tresham dieselbe Vermuthung in Rücksicht auf Garnett geäußert haben. Uebrigens widerriefen Beide vor ihrem Tode ihre Aussagen und erklärten ihre Vermuthung für völlig unbegründet.

Cecil sah selber ein, daß so unsichere Aussagen, die dem Bates nicht einmal das Leben retteten, nicht zur Verdammung der Jesuiten hinreichten. Tresham starb im Gefängnisse; ob an Gift oder aus Kummer, ist ungewiß. Man mußte also seine Zuflucht zu anderen, noch verwerflicheren Mitteln nehmen. Was man von den Verschworenen nicht erhalten konnte, sollte die Folter von dem Laienbruder Owen erpressen. Aber dieser heldenmüthige Mann konnte unter den Qualen seinen Geist aufgeben, jedoch seine Oberen nicht falsch anklagen. Man hatte ihn auf der Folter so unmenschlich gespannt, daß sein Unterleib, durch zwei Brüche schon geschwächt, aufriß und die Eingeweide heraustraten. Um eine so barbarische Handlung zu verdecken,

streute man aus, Owen habe sich selbst entleibt. Der Geschichtschreiber de Thou erzählt deßhalb, der unglückliche Owen habe sich selbst im Gefängnisse entleibt, um nicht seine Herren anzuklagen, oder aus Verzweiflung; er habe sich eines Messers ohne Spitze bedient; denn andere seien den Gefangenen nicht gereicht worden; er habe sich den Unterleib so tief aufgeschnitten, daß die Gedärme ausgetreten seien. Aber selbst unter seinen Henkern gab es solche, welche durch ihr Bekenntniß der unmenschlichen Behandlung den Owen von dem Verbrechen des Selbstmords reinigten und seine Kerkermeister sagten unverholen, Owen habe durch ein sechs Tage hindurch wiederholtes Wippen den Gebrauch der Finger dergestalt verloren, daß er nicht einmal eine Feder, geschweige ein Messer zu führen im Stande gewesen sei.

Nun war Cecil in nicht geringer Verlegenheit. Nach seinem eigenen Geständnisse hatte man in 23 Verhören nichts entdecken können, was der Behauptung des Edikts vom 15. Januar auch nur einige Wahrscheinlichkeit gab und doch mußte Garnett auf irgend eine Weise zum Haupte der Verschwörung gemacht werden, da man ihn bereits als solches sogar den auswärtigen Höfen bezeichnet hatte. Der Fiskal Kooke, welcher in diesem ganzen Prozesse die niedrigste Rolle spielte, beeilte sich, in der Wahl ehrloser Mittel nie verlegen, den Staatsminister aus dieser Verlegenheit zu ziehen. Wade, Oberaufseher des Towers (Staatsgefängnisses), wurde von ihm unterrichtet, wie er erst das Zutrauen des Jesuiten gewinnen und sich ihm alsdann zur Besorgung von Briefen anbieten soll. Garnett ließ sich leicht von dem katholischen Sinn dieses Mannes überzeugen und händigte ihm wirklich mehrere Briefe ein; aber zur Beschämung des Ministers enthielten sie kein Wort, das auf ein Einverständniß mit Catesby und dessen Vertrauten deutete. Nun wurde das Letzte versucht. Wade verschaffte dem Vater Garnett die Gelegenheit, mit Oldcorne zu sprechen, während hinter einer dünnen Wand zwei Lauscher verborgen waren. Garnett, dem die Prozeßakten so viel Verschlagenheit andichten, kam nicht einmal auf

den Gedanken, daß ein Mann, der in dem ersten Staatsgefängnisse solche Schritte wagen dürfe, unmöglich das sein könne, für was er sich heuchlerisch bei ihm ausgab. Wie natürlich, kam das Gespräch der beiden Jesuiten auf ihre Verhöre. Von Oldcorne befragt, ob er glaube verurtheilt zu werden, antwortete Garnett: man habe keine Beweise gegen ihn, da nur ein Sterblicher (er meinte den Vater Texmund) wisse, daß er von der Verschwörung, von ihrer Entdeckung, Kenntniß erhalten habe. Garnett konnte diesen Umstand seinem Mitbruder anvertrauen, denn Catesby hatte das Beichtgeheimniß blos bis zum Ausbruch der Verschwörung gefodert, aber durch diese unüberlegten Worte hatte er selbst sein Grab gegraben. Von Neuem vor Gericht gezogen, mußte er seine Aeußerung von Wort zu Wort wiederholt hören. Garnett theilte nun seinen Richtern Alles mit, aber er rechtfertigte zugleich sein Schweigen durch Berufung auf seine priesterliche Pflicht. In einem andern Lande und vor anderen Richtern hätte er Recht finden müssen, in England hingegen, wo die Beichte nicht mehr unter die Sakramente gerechnet und keine priesterliche Pflicht zur Wahrung des Beichtgeheimnisses anerkannt wurde, konnte ihn die heiligste Pflicht nicht retten.

Am 28. März erschien Garnett in dem letzten feierlichen Gerichte, zu welchem auch die Gesandten der fremden Höfe eingeladen worden waren. Der König selbst wohnte der Sitzung bei; aber hinter einem dünnen Vorhange. Die Richter waren die ersten Würdeträger des Reichs; aber vor ihnen, die bei dieser Gelegenheit zum Hohne aller Gesetze mit dem Richteramte das der Ankläger vereinten, konnte ein Jesuit keine Gerechtigkeit erwarten. Kooke erhob sich zuerst, und in einer Rede, deren größten Theil die pöbelhaftesten Ausfälle gegen die Kirche, den Papst und die Gesellschaft Jesu ausmachten, bemühte er sich durch lauter Erfindungen seiner unerschöpflichen Bosheit zu beweisen, daß Garnett der Urheber der Verschwörung, ja sogar der Baumeister der Mine gewesen sei. Dabei vergaß er nicht, unter den heftigsten Verwünschungen der katholischen Religion,

es ihm zum Staats- und Majestätsverbrechen zu machen, daß er das Beichtgeheimniß Catesby's der Obrigkeit nicht mitgetheilt habe. Ein lächerlicher Widerspruch! Denn wie konnte Garnett der Urheber einer Verschwörung sein, von der er erst im Beichtstuhle, und zwar nach Vollendung der Mine, Nachricht erhalten hatte? Aber ein so unbegreiflicher Widerspruch erklärt sich leicht, wenn man sich erinnert, daß man den Garnett schon vor seiner Gefangennehmung in öffentlichen Schreiben den Urheber der Pulververschwörung genannt hatte, und daß seine gewissenhafte Bewahrung des Beichtgeheimnisses nun das einzige Verbrechen war, dessen man ihn überführen konnte. Nachdem Kooke sechs ganze Stunden einem Wüthenden ähnlich getobt hatte, wurde er von dem Grafen von Nordhampton und dem Staatsminister abgelöst. Aber auch diese fielen in die auffallendsten Widersprüche, und man hätte ihre Reden eher für Vertheidigungen, als für Anklagen halten sollen, da eine Beschuldigung die andere zur Lüge machte. Man hatte dem Jesuiten keinen Vertheidiger gegeben, und nun verhinderte man ihn sogar, sich selbst zu vertheidigen; denn kaum hatte er das Wort genommen, so fielen ihm die Richter mit neuen Beschuldigungen dergestalt in die Rede, daß ihnen der König sagen ließ, sie sollten doch auch Garnett zum Worte kommen lassen.

Kooke hatte im Sturme seiner Rede ausgerufen: „Es ist klarer als das Sonnenlicht, daß Garnett das Haupt der Verschwörung war und dieß erhellt überdieß aus seinem eigenen Bekenntnisse, das wir schriftlich besitzen." Garnett und die fremden Gesandten begehrten diese Schrift zu sehen. Nun versprach man, ihrem Wunsche nachzukommen; aber für den Augenblick sei sie nicht zu finden! Jetzt begann Garnett mit wenigen leidenschaftslosen Worten alle Klagpunkte zu beantworten und ihre Ungereimtheiten aufzudecken. Uebrigens hatte er nie die Hoffnung gehegt, solche Richter zur Anerkennung seiner Unschuld zu bringen. Aber die Botschafter aller europäischen Mächte sah er versammelt und darum schien es ihm Pflicht zu sein, mit seiner

Ehre die Ehre seines Ordens und der katholischen Kirche zu retten. Wie er vorausgesehen, blieb seine Rechtfertigung ohne Erfolg, obgleich sie der König selbst seines Beifalls würdigte. Einstimmig wurde er des Majestätsverbrechens für schuldig erklärt und zum Tode verurtheilt.

Gegen den herkömmlichen Gebrauch, vollstreckte man das Todesurtheil nicht sogleich. Man fürchtete mit Recht, das Volk, namentlich die Katholiken, seien von der Schuld Garnett's noch nicht hinlänglich überzeugt. Der Staatsminister suchte daher Zeit zu gewinnen, um durch neue Erdichtungen das Urtheil zu rechtfertigen. Seine Aengstlichkeit trieb ihn dabei so weit, daß er dem Verurtheilten Leben und Freiheit versprach, wenn er die Anklage nur durch einen Schriftzug bestätige. Mit edler Entrüstung wies Garnett solche Anträge zurück, und der Staatsminister gab die Hoffnung auf, seine Ungerechtigkeit auf diesem Wege zu bedecken.

Am 3. Mai wurde Garnett von drei Pferden nach dem Richtplatze geschleppt. Viele Katholiken und auch einige Protestanten baten ihn unterwegs um seine Fürbitte bei Gott. Auf der Richtstätte angekommen, grüßte er mit edlem Anstande das Volk, welches den ganzen Platz, die Fenster und sogar die Dächer der umliegenden Häuser besetzt hatte, hierauf betrachtete er lächelnd die furchtbaren Todeswerkzeuge und das lodernde Feuer, welches sein Herz verzehren sollte. Da näherte sich ihm Heinrich Montague und foderte ihn im Namen des Königs auf, seinen Antheil an der Verschwörung endlich einzugestehen und Seine Majestät um Verzeihung zu bitten. „Nie, antwortete Garnett, habe ich meinen König beleidigt; ich habe daher keinen Grund, von ihm Verzeihung zu begehren. Was immer in menschlichen Kräften stand, wandte ich stets an, um jede Verschwörung, besonders aber diese letzte zu verhindern. Dafür, daß ich mit schuldiger Treue das Beichtgeheimniß bewahrt, kann ich nicht zum Tode verdammt werden. Mein Stillschweigen hierüber ist kein Verbrechen; denn ich konnte nicht anders, ohne der ewigen

Verdammniß anheim zu fallen. Sollten jedoch der König und die britannische Regierung durch die Erfüllung meiner Pflicht sich beleidigt fühlen, so bitte ich sie gerne um Verzeihung." Sogleich ruft Montague aus: „Ihr hört, der Jesuit fleht den König um Vergebung seines Verbrechens an." „Sie sind höchst ungerecht," fällt ihm Garnett in die Rede. Montague erwiederte: „Sie läugnen also, was Sie mit Ihrer eigenen Unterschrift bezeugt? Sie haben bekannt, daß Sie von Catesby und Tesmund den ganzen Plan und zwar nicht in der Beichte erfahren haben." — „Niemals habe ich etwas der Art gesagt oder geschrieben," ruft Garnett mit erhöhter Stimme aus: er will weiter reden; aber das Volk unterbricht ihn, und verlangt mit lautem Geschrei jenes Geständniß des Jesuiten zu hören. Montague erblaßt, doch faßt er sich schnell und begehrt das Aktenstück von einem Unterbeamten. Dieser entschuldigt sich, er habe es mitzunehmen vergessen. „Es wird zum Vorschein kommen, schreit Montague, und im Drucke erscheinen." — Wirklich erschien es, aber erst nach Garnett's Tod, wo er das elende Lügenwerk nicht mehr Lügen strafen konnte.

Bis hieher hatten die protestantischen Prediger den Verurtheilten unter Bitten, dem Papstthum zu entsagen, begleitet. Aber Garnett verachtete ihre Vorstellungen und Bitten. Um sich dafür zu rächen, fragte ihn nun der Diakon der Paulskirche, ob er wenigstens erkenne, daß seine Verurtheilung gerecht sei? „Ja, antwortete Garnett, nach euren Gesetzen wohl, da sie das Beichtgeheimniß nicht anerkennen; aber nicht nach den heiligen Gesetzen des Priesterthums."

Mit jedem Augenblicke schien das Volk von der Unschuld des Jesuiten sich mehr zu überzeugen; man eilte daher, das Urtheil zu vollstrecken. Nach einem kurzen Gebete bot Garnett seinen Hals selbst dem Strange dar. Die Menge schrie laut auf, als ihn der Nachrichter von der Leiter stieß. Man hatte ihm die Arme freigelassen; er hielt sich kreuzweise über der Brust, und es war ein rührender Anblick, wie sie ihm nach und nach

mit dem allmählig entfliehenden Leben herabsanken. Noch lebte er, als der Henker herzutrat, um ihm, dem Urtheile gemäß, das Herz aus dem Leibe zu schneiden. Ein Schrei des entsetzten Volkes hinderte ihn daran — er wartete daher erst den Tod ab. Alsdann hieb man die Leiche in Stücken und das blutende Haupt wurde mit dem Rufe: „es lebe der König," dem Volke gezeigt. Aber Niemand aus der Menge, die sich auf 20,000 Menschen belief, stimmte in diesen Ruf ein. Das Volk hatte einen Unschuldigen, einen Heiligen sterben sehen, und glücklich schätzte sich, wer sein Taschentuch in das herabströmende Blut tauchen konnte.

Die Beschreibung dieser Hinrichtung ist dem Berichte entnommen, welchen ein Augenzeuge, der spanische Botschafter Peter von Zuniga an den Herzog von Arcos erstattete am 13. Mai 1606, also 10 Tage nach Garnett's Hinrichtung, welcher in seinem 51. Lebensjahre den Martyrertod für seine Pflichterfüllung standhaft erlitt.

Nach ihm verloren noch andere seiner Mitbrüder ihr Leben auf dem Blutgerüste, ebenso unschuldig als ihr Oberer, Garnett; denn keinen einzigen konnte man irgend eines Antheils an der Verschwörung überführen. Dennoch mußten ihre Häupter fallen, um durch immer neue Hinrichtungen der Hinrichtung Garnett's einen Schein von Recht zu geben.

So verhält es sich mit der Pulververschwörung: sie ist hervorgerufen durch unmenschliche Mißhandlung der Katholiken, sie ist das Werk einiger weniger Verschwörer und nicht den geringsten Antheil daran haben Rom und die Kirche. Unter diesen wenigen Verschwörern war ein reumüthiger nnd vereitelte das Verbrechen. Nicht e i n Jesuit hat Antheil an der Verschwörung: sie wurden das Opfer der Verschwörer und der Feinde ihres Lebens und fielen als christliche Helden.

Mehr und mehr schämt man sich selbst in England an den Lügen, mit denen diese Pulververschwörung so reichlich umgeben worden ist. Denn die Wahrheit siegt zuletzt und die Nebel fallen vor der Sonne.

V.

Alleinseligmachende Kirche.

Bin froh, sagt mancher Protestant, daß meine Kirche nicht so hochmüthig und anmaßend ist, daß sie sich für die alleinseligmachende ausgibt, wie die katholische seit mehr als 18hundert Jahren. Ein anderer Protestant sagt: man braucht gar keine Kirche, sondern nur Religion und die findet man selber in der Bibel. Ein dritter Protestant sagt: man braucht auch nicht gerade die Bibel zur Religion, man findet die Religion in der Vernunft. Ein vierter Protestant behauptet: eine Kirche braucht man, aber es hat zu allen Zeiten verschiedene Kirchen gegeben und keine kann und soll von sich sagen, sie sei die alleinseligmachende.

Es ist nun doch schon fatal, daß die Protestanten in diesem Punkte nicht einig sind, während alle wahren Katholiken zu allen Zeiten glaubten und behaupteten, es gebe und müsse eine Kirche geben und zwar nur eine einzige, und diese einzige sei die katholische und allein seligmachende. Ob das Hochmuth und Anmaßung ist, das werden wir später selber leicht beantworten können.

Wir müssen zuerst fragen: muß es eine Kirche geben? Natürlich muß man aber wissen, was eine Kirche ist. Eine Kirche ist eine Gesellschaft von Menschen, die einen Glauben haben, diesen Glauben im Leben bekennen; eine christliche Kirche

Kirche ist also eine Gesellschaft von Menschen, welche glauben und thun, was Christus ihnen zu glauben und zu thun befohlen hat. Christus hat Alles, was er zu glauben und zu thun für nöthig hielt, seine Jünger gelehrt und hat diesen Jüngern befohlen, es gerade so bei allen Völkern zu machen. Nun, sagt der Protestant, so haben es die Jünger auch gemacht und haben es aufgeschrieben im neuen Testamente und nun braucht man keine Kirche mehr: es kann ja jeder seinen Glauben aus dem neuen Testamente lernen. Er darf es nur lesen und befolgen. — Aber glaubt man denn schon, wenn man nur liest? Zuerst muß man doch das Buch, das man liest, verstehen. — Die Bibel ist leicht zu verstehen, sagt der Protestant. — Aber was sagt die Erfahrung? Die Bibel ist schwer zu verstehen: es gibt fast keinen Satz in ihr, ja fast kein Wort, über das die Protestanten nicht unter sich streiten und über manche Stellen des neuen Testaments haben sie zwei- und dreihundert Erklärungen aufgestellt und wissen heute noch nicht, welches die wahre Erklärung ist. Denke dir die Sache so: wenn die allerverständigsten und rechtschaffensten Männer ein Gesetzbuch schreiben und sagen wollten: So, jetzt weiß jeder Bürger, nach was er sich zu richten hat, man braucht keine Obrigkeit mehr, so würdest du sagen: das ist Unsinn. Denn es fragt sich erstens, ob Alle dieses Buch verstehen; zweitens, ob Alle es gleich auslegen und wenn Streit entsteht über der Auslegung, wer entscheidet über die rechte Auslegung dieses Gesetzbuchs; und drittens, wer zwingt mich, wenn ich Unrecht habe, oder wer verschafft mir Recht, wenn der Stärkere es mir entziehen will, sobald keine Obrigkeit mehr da ist? Also schon zu menschlichen Gesetzen brauchen wir Leute, die sie auslegen und die Gewalt haben, diesen Gesetzen Gehorsam zu verschaffen. Und bei der Religion, in Glaubenssachen, bei himmlischen Gesetzen sollte Jeder mit einem todten Buche auskommen? Welch' großen Fehler hätte dann Christus gemacht, daß er nicht selber seine Lehre schriftlich hinterlassen hat! Wie übel sind jene Menschen daran, die nicht lesen und nicht ver-

stehen können! Zum Beispiele die wilden Völker, die Blinden, und jene, die ohne Unterricht herangewachsen sind.

Aber Christus hinterließ kein einziges geschriebenes Wort und auch mit keinem einzigen Worte befahl er den Aposteln, seine Lehre aufzuschreiben. Lange schrieben diese nichts auf und es gab doch schon eine christliche Kirche. Endlich schrieben nur drei Apostel und einer ihrer Schüler Einiges auf vom Leben Jesu und seiner Lehre; aber nur wie zufällig, nämlich auf die Bitten eines Mannes, oder einer Gemeinde und selbst Johannes bezeugt, daß er nicht alle Thaten Jesu beschrieben habe. Wie viel weniger haben sie wohl alle Lehren Jesu aufgezeichnet! Denn wenn Christus in drei Jahren nicht mehr sie gelehrt und nicht mehr ihnen vorgetragen hätte, als was in den vier Evangelien steht, so müßte er Monate, ja Jahre lang gar nichts gelehrt haben. Kann man das von einem verständigen Religionslehrer, geschweige von einem göttlichen Lehrmeister sich denken?

Wie die Apostelgeschichte entstanden ist, wissen wir. Sie enthält die Schicksale der Apostel, hauptsächlich aber die des hl. Paulus und spricht selten und nur gelegenheitlich Lehren aus. Die Briefe aber im neuen Testamente sind nur an einige Gemeinden oder Christen geschrieben und nur wegen gewisser Umstände und ungefähr die Hälfte der Apostel hat gar nichts geschrieben. Die hätten also große Fehler gemacht. Oder sind ihre Schreiben verloren gegangen? Wie konnte Gott das zulassen bei so wichtigen Schriften? Christus lehrte und sorgte natürlich für Erhaltung dieser Lehre; denn er erwählte Apostel und diese erwählten wieder Apostel und so ging es fort bis auf den heutigen Tag; denn er gab seinen Aposteln den hl. Geist, wie er es verheißen hatte und erfüllt diese Verheißung bis auf diese Stunde. Er sprach: „wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch,“ (Joh. 20, 21.) und wieder: „ich bin bei euch bis an's Ende der Welt.“ (Joh. 14, 16.)

Wenn man aber die Religion in der Vernunft findet, wofür

stieg Christus vom Himmel, lehrte, litt und starb er? Warum fand denn Niemand eine Religion, die genügte? Warum wurden bei aller Vernunft die Religionen immer unvernünftiger, die Menschen immer schlimmer?

Das weiß ich nicht, sagt Einer, aber das weiß ich, daß ich keine Kirche, keine Bibel und keine Religion brauche: es ist genug, daß ich ein rechtschaffener Mann bin, das heißt, daß ich meine Pflicht thue, oder wie man sagt, daß ich Tugend und Liebe habe.

Das kommt mir gerade so vor, als wenn Einer sagt: Was brauche ich Mäßigkeit, um gesund zu sein? Seht ihr denn nicht, daß ich gesund bin, ohne mäßig zu sein? Das sieht man zuweilen, ist aber selten und dauert nicht lange. So gibt es sogenannte rechtschaffene Leute ohne Religion: so lange die Sonne nicht heiß scheint, so lange dauert ihre Tugend und Liebe, und so lange kein Platzregen kommt, steht das Haus ihrer Rechtschaffenheit. Entweder haben sie Tugend und Liebe von der Religion, ohne daß sie es wissen oder gestehen; oder haben sie eine Tugend und Liebe ohne Religion und dann ist ihre Tugend und Liebe eine bloße Einbildung oder Nachäfferei. Gibt es denn eine Tugend und Liebe ohne Gott, das heißt ohne Religion?

Also: eine Kirche muß es geben. Aber unwahr ist es, daß es zu allen Zeiten verschiedene Kirchen gegeben hat. Immer hat es nur eine einzige Kirche gegeben: nämlich eine einzige vorchristliche, die jüdische, und eine einzige christliche, die katholische. Alles, was sich Kirche nennt und nicht zur katholischen gehört, ist nichts als höchstens eine Sekte. Wenn du eine Rebe abschneidest, so sieht sie immer noch einer Rebe gleich, aber sie verdorret nach und nach und taugt höchstens zum Verbrennen.

Was will denn eine Kirche? Sie will mittels der Religion jeden Menschen hier so gut als möglich und dort so selig als möglich machen mit Gottes Hülfe. Wenn es nun mehrere Kirchen in Wirklichkeit gäbe, zu welcher hättest du das meiste Zutrauen: zu der, welche zu allen Zeiten von sich behauptet, sie

sei die beste, oder alleinige? oder zu der, welche sagte: man kann die Waare, die ich habe, überall haben; man kann mit mir und ohne mich selig werden? Wer als Kirche vor sich selber so wenig Respekt hat, verdient wahrlich kein Zutrauen. Darum ist es wenigstens klug von manchen gläubigen Protestanten, daß sie sagen: es gibt nur eine Kirche, und das ist die protestantische, weil sie sich von Dingen gereinigt hat, welche die katholische Kirche noch an sich hat. Freilich besteht diese sogenannte Reinigung weiter in gar nichts, als in Wegwerfung mancher heilsamer Gebräuche, frommer Lehren und heiliger Sakramente. Möbel aus einem Hause hinaus werfen, heißt doch nicht ein Haus reinigen.

Eine einzige Kirche nur kann es geben. Denn Christus hat sich nicht blos für einen Bräutigam ausgegeben (Joh. 3, 29., Matth. 9, 15., Marc. 2, 19., Luc. 5, 34.), sondern auch die Kirche als seine Braut so deutlich bezeichnet, daß es auch Protestanten so auffassen und verstehen mußten; denn die Offenbarung des hl. Apostels Johannes läßt gar keine andere Auslegung zu z. B. in ihrem 19. Kapitel 7. Vers. Man wird doch Christus, dem Herrn, nicht zutrauen, daß er mehrere Bräute habe und Hochzeit mit mehreren Weibern mache, oder das Haupt verschiedener Weiber sei! (Ephes. 5, 23.) — Ferner verlangte er, daß alle Völker eine Lehre haben, und Alles halten sollen, was er befohlen habe.

Wenn ich aber nichts betrachte, als sein hohepriesterliches Gebet, wo er so viel und innig als letzten Wunsch Gott und seinen Jüngern die Einigkeit aller derer, die an ihn glauben werden, an's Herz legt, so muß ich dabei bleiben: es gibt nur eine Kirche.

Gibt es aber nur eine Kirche, so muß diese Kirche auch die seligmachende, ja die alleinseligmachende sein. Oder können Sekten ebenso selig machen? Dann hätte Christus keine Kirche zu stiften nöthig gehabt. Alle Sekten aber dauern nur eine Zeit und dann verfallen sie. Wie traurig wäre es, wenn unsere

Seligkeit diesen vergänglichen Erscheinungen, wie alle Sekten waren und sind, anvertraut wäre! Was so dahinstirbt, hat das Leben nicht in sich; wie könnte es Leben für alle Menschen haben?

Daß ich bin und wer ich bin, weiß ich nicht aus einem meiner Glieder: meine Seele sagt es mir und so weiß die Kirche aus ihrem Haupte, aus Christus, der ihre Seele ist und ihr seinen Geist gibt, daß sie ist und was sie ist. Daß sie göttlich ist, oder alleinseligmachend, sehe ich auch daraus, daß ich sie nie irren sah, daß sie ganz erscheint, wie Christus, das heißt, daß sie nach Leib und Seele die größte Aehnlichkeit mit ihm hat. Er hat Gottheit und Menschheit in einer Person vereinigt; so besteht die Kirche aus lauter Menschen, sichtbar und unsichtbar ist sie göttlicher Natur. Wie Christus verkannt, mißhandelt, getödtet und doch wieder lebendig worden ist, also geht es auch der Kirche.

Ist es nun Stolz oder Anmaßung, daß die Kirche alleinseligmachend zu sein behauptet? Ist das nicht Christi Willen und Einrichtung, ihr steter Kampf und die Wahrung ihrer Ehre, ohne welche sie nicht würdig wäre, Christi Braut zu sein? Sie sagt das ja nicht aus Verachtung gegen andere Kirchen; denn sie sagte das, ehe es noch Sekten gab. Sie sagt es zur Beschämung der Sekten, die auch im neuen Testament verdammt sind; sie sagt das, damit alle Seelen sicherer ihre Rettung finden und wissen, wo ihre Seligkeit zu suchen und zu finden ist.

So lehrten auch die Protestanten, die rechte Kirche sei da, wo die rechte Lehre und die rechten Sakramente seien und das sei die sichtbare Kirche. Aber es gebe auch eine unsichtbare und diese bestehe aus den frommen Christen, die Gott allein bekannt seien. Zuletzt sagten sie: es gibt keine sichtbare Kirche und man braucht auch keine sichtbare Kirche; es ist genug an der unsichtbaren. Wie soll es aber fromme Christen ohne sichtbare Kirche, ohne äußere Mittel und Anstalten, und ohne äußere Zucht und Ordnung geben? Christus erschien sichtbar, predigte hörbar, wählte Apostel, weihte sie sichtbar ein und selbst seine Sakra-

mente gehen vom Sichtbaren zum Unsichtbaren. Selbst das Höchste, was die Protestanten noch anerkennen, der Glaube kann ja nicht ohne sichtbare Kirche bestehen. Denn der Glaube kommt aus dem Predigen oder Hören; das Predigen oder Hören ist nur möglich, wenn es Prediger gibt; Prediger gibt es nur, wenn Menschen dazu ausgesandt werden. So lehrt schon Paulus Röm. 10, 14. 15. Hiemit ist doch klar nachgewiesen, daß die Kirche sichtbar sein muß: sichtbar entstand sie, wirkte sie, blieb sie bis heute. Freilich hat sie auch eine unsichtbare Seite: es ist das, was über ihr liegt, wozu sie bestimmt ist, in was sie endet, wenn Himmel und Erde vergehen. In soferne gibt es auch eine unsichtbare Kirche; denn es ist ja, wie Johannes sagt, noch nicht zu Tage gekommen, was wir sein werden, obgleich wir schon Gottes Kinder sind (1 Joh. 3, 2). Das heißt: es geht von der sichtbaren Kirche in die unsichtbare. Sind wir auf Erden christlich verbunden, so wartet jenseits unserer die Gemeinschaft der Heiligen.

Kurz es kann nur eine und zwar sichtbare Kirche geben. Und doch stoßt man sich an der Behauptung, diese eine Kirche sei alleinseligmachend. Mit dieser Behauptung, meint man, sei es eben auf die Verdammung Aller abgesehen, die nicht katholisch seien. Aber statt so grober und unwahrer Vorwürfe, sollte man bedenken, daß eine Kirche, die verdammt, das Gegentheil von dem thut, was sie will; sie will ja alle Menschen selig machen durch Christus und sie ist nicht zum Gerichte da, so wenig als es Christus war. Das Gericht hat seine bestimmte Zeit. Andersglaubige verdammt die Kirche nicht, sondern nur unheilbare Glieder an ihrem Leibe schneidet sie ab und übergibt sie dem Satan, wie Christus es will und der Apostel Paulus es schon in Corinth gethan hat.

Wohl lehrt die Kirche: es sei außer ihr kein Heil und doch verdammt sie die nicht, die außer ihr stehen. Und so hat sie es von jeher gehalten und wird es so halten, bis der Herr selber zum Gerichte kommt. Die Kirche traf einst Heiden an und trifft

sie noch in fernen Ländern. Was lehrte und lehrt sie noch von diesen Heiden? Sie sollen selig werden in Christus. Kann aber ein Heide nichts von Christus je hören, bleibt er also Heide ohne seine Schuld, so kann er durch Gottes Barmherzigkeit dennoch selig werden; aber nicht durch sein Heidenthum, sondern dadurch, daß er seine natürlichen Kräfte zusammennimmt und Gutes thut, so gut er es versteht und kann. Ebenso kann es gehen bei Juden und Türken. Ihr unverschuldeter Irrthum schließt sie vom Himmel nicht aus, so wenig als ihr gänzlich mangelhafter Glaube und ihre weit hinter der christlichen zurückbleibende Tugend.

So glauben wir Katholiken auch, daß der protestantische Glaube Irrthum ist; denn was an ihm nicht Irrthum ist, das ist nicht protestantisch, sondern katholisch. Wird nun ein Protestant dadurch selig, daß er auf die katholische Kirche schimpft, die Beichte eine Gewissensfolter, die Messe einen Teufels- oder Götzendienst nennt, die guten Werke verachtet? Dadurch kann er unmöglich selig werden; das Alles ist ja bloßes Verwerfen und kein Glaube. Und doch kann der Protestant selig werden; aber auf einem anderen Wege: wenn er nichts Besseres kennt und kennen lernen kann, als seinen Glauben und in diesem Gott dient, so gut er es vermag, so wird auch er selig werden.

Aber dann ist die Kirche doch nicht alleinseligmachend, sagt man und ich antworte: Es ist auch in Niemand und in nichts Heil als in Christus (Apostelgesch. 4, 12.), und doch kann ein und der andere Heide selig werden und dabei bleibt Christus doch das einzige Heil und so wird es wohl auch mit der Kirche sein. Alleinseligmachend heißt bei der Kirche auch so viel als: sie bietet die meisten Mittel zur Seligkeit, mit ihr wird man am leichtesten und sichersten selig. Es ist also gar nicht einerlei, ob man zur Kirche gehört oder nicht. Diese ganze Welt ist ein Weg von Jericho nach Jerusalem und wie es einem da ohne Führer geht, weiß man. Wer aber den Verwundeten und Halb-

todten rettet mit sichtbaren Mitteln und Hülfe, das ist Christus oder seine Kirche, der er seine Mittel und Kraft hinterlassen hat.

Die Kirche ist also wie Christus ein Weg und zwar der nächste und sicherste zum Vater oder Himmel. Man kann auch auf Umwegen an ein Ziel gelangen; aber wer wird so etwas wagen wollen, dem man einen kürzeren und sichereren Weg zeigt? Wer wird bei der Kürze und Unsicherheit des Lebens Umwege einschlagen? Wer das dennoch thut, dem kann nicht viel an der Seligkeit liegen und somit wird er sie verlieren; denn Seligkeit erringt man nur mit höchster Anstrengung. (Philipp. 2, 12.)

Wo ist nun hier Verdammungssucht, Stolz oder Anmaßung? Entweder gibt es keine christliche Kirche mehr, oder muß sie ihre Haupteigenschaften haben. Diese sind: Einigkeit, Heiligkeit, Allgemeinheit und Apostolicität. Hat die Kirche diese Eigenschaften, so muß sie die alleinseligmachende sein, wie Christus der alleinseligmachende ist. Das glaubt der Katholik und alle Lehren, Sakramente, Gebräuche, Ordnungen prüft er nur nach dem Einen: lehrt und verlangt es so die Kirche? stammt es von ihr? Nur dann muß ich es annehmen; denn meine Kirche ist unfehlbar durch die Leitung des hl. Geistes, den sie bei ihrem Entstehen am Pfingstfeste empfangen und nie seither verloren hat, so viele Glieder an ihr auch noch unheilig sein mögen.

Einig ist die katholische Kirche und sie besteht gleichsam aus einer Person wie Christus und mit menschlicher und göttlicher Natur; hat ein sichtbares Haupt, an welchem alle Glieder hängen; einig ist sie in Lehre, Sakramenten, Bräuchen. Einig ist sie, wie Gott und Christus; denn das hat ihr Christus verheißen und erfleht. Uneinigkeit ist bei den Menschen überall; aber im heiligen Geiste hört sie auf.

Heilig ist die katholische Kirche; denn sie hält Jedermann zur Heiligung an, hat für sich die Verheißung und das Zeugniß der Heiligkeit und den Beweis oder die Früchte ihrer Heiligkeit aufzuweisen. Weiset mir etwas Anderes nach aus ihrer Lehre

und ihrer Geschichte! Läugnet ihre Wunder und die Gestalt der Erde und Menschen, welche die Kirche allein verändert, neu und edler gemacht hat!

Allgemein ist die Kirche; denn sie hat Jesu Befehl zu allen Zeiten erfüllt, alle Völker zu lehren und halten zu machen Alles, was Christus befohlen hat.

Apostolisch ist die Kirche; denn sie stammt ab von den Aposteln, hat deren Lehren und Einrichtungen zu allen Zeiten erhalten und alle Irrlehren konnten die Kirche nicht irre machen, geschweige überwinden. Die Apostel erhielten Vollmacht und Weihe von Christus und dem hl. Geiste und so behielt es bis heute die Kirche bei.

Aber sagt man: man braucht nicht so weit zu gehen; der hl. Geist kann auch weihen, ohne daß man die Hände auflegt und nur geweihte Leute dazu nöthig hat. — Gewiß kann das der hl. Geist; ob er es aber will und thut ohne äußere Zeichen, ist eine andere Frage. Mit sichtbaren Mitteln gab Christus seinen Jüngern den hl. Geist. Er blies sie an. (Joh. 20, 22.) In sichtbarer Gestalt kam der hl. Geist über die Apostel; an die sichtbare Taufe ist der hl. Geist wieder geknüpft; sichtbar wurden Paulus, Timotheus (Apostelgesch. 13, 2. 3. 1. Timotheus 4, 14 und 2. Timoth. 1, 6.) geweiht. Wo hat es fünfzehnhundert Jahre lang einen einzigen Bischof, einen einzigen Priester ohne Weihe gegeben? Nicht eine einzige Sekte wagte es, den Geringsten oder Größten ohne Weihe zum Priester zu erklären. Denn Gott ist ein Gott der Ordnung. Und die Weihe von den Apostelzeiten her ist nichts blos Aeußerliches, sondern dieses Aeußerliche ist da, weil das Innerliche nur so kommt nach Gottes Wille und Einrichtung. Glaubt man, man dürfe da nur Risse, Störungen hinein machen, der Geist Gottes werde doch dabei sein? — Hat nun der Protestantismus oder wie man jetzt gerne sagen möchte, die evangelische Kirche, diese Merkmale der Kirche?

Wo ist ihre Einigkeit? In der Lehre und den Sakramenten nicht; denn darüber streiten die Protestanten schon so lange sie

existiren und nicht zwei ihrer Lehrer sind hierin einig; so daß einer der edelsten Protestanten, Claus Harms, zu seinen Glaubensgenossen ehrlich sagt: alle Lehren, in denen ihr einig seid, will ich auf den Nagel eines Fingers schreiben. Von Gebräuchen, Zucht und Ordnung will ich gar nicht reden; diese Stücke sind neben der Lehre kaum mehr da oder überall verschieden unter den Protestanten.

Heilig kann der Protestantismus nicht sein; denn er will ja keine Heiligkeit und keine gute Werke, da er den freien Willen abspricht und Beweise und Zeugnisse der Heiligkeit in Wundern und Besserung der Völker hat er auch nicht aufzuweisen.

Allgemein zu sein, kann er doch nicht behaupten, und apostolisch zu sein, hält er entweder für unnöthig, oder meint er, bestehe es darin, daß er sich recht arm gemacht und viele Stücke weggeworfen habe und zwar in Lehre, Zucht und Sakramenten? Aber sind das nicht göttliche Gaben und darf man sich rühmen, sie verachtet und weggeworfen zu haben?

Die schwedischen und englischen Protestanten haben sich alle Mühe gegeben, nachzuweisen, daß sie richtig geweihte Geistliche haben, weil diese ihre Weihe zur Zeit der Reformation von solchen Priestern empfangen haben, die richtig zu Bischöfen geweiht waren und also wieder weihen konnten. Ob sie aber richtig die Leute für eine Sekte weihen konnten, ist eine andere Frage. Doch sieht man, daß die Schweden und Engländer nicht so leichtsinnig zu Werke gehen wie die deutschen Protestanten, wo Jeder weihen kann. Aber welche Weihe ist das! —

So verhält es sich mit der Behauptung, daß die katholische Kirche die alleinseligmachende sei.

Hab auch einmal einem Protestanten All' das explicirt und der hat es lange überlegt und zuletzt ehrlich gesagt: da weiß ich nicht viel einzuwenden. Nur mit der Heiligkeit der katholischen Kirche steht es im Leben nicht, wie auf dem Papier. Er wolle die Kirche nicht mit einzelnen Menschen verwechseln; aber er

habe doch schon Sachen an ihr bemerkt, die nicht sehr heilig aussehen und da wolle er nur die Inquisition nennen, dieses Ungeheuer aller Ungeheuer, und er sei begierig, was ich da zur Rechtfertigung meiner Kirche und ihrer Heiligkeit zu sagen wisse.

Also geht es zur Betrachtung der

VI.

Inquisition.

Leute, die nicht einmal wissen, was Inquisition nur auf deutsch heißt, geschweige daß sie wüßten, was Inquisition laut der Geschichte ist, haben eine Vogelscheuche aus ihr gemacht und ganze Romane und Lügenbücher darüber geschrieben in der süßen Hoffnung, der katholischen Kirche einen Schandfleck damit anzuhängen.

Inquisition heißt Nachforschung oder Untersuchung auf deutsch. Man versteht darunter ein kirchliches Glaubensgericht. Ein solches gab es schon in der ersten Zeit des Christenthums, um den Glauben rein zu erhalten, namentlich von Ketzerei, und es fanden dabei auch nach Befund der Umstände Strafen statt, aber nur kirchliche und geistliche, die aber durchaus keine bürgerliche Wirkung hatten. Irrte Jemand im Glauben oder in seinem Wandel, so untersuchte man, ob man ihn nicht belehren könne und war er hartnäckig und wollte sich nicht belehren lassen, so mußte man ihn aus der Kirche ausschließen. Wie hätte denn sonst die Kirche eine Grundfeste und Säule der Wahrheit bleiben können? 1. Timth. 3, 15. Schon Christus hat ein solches Gericht, eine solche Inquisition angeordnet, Matth. 18, 17., wo er deutlich sagt, daß der, welcher nicht auf die Kirche hört, wie ein Zöllner und Sünder gehalten, das heißt doch, nicht mehr zur Kirche gerechnet oder von der Kirche ausgeschlossen werden soll. So hielt es auch der Apostel Paulus

und schloß den Blutschänder in Corinth von der Kirche aus. 1. Corth. 5, 3—5. So blieb es unter den Christen, bis der Kaiser Constantin Kirche und Staat in Verbindung zu einander brachte und dem Staate christliche Einrichtungen gab. Der Kaiser wurde der Beschützer der Kirche und mußte sie also auch mit seinem Arme vor Gefahren schützen. Zu diesen Gefahren gehört vor Allem die Ketzerei, das heißt der Abfall von der Lehre und Zucht der Kirche und die Erwählung selbstgemachter Lehre und Zucht.

Aber gerade die Ketzer, wie z. B. die Arianer, fingen zuerst an, gegen die, welche nicht ihres Glaubens waren, härtere Strafen als Verbannung oder Ausschluß aus der Kirche zu verhängen. Erst am Ende des vierten Jahrhunderts kam es vor, daß auch Katholiken die Ketzer hart bestraften: Kaiser Maximus ließ nämlich in Trier im Jahre 385 die Häupter der Priscillianisten hinrichten. Aber gerade die größten Bischöfe jener Zeit, wie der heilige Bischof Martin von Tours, der hl. Ambrosius von Mailand, Papst Siricius und Andere tadelten laut die Anwendung blutiger Strafen gegen die Ketzer. Auch der hl. Augustin war dieser Meinung, doch mißbilligte er es nicht, daß man die Ketzer mit Gewalt zur Vernunft bringen dürfe, wie ja jedes bürgerliche Gesetz es mit denen macht, welche sich verfehlt haben. So ging denn der Satz, daß ein Ketzer auch ein Verbrecher gegen den christlichen Staat sei, in die Gesetzgebung über.

Im Mittelalter verbanden sich Staat und Kirche so enge, daß beide nur eines gleichsam waren, ein Staat nach den Grundsätzen der Kirche oder eine Kirche mit Staatsgewalt. Daher bedrohten die bürgerlichen Gesetzbücher des Mittelalters, z. B. der Schwabenspiegel, die Ketzerei stets mit dem Tode. Damit stimmten auch die großen Theologen des Mittelalters überein. Thomas von Aquin z. B. vertheidigte die Strafen gegen die Ketzer; denn die Verfälschung der Lehre, sagt er, sei viel schlimmer als die Fälschung des Geldes und darum gewiß ebenso

strafbar. Der hl. Bernhard aber und andere Lichter der Kirche sprachen sich noch immer wie die alten Kirchenväter gegen die Todesstrafe der Ketzer aus.

Die bürgerlichen Strafen verhängten die Fürsten über die Ketzer, der Kirche lag es nur ob, zu untersuchen, ob Jemand ein Ketzer sein und bleiben wolle.

Eine eigentliche Inquisition, das heißt ein förmliches Ketzergericht kam noch lange nicht auf, bis im zwölften und dreizehnten Jahrhundert eine Menge Ketzer im Abendlande sich erhoben und in alle Stände der Gesellschaft sich einschlichen und eindrängten. Da sah sich der Papst genöthigt, mit Zustimmung der Prälaten und des Kaisers die Anordnung zu treffen, daß jeder Bischof einmal wenigstens im Jahre in eigener Person oder durch seinen Archidiakon die Gegenden visitire, wo Ketzer wohnen sollen, und drei bis vier rechtschaffene Männer, oder noch mehrere eidlich verpflichte, die verschiedenen Ketzer oder Häretiker, so wie Alle, welche geheime Zusammenkünfte halten und sich von den übrigen Gläubigen ausscheiden, namhaft zu machen, damit der Bischof oder Archidiakon sie vorrufen und untersuchen könne. Die weltliche Obrigkeit aber solle eidlich geloben, die Beschlüsse gegen die Ketzer und die ausgesprochenen Strafen vollziehen zu wollen, bei Verlust ihrer Aemter und Würden; alle Beschützer der Ketzer aber seien anmit für ehrlos erklärt.

Vor allen Ländern hausten in Frankreich jene Ketzer am ärgsten, die man Albigenser nannte, und wo sie mächtige Freunde fanden. Deßhalb fand Papst Innocenz III. für nöthig, eigene Legate (päpstliche Abgeordnete geistlichen Standes) zur Ausrottung der Ketzerei im südlichen Frankreich zu bestellen und da er wiederholt die Ueberzeugung ausgesprochen hatte, daß eine Irrlehre nicht durch Gewalt allein, sondern auch durch Belehrung und Tugend, durch das Beispiel der rechtgläubigen Geistlichen besiegt werden müsse, so schickte er eine Mission aus dem Cistercienser-Orden dorthin, weil diese damals junge geistliche Genossenschaft eben den größten Ruhm der Tugend und Tüchtigkeit besaß.

Darunter war auch Domingo Gutzmann, der nachher so berühmte heilige Dominikus. Aber dieß war nur eine vorübergehende Maßregel und noch nicht die eigentliche Inquisition, d. h. noch kein eigentliches und bleibendes Ketzergericht.

Erst auf der großen Synode oder Kirchenversammlung zu Toulouse (sprich Tulus) im Jahre 1229 nahm die Inquisition ihren Anfang. Das erste Kapitel dieser Synode befiehlt nämlich, daß die Erzbischöfe und Bischöfe in allen Pfarreien einen Priester und zwei, drei oder mehrere Laien von gutem Rufe aufstellen und wohl auch eidlich dazu verpflichten sollen, daß sie fleißig und treu die Ketzer in ihren Distrikten aufsuchen und dieselben nebst ihren Gönnern, Hehlern und Beschützern dem Bischofe oder dem Gutsherrn oder ihren Beamten anzeigen wollen. Sofort wird weiter angeordnet, wie die Ketzer aufzusuchen, zu untersuchen und zu beurtheilen oder zu bessern seien. Diese erste Inquisition war also immer noch ein bischöfliches Gericht.

Bald wurden solche Maßregeln auch in Italien nöthig.

Neben den bischöflichen Inquisitionen finden wir in Bälde auch Dominikaner mit dem Inquisitionsgeschäfte beauftragt, ohne daß Jemand den ersten Fall dieser Art anzugeben vermöchte. Wahrscheinlich kamen die Dominikaner zu diesem Geschäfte deßhalb, weil sie als Predigerorden zum Bekehren am geschicktesten waren und namentlich in Spanien war ihnen dieses Geschäft übertragen, wo, namentlich in Aragonien, in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, die Ketzerei Viele angesteckt hatte, so daß daselbst die Könige zu den Waffen gegen die Ketzer griffen und der Papst Innocenz IV. verwandelte die bischöfliche Inquisition in eine Dominikanerinquisition.

Nun tritt in Spanien aber auch noch eine ganz andere Inquisition auf, nämlich die spanische Staatsinquisition, zu welcher die Juden Veranlassung gaben. Schon in den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt nämlich gab es so viele Juden in Spanien, daß sie es wagen zu dürfen glaubten, das ganze

Land jüdisch zu machen. Die Kirchenversammlungen thaten daher ihr Möglichstes, um dieß zu verhindern und die westgothischen Könige von Spanien machten sogar Versuche, die Juden mit Gewalt zu Christen zu machen. Aber die vierte Kirchenversammlung von Toledo verbot ihnen dieß. Es gab bereits damals viele Juden in Spanien, die nur zum Scheine Christen geworden waren unter der strengen westgothischen Gesetzgebung, die aber heimlich ihre alten Gebräuche fortbewahrten. Unter diesen gezwungenen Christen verbreitete sich in der Stille eine große Revolution, welche nichts Geringeres bezweckte, als durch Verbindung mit den Sarazenen in Afrika den christlichen westgothischen Thron umzustürzen und in Spanien ein neues Jerusalem aufzurichten. Aber der hochverrätherische Plan wurde von König Egica entdeckt und schwer bestraft. Die Schuldigen wurden zu Sklaven gemacht und der Einfall der Sarazenen glücklich abgeschlagen.

Bald hatten sich jedoch die spanischen Juden von den Schlägen des siebenten Jahrhunderts wieder erholt und als die Araber Spanien eroberten, gelangten die Juden wieder zu Reichthum, Macht, Einfluß und Aemtern. Zwar brachten die Glaubenskämpfe der Spanier gegen die Mauren auch den Juden manche Gefahren, da viele spanische Ritter in den Juden gefährlichere Feinde sahen als in den Mauren. Allein da waren es gerade der Clerus und die Päpste, welche die Juden in Schutz nahmen. Nur verlangten die Päpste mit Recht, daß die Juden kein Regiment über Christen als deren Herren, Obrigkeiten oder Richter führen dürften. Allein deßungeachtet treffen wir immer wieder Juden in öffentlichen Aemtern, Ehren und Würden. Wiederholt drangen darum schon im vierzehnten Jahrhundert die Cortes (Ständekammern) in Kirchenversammlungen auf Beschränkung der großen Vorrechte der Juden, und einzelne Volksaufläufe zeigten die allgemeine Stimmung des spanischen Volkes gegen diese gefährlichen Fremdlinge.

Doch viel gefährlicher als die wirklichen Juden waren die scheinbar zum Christenthume bekehrten Juden, deren Zahl seit der

Judenverfolgung am Ende des 14ten Jahrhunderts ungeheuer zugenommen hatte. Rissen die Juden einen großen Theil des spanischen Nationalvermögens und des spanischen Handels an sich, so bedrohten die jüdischen Scheinchristen eben so sehr die spanische Nationalität, wie den christlichen Glauben, indem diese verkappten Juden einerseits in eine Menge geistlicher Aemter, selbst auf bischöfliche Stühle sich einschlichen, andererseits zu hohen bürgerlichen Ehren gelangten, in alle adeligen Familien hinein heiratheten und all' das dazu benützten, um dem Judenthum den Sieg über die spanische Nationalität und den christlichen Glauben zu verschaffen.

Die unter solchen Umständen von den Judaisten drohende Gefahr erkannten manche Laien und Cleriker und waren überzeugt, daß von Seite der Regierung etwas geschehen müsse, weßwegen wiederholt Gesuche an Ferdinand und Isabella um Vorkehrungen gegen die verkappten Juden eingelaufen sind; und gegen diese wandte sich nachmals die Inquisition, nie aber, was wohl zu bemerken ist, gegen die eigentlichen Juden.

So entschlossen sich Ferdinand und Isabella zur Einführung der Inquisition in Castilien und Papst Sixtus IV. gab sofort am 1. November 1478 die kirchliche Erlaubniß hiezu und gestattete den beiden Herrschern zur Untersuchung und Bestrafung der Ketzer nach eigener Wahl zwei bis drei kirchliche Würdeträger, Welt- oder Ordensgeistliche aufstellen zu dürfen, welche wenigstens vierzig Jahre alt, rein an Sitten, geprüfte und wohl bestandene Theologen (Magistri oder Baccalaurei), oder Verständige und Lehrer des kirchlichen Rechts sein müßten.

Aber noch vorher versuchten Ferdinand und Isabella andere Mittel, um dem jüdischen Scheinchristenthum Einhalt zu thun und mit ihrem Willen veröffentlichte der große Erzbischof und Cardinal Mendoza von Sevilla im Jahre 1478 einen Katechismus des christlichen Lebens. Auch bestellten Ferdinand und Isabella mehrere Ordens- und Weltgeistliche, um durch Predigten und Belehrungen die Verführten zum wahren Glauben zurück-

zubringen. Alles vergeblich; es erschienen sogar von den jüdischen Scheinchristen beißende und bittere Schriften gegen die beiden Herrscher und sogar gegen die ganze christliche Religion. Jetzt wurden kraft der päpstlichen Bulle zwei königliche Inquisitoren für Sevilla aufgestellt. Das ist der Anfang der neuen oder spanischen Staatsinquisition, welche die Untersuchung und Bestrafung der Ketzer nicht als Diener der Kirche, sondern als Staatsbeamte mit Bestallung und Instruktion von dem Fürsten auf sich zu nehmen hatte.

War sie zu strenge, so war der Papst der erste, der sie strenge tadelte, wie dieß Sixtus IV. nachdrücklich that, wie er überhaupt zeigte, daß er keine Staatsinquisition wolle. Nicht nur verlangte er Milde, sondern nahm auch Appellationen der Verfolgten gegen die Staatsinquisition an. Da aber Ferdinand und Isabella von ihrer Staatsinquisition sich nicht abbringen ließen, so wählte der Papst nothgedrungen unter zwei Uebeln das kleinere und bestellte den Pater Torquemada zum Großinquisitor für ganz Castilien und ermächtigte ihn zur Ernennung weiterer Unterinquisitoren.

Sowohl das Staatswohl als heftige Racheübungen der Juden und deren entdeckte Verschwörung zur Einnahme Toledo's am Fronleichnamsfeste und Ermordung der Christen veranlaßten den Befehl, daß die Juden Spanien verlassen mußten. Vorher gab man sich noch alle Mühe, sie zu Christen zu machen und so sie im Lande zu lassen. Mehrere Tausende kehrten nach Spanien zurück und ließen sich taufen, gar Viele davon aber nur zum Scheine. Man nannte sie Maranos. Sie machten der Inquisition viel zu schaffen.

Nachdem Ferdinand und Isabella Granada erobert und die Mauren besiegt hatten, ließen sie denselben die freie Ausübung ihrer Religion, sorgten aber zugleich möglichst für ihre Bekehrung. Bald rebellirten die Mauren wegen dieser Bekehrungsversuche. Dafür verlangten die beiden Herrscher Annahme der Taufe oder Auswanderung. Der größte Theil blieb und ließ sich taufen und

wurde Moriskos genannt. Aber bei einer Visitation im Königreiche Granada im Jahre 1526 zeigte sich, daß von allen Moriskos nur noch 7 treu, alle anderen vom Christenthume abgefallen waren. Daher wurde in Granada ein Inquisitionstribunal errichtet, aber Nachsicht gegen Mauren und Morisken geübt und vom Papste für tüchtigeu Unterricht in der christlichen Religion gesorgt. Aber trotz aller Milde erregten die Morisken immer neue Aufstände.

In Castilien und Aragon war die königliche Macht so klein, wie nirgends in Europa; die Inquisition aber das wirksamste Mittel, sämmtliche Unterthanen, namentlich den Adel und die Geistlichkeit der Krone zu unterwerfen. Die Großen haßten daher die Inquisition, das Volk liebte sie, weil die Gewalt der Großen dadurch gebrochen wurde. So war diese spanische Inquisition kein geistliches, sondern ein königliches Gericht. Ganz so war sie auch in Portugal. Mit dem Verschwinden der unumschränkten Fürstenmacht verschwand daher auch die Inquisition wieder.

Um überhaupt die Inquisition zu verstehen, muß man sich Folgendes merken:

1) Damals sah man Staat und Kirche anders an als jetzt. Damals galt Abänderung der Religion für Majestätsverbrechen. Die Protestanten sollten sich doch erinnern, daß in der Pfalz zum Beispiel die Protestanten innerhalb zwanzig Jahren dreimal auf Befehl ihrer Fürsten den Glauben wechseln mußten und daß der Religionsfriede vom Jahre 1555 es gerade machte, wie man es in Spanien mit Juden und Mauren hielt: jeder Reichsstand kann verlangen, daß seine Unterthanen die Religion des Fürsten annehmen, oder eine gewisse Summe erlegen und auswandern. Gar oft war es besser, in die Hände der spanischen Inquisition, als in die eines eifrig lutherischen Herzogs zu fallen.

2) Das Strafrecht jener Zeit war viel härter und blutiger als das unserer Zeit. Man denke nur an die peinliche Halsordnung Carl's V. vom Jahre 1532, ja früher waren Strafen und Folter noch grausamer.

3) Die Inquisition verhängte nicht allein die Todesstrafe über Ketzerei; sondern alle Länder zu jener Zeit, wes Glaubens sie sein mochten, machten es so. Calvin ließ den Ketzer Michael Servet am 27. Oktober 1553 zu Genf an langsamem Feuer qualvoll verbrennen und selbst Melanchthon billigte dieses Verfahren. Im Jahre 1724 enthauptete man noch aus Gnade einen jungen Soldaten in Holstein, weil er einen Bund mit dem Teufel gemacht habe, und im Jahre 1844 wurde der Maler Nilson in Schweden des Landes verwiesen und aller bürgerlichen und Erbrechte für verlustig erklärt, blos weil er vom lutherischen Glauben zum katholischen sich gewendet. Er starb im Elende zu Kopenhagen im Februar 1847. Die Protestanten hatten also auch ihre Inquisition und haben sie noch, während sie längst bei den Katholiken verschwunden ist. Es ist das um so sonderbarer, wenn sie Abfällige bestrafen, da ja auch sie vom alten Glauben abgefallen sind.

4) Unter den Opfern der Inquisition kommen auch Hexen und Zauberer vor. Was darauf der Katholik zu antworten hat, wenn ihn der Protestant damit hänseln will, findest du im obigen dritten Kapitel.

5) Die Inquisition sprach nur aus, ob ein Angeschuldigter mehr oder weniger, ganz oder theilweise Ketzer sei. Niemals hat die Inquisition auf Todesstrafe erkannt. Wenn sie aussprach „schuldig der Häresie,“ so vollzog der höchste spanische Gerichtshof die Todesstrafe am Schuldigen; ja die Inquisition legte jedesmal Fürsprache um Milde bei der weltlichen Obrigkeit ein.

6) Die spanische Inquisition stammt nicht aus Rom; im Gegentheile waren die Päpste derselben am wenigsten geneigt und suchten sie fast zu allen Zeiten zu beschränken. Hiefür gibt es eine Menge der glaubwürdigsten Zeugnisse und Aktenstücke.

7) Die Folter war damals bei allen weltlichen Gerichten aller Länder in Anwendung wie bei der Inquisition; ja sie bestand gesetzlich noch im neunzehnten Jahrhundert. Die Inquisition war nicht härter in Behandlung der Gefangenen und

Verurtheilten als die übrigen Gerichte jener Zeit in katholischen und protestantischen Ländern. Von schmerzlichen und grausamen Strafen, wie sie einst und in jener Zeit üblich waren, weiß die Inquisition nichts. Ihre Gefangenen wurden in gutgewölbte, helle und trockene Zimmer gebracht, wo man sich einige Bewegung machen konnte. Sonst waren damals die Kerker Europa's Gräber voll Moder, Fäulniß und Pestgeruch. Von Ketten, Handschellen, eisernen Halsbändern und dergleichen war bei der Inquisition keine Rede. Die Gefangenen wurden gefragt, ob sie der Kerkermeister gut behandle, und auch für rechte Verpflegung der Armen wurde gesorgt. Für die lebenslänglich Gefangenen aber waren eigentliche Fabriken unter dem Namen von Pönitenzhäusern errichtet worden, welche von Zeit zu Zeit einer genauen Visitation unterlagen. Die Folter durfte in einem und demselben Prozesse nur einmal angewendet werden und jedesmal mußte ein Arzt zugegen sein und bestimmen, wann die Tortur aufhören müsse, um nicht lebensgefährlich zu sein. Gar oft wurde von der Inquisition blos gedroht mit der Folter und im Jahre 1537 verbot der Oberinquisitionsrath alle Anwendung der Folter gegen die Morisken, während man Aehnliches von keinem einzigen Gerichtshofe jener Zeit zu rühmen im Stande ist.

8) Die Inquisition war keine nimmersatte Fang- und Haschanstalt, denn sie begann stets mit Bekanntmachung einer Gnadenfrist, innerhalb welcher jeder, der sich schuldig fühlte, in Gnaden absolvirt und von schweren Strafen verschont wurde. Besonderer Bedacht ward überdieß auf jugendliche Ketzer genommen. Wegen unbedeutender Ursachen durfte Niemand verhaftet werden. Hatte Jemend ketzerische Reden geführt, so wurde ein Arzt befragt, ob der Angeschuldigte nicht etwa durch Geisteskrankheit zu solchen strafbaren Aeußerungen veranlaßt worden sei. Auch war man gar nicht geneigt, dem nächsten besten Angeber zu glauben. Aus vielen Umständen, namentlich auch aus der Protokollführung der Inquisition geht hervor, daß sie nicht blos durch List und Tücke die Verurtheilung des Angeklagten

gesucht habe, und bei Fällung des Urtheils war sie an große Vorsicht gebunden. Denn Alles wurde revidirt, theologische Gutachten mußten eingeholt werden, die Angeklagten konnten andere Richter verlangen, Appellationen gegen die Inquisition fanden statt.

10) Daß die Inquisition dem Angeklagten nie die Zeugen gegen ihn nannte, kam daher, daß diese Zeugen großer Gefahr und Schaden ausgesetzt gewesen wären. Denn wie würden die reichen Schuldigen sie verfolgt haben, da die Ankläger meist dem untersten Volke angehörten! Zudem durfte der Angeklagte diejenigen Personen nennen, die er für seine Feinde halte und deren Zeugniß er verwerfe; dagegen durfte er eine Reihe Entlastungszeugen für sich anführen, die man verhören mußte, selbst wenn man sie in Amerika aufzusuchen hatte.

11) Es ist unwahr, daß die Inquisition die Prozesse grausam in die Länge gezogen habe. War der Beweis der Schuld nicht hinlänglich hergestellt, so durfte deßhalb die Haft des Angeklagten nicht verlängert werden.

12) Man fabelt von ungeheuren Einkünften der Inquisitoren, welche recht Viele verurtheilt haben sollen, um sich aus den eingezogenen Gütern zu bereichern. Allein diese Güter floßen in den königlichen Fiskus und die Inquisitionsbeamten hatten eine feste Besoldung und nichts von den confiscirten Gütern, welche hauptsächlich zum Maurenkriege verwendet werden sollten. König Ferdinand war oft in Geldnoth und wußte nicht, womit er die Inquisitionsbeamten bezahlen sollte. Von den Morisken hatte der Fiskus gar keine Einnahme; denn das Vermögen der Verurtheilten fiel den Kindern derselben zu, nicht dem Staate; bei andern Verurtheilten dagegen trug der Fiskus die Verpflichtung, einen Theil der confiscirten Güter den unmündigen Kindern zu überlassen und für ihre Erziehung zu sorgen. Vielen Wittwen und Waisen schenkten Ferdinand und Isabella das confiscirte Vermögen wieder ganz oder theilweise.

13) Schauerlich ist die Vorstellung, die man sich von einem

Auto da Fe (actus fidei) das ist einer Handlung des Glaubens macht, als wäre sie nichts anderes, als ein ungeheures Feuer und eine mächtig große Schmoorpfanne, um welche die Spanier wie Kannibalen sitzen, um sich etwa alle Quartale am Rösten und Braten einiger Hundert Unglücklicher zu ergötzen. Aber ein Auto da Fe bestand nicht im Brennen und Morden, sondern theils in Freierklärung der fälschlich Angeschuldigten, theils in der Versöhnung der Reuigen und Bußfertigen mit der Kirche, wobei gar oft nichts brannte, als die Kerze, welche der Büßende zum Zeichen des ihm wieder aufgegangenen Gnadenlichtes in der Hand trug. Es sind uns drei große Auto da Fes bekannt, wobei nicht ein Einziger zum Tode geführt wurde. Dreitausend dreihundert Personen mußten im Ganzen um jene Zeit in Toledo Kirchenbuße thun, während 27 zum Tode verurtheilt wurden. So erklärt es sich leicht, warum das spanische Volk in den Autos da Fe eher Handlungen der Gnade als der Grausamkeit sah.

Waren die Reuigen mit der Kirche versöhnt, so wurden die hartnäckigen Ketzer und jene, deren Vergehen theilweise bürgerliche waren, dem weltlichen Arme übergeben. Damit war das Auto da Fe zu Ende und die Inquisitoren entfernten sich. Ueberhaupt hat man die Anzahl der in Spanien wegen Ketzerei Hingerichteten übertrieben, was man leicht beweisen kann.

14) Auch von den geringeren Strafen, welche die Inquisition über die minder Schuldigen und Reuigen verhängte, macht man sich eine falsche und übertriebene Vorstellung.

Eine Menge Personen wurden blos in geringerem Grade verdächtig gefunden, und darum nicht einmal mit Kirchenstrafen belegt, sondern davon losgesprochen. Dasselbe geschieht heute noch in der ganzen katholischen Kirche im Beichtstuhle, wo der Reuige vom Beichtvater auch vom Kirchenbanne freigesprochen wird, für den Fall, daß er durch seine Sünden denselben verschuldet haben sollte.

Aber der Sanbenito, wird man entgegnen, den alle

Verdächtigen tragen mußten, war ja ein schreckliches Zeichen unauslöschlicher Schande, selbst schon ein Brandmal. — Aber der Sanbenito heißt auf deutsch: heiliger Sack und bedeutet nichts als den Anzug, in welchem schon David Buße that und so nannte man die Anzüge der Büßenden alter Zeit. Es war ja von jeher christliche Sitte, daß der Büßer seine innere Reue und Zerknirschung auch äußerlich durch Buß- und Trauerkleider an den Tag legte und dieses Bußkleid, kurzweg Sack genannt, wurde für die Reuigen benedicirt oder eingesegnet und erhielt daher seinen Namen.

In einigen Gegenden war das Bußgewand blau, in andern grau oder schwarz; in Spanien war es gelb. Manche mußten es nur tragen, während man sie mit der Kirche aussöhnte; Manchen wurde es ganz erlassen. Mußte ein Verurtheilter als schwer verdächtig abschwören, so trug er die gelbe Sutane mit einem darauf angebrachten halben Kreuze; wer aber wirklich ein Ketzer gewesen und reuig geworden, der trug auf der nämlichen Sutane ein ganzes Zeichen des Kreuzes. Nur bei denen, welche dem weltlichen Richter übergeben wurden und durchaus keine Reue zeigten, war der Sanbenito mit Flammenbildern und Teufelsfiguren besät und nur ihnen ward auch eine derartige Mütze auf den Kopf gesetzt. Wie überall, so gab es also auch in Spanien eine Armesünderkleidung und während in Deutschland noch in unserem Jahrhundert Verbrecher in Thierhäuten zum Richtplatz geschleppt wurden, wurden sie ehemals in Spanien in Sanbenitos dahin gebracht.

Was weiterhin aber die Buße derjenigen, die sich mit der Kirche wieder aussöhnten, betrifft, so sind zwei Dinge nicht zu vergessen: erstens, daß die Bußwerke nach den eigenen Statuten der Inquisition „mit Barmherzigkeit und Güte, so weit es sich mit gutem Gewissen thun lasse,“ auferlegt werden sollen, und zweitens, daß die alte Kirche und das Mittelalter in der Buße mehr Erbauliches als Beschimpfendes erblickte. Damals nahm man keinen Anstand, seine Sünden vor der ganzen Gemeinde

zu gestehen. Fürsten stiegen vom Throne herab, um in Sack und in der Asche vor ihren Unterthanen Buße zu thun.

15) Man hört behaupten, die Inquisition habe den Geist der spanischen Nation, die Cultur und Pflege der Wissenschaften unterdrückt. Aber gerade zur Zeit der Inquisition fingen in Spanien die Wissenschaften an zu blühen, Schulen und Universitäten wurden errichtet und ruhmvolle Gelehrte wurden nach Spanien berufen und reichlich belohnt, auch der Adel wieder für die Wissenschaften gewonnen. Hat das auch die Inquisition nicht gethan, so hat sie es doch nicht gehindert oder zerstört.

16) Die größten und gebildetsten Geister Spaniens sprachen sich günstig über die Inquisition aus und auch neuere Schriftsteller stimmen darin überein, daß die Inquisition es gewesen sei, welche Spanien so lange vor Bürger- und Religionskriegen bewahrte.

Ein Spanier, Namens Llorente, schrieb eine Geschichte der Inquisition, worin er so viele Lügen auftischt, daß kein gebildeter Mann mehr an diese Geschichte glaubt. Ueberdieß hat Llorente einen so schlechten Charakter gezeigt, daß kein vernünftiger Mensch ihm Glauben beimessen kann. Man soll die spanische Inquisition nicht loben, aber sie auch nicht schwärzer machen, als sie war. Der weltlichen Macht soll nie die Befugniß zustehen, das Gewissen der Menschen zu richten und über den Glauben Urtheil und Strafe zu verhängen. Aber so, wie man die Inquisition darzustellen pflegt, war sie nicht und Niemand verdient wegen ihrer weniger einen Vorwurf als die Päpste, am wenigsten die Kirche, welcher durch sie nur ihr Recht entzogen wurde. — Nun, höre ich sagen, wenn auch die Kirche keinen Antheil an der spanischen Inquisition hat, so hat sie sich doch eine Schmach bereitet und ein Unrecht auf sich geladen mit der Hinrichtung des Hus und Hieronymus. Ob das wahr ist, soll das nächste Kapitel darthun.

VII.

Hus und Hieronymus.

Johannes Hus, in Böhmen im 14. Jahrhundert geboren, wahrscheinlich im Jahre 1369, studirte zu Prag und zeigte schon als Student einen Hang zur Schwärmerei. Dort las er die Schriften Wiclef's oder Wicliffe's, eines berühmten Irrlehrers in England, und war bald dessen eifriger Anhänger. Die Prager Universität verdammte 45 Sätze aus Wiclef's Schriften; aber Hus wußte den König Wenzel dahin zu bringen, daß er der Prager Universität eine ganz andere Verfassung gab, den Deutschen ihr bisheriges Uebergewicht nahm und es den Böhmen gab. Darüber wanderten fast alle deutschen Professoren und Studenten von Prag weg, wenigstens 5000 an der Zahl und gründeten oder vergrößerten andere Universitäten. Die Deutschen waren ein Hauptdamm gegen die Irrlehre Wiclef's gewesen und jetzt wurde Hus kecker und zwar so, daß er verklagt wurde und sich auch dem Papste widersetzte, der ihm befohlen hatte, sich vor dem Cardinal Otto Colonna zu stellen. Der Cardinal aber sprach sofort über Hus und seine Anhänger den Bann aus. — Das erschreckte den König Wenzel und auf seinen Wunsch legte Hus im Sommer 1411 öffentlich ein orthodoxes Glaubensbekenntniß ab; zugleich aber veröffentlichte er Bücher, die mit diesem Glaubensbekenntniß gar nicht übereinstimmten. Auch gegen eine päpstliche Bulle eiferten Hus und seine Anhänger öffentlich und unverschämt, so daß sogar der König Wenzel die

Lästerer des Papstes mit dem Tode bedrohte. Drei solcher Lästerer ließ der Magistrat von Prag hinrichten und Hus pries sie in einer Predigt als Märtyrer. Darüber klagten die Prager Pfarrer zu Rom, die Sache des Hus ward untersucht, er schuldig befunden und mit dem Banne belegt. König Wenzel wagte ihn nicht mehr öffentlich zu beschützen, denn sogar aufgeklärte Männer, wie der Kanzler Gerson, foderten den Erzbischof von Prag auf, das Unkraut aus dem Acker der Kirche auszurotten. Hus appellirte an Christum, denn er erkenne Niemand auf Erden als Richter an. Er mußte Prag verlassen und lebte auf Schlössern bei befreundeten Edelleuten, wo er seine meisten und wichtigsten Schriften schrieb, besonders die über die Kirche, welche die meisten seiner Irrthümer enthielt. Trotzdem, daß er gebannt war, predigte er und reizte das Volk auf alle Weise gegen den Papst, Cardinäle und Geistliche aller Art. — Als Sigismund deutsch-römischer Kaiser wurde, beschloß er und sein Bruder Wenzel, den Hus auf die Kirchenversammlung nach Constanz zu schicken und Sigismund versprach ihm sicheres Geleit und vertraute ihn drei böhmischen Rittern an. Der Papst, der auch in Constanz war, wurde von den Rittern um Schutz für Hus gebeten, und Johann, so hieß der Papst, antwortete: „Wenn Hus auch meinen eigenen Bruder getödtet hätte, so würde ich doch nicht zugeben, daß ihm in Constanz ein Unrecht widerführe.“ Aber mit diesen Worten konnte und wollte der Papst doch nicht dem Spruche eines ordentlichen Gerichtes vorgreifen. Auch milderte der Papst seinen Bann; nur dürfe Hus keinem Gottesdienste anwohnen und keinen halten. Dennoch las Hus in seiner Privatwohnung widerrechtlich häufig Messe und hielt sogar Vorträge für Neugierige, wodurch er seine Irrthümer ausbreitete. Die Mahnungen des Bischofs wies er zurück. Er soll auch einen Fluchtversuch gemacht haben und wurde deßwegen, und weil er auf jeden Fall sich durch Messelesen und Vorträge gröblich verfehlt hatte, im Hause des Domcantors in Gewahrsam gebracht.

Palec und Gerson übergaben eine Reihe von Klagpunkten

gegen Hus und der Papst bestellte nun zwei Kommissionen zur Untersuchung der Sache. Die Ritter klagten beim Kaiser wegen der Gefangennehmung des Hus. Aber als der Kaiser selber nach Constanz kam, mußte er den Gründen nachgeben, welche die Synode dafür vorbrachte. Uebrigens war die Haft des Hus eine ganz anständige und es durften ihn sogar Freunde besuchen, wie wir aus seinen eigenen Erzählungen ersehen und die Spelunke, die man einem in Constanz zeigt als das Gefängniß des Hus, ist eine Erfindung, wie der Saal, den sie daselbst als Conciliumssaal ausgeben. Denn jede Kirchenversammlung fand in der Hauptkirche statt.

Zuerst mußte man Wiclef's Schriften untersuchen, weil die Irrthümer des Hus auf sie gebaut waren. Wiclef's Schriften wurden ketzerisch befunden und sein Andenken mit Fluch belegt. Am 5. Juni 1415 wurde Hus öffentlich verhört und da meinte er, sollte die Kirchenversammlung mit ihm disputiren, als ob er nicht unter ihr stünde und sie sein Richter wäre. Als man ihm dieß bemerklich machte, schmähte er die Kirchenversammlung und tobte, daß man die Verhandlung abbrechen mußte.

Das zweite Verhör fand am 7. Juni statt, dem der Kaiser Sigismund selber beiwohnte. Wegen Wiclef's Irrthümern, die auch Hus verbreitet hatte, gab er Einiges zu, Anderes läugnete er und Sigismund selber ermahnte ihn zur Unterwerfung unter die Synode und ausdrücklich erklärte der Kaiser: „Hus sei mit einem Geleitsbriefe von ihm nach Constanz gekommen und er habe ihm öffentlich Gehör zu verschaffen versprochen. Nun sei demselben ein ruhiges öffentliches Gehör gewährt und damit das königliche Versprechen gelöst worden. Wenn er sich dem Concil unterwerfe, so werde ihn dieses milde behandeln, wollte aber Jemand hartnäckig auf seiner Ketzerei bestehen, so wäre er, Sigismund, der Erste, der ihn auf den Scheiterhaufen führte. Und gegen diese Auffassung des Geleitsbriefes legte Hus keinen Protest ein, dankte vielmehr in seiner Antwort dem Kaiser.

Am 8. Juni fand das dritte Verhör statt; man las ihm 26 Artikel aus seinen Schriften vor. Die meisten erkannte er an, einige suchte er zu beschönigen, andere läugnete er geradezu. Darauf verlangte die Synode, Hus solle erklären, daß er in den angeschuldigten Artikeln geirrt habe, seine Irrthümer aufgeben und jene Artikel öffentlich widerrufen. Sigismund aber setzte noch bei: wenn er nicht widerruft, muß er nach meiner Meinung verbrannt werden.

Am andern Tage, den 9. Juni, legte man ihm eine sehr milde Widerrufungsformel vor, und gute und verständige Männer erinnerten ihn daran, daß die größten Gelehrten und Heiligen geirrt, aber mit Freude ihren Irrthum verbessert haben und wenn in seinen Sätzen, die er widerrufen solle, sogar Wahrheit sei, so treffe die Schuld nicht ihn, sondern das Concil. Alles vergeblich an dem stolzen und eigensinnigen Hus. Um ihn zur Nachgiebigkeit in Güte zu bewegen, verurtheilte man seine Bücher zum Feuer, gab ihm den ganzen Juni und einen Theil des Juli zur Bedenkzeit und suchte ihn freundlich zu gewinnen. Aber Hus bestand stets darauf, daß man ihn widerlegen solle. Wenn Vorgesetzte das schuldig wären, so würde wohl Niemand mehr bestraft und keine Untersuchung beendigt werden können. Denn Widerlegen und Disputiren hat kein Ende.

Endlich waren alle Mittel der Güte erschöpft und nun wurde Hus am 6. Juli 1415 wieder vor die Kirchenversammlung gestellt. Da wurden alle bisher mit Hus geführten Verhandlungen verlesen, die Klagpunkte aus seinen Schriften vorgebracht und angegeben, wie viele Zeugen man für jeden Klagpunkt gegen Hus habe. Hus wollte wieder disputiren; die Kirchenversammlung aber verlangte, er solle nur erklären, ob er Klagepunkte verwerfe oder nicht. Die Artikel nun, die er für unächt erklärte, ließ man weg. Dreißig beanstandete Hus selber nicht, und in jedem dieser Artikel war ein Irrthum, ja Ketzerei offenbar enthalten. Statt vieler will ich nur den einen Satz des Hus anführen: Niemand ist weltliche Obrigkeit, Niemand

Prälat und Niemand Bischof, so lange er sich in einer Todsünde befindet. — Mit dieser falschen Lehre hört alle Obrigkeit auf. So hatte Hus auch eine ganz falsche und gefährliche Vorherbestimmungslehre.

Da er nichts widerrief, erklärte ihn die Synode für einen Irrlehrer, Verführer der Böhmen und Prediger eines falschen Evangeliums. Da er aber so hartnäckig sei, so soll er seiner priesterlichen Würde entsetzt und abgesetzt werden. Hus antwortete: „wie könnt ihr meine Schriften verdammen, da ihr keine Irrthümer darin nachgewiesen und zumal die böhmischen gar nicht habt lesen können?“ Hiemit hatte Hus mehr als eine Lüge ausgesprochen. Denn Irrthümer genug hatte man ihm aus seinen Schriften nachgewiesen, sie also doch gewiß auch gelesen. Auch waren zu Constanz Gelehrte genug, die böhmisch verstanden, wie auch die vielen Deutschen, die in Prag studirt hatten, die böhmische Sprache wohl kannten und überdieß waren ja die meisten Schriften des Hus in der lateinischen Sprache geschrieben. Ja Hus strafte sich selber Lügen, denn an einen Freund schrieb er unter Anderem: „er sei erfreut, daß seine Feinde seine Bücher gelesen hätten und zweifle nicht, daß sie dieselben genauer als die heilige Schrift gelesen.“ — Nachdem der Spruch der Kirchenversammlung verlesen war, betete Hus zu Gott um Verzeihung für seine Feinde; darauf legte man ihm die priesterlichen Ehren- und Standeszeichen an und foderte ihn nochmals zur Abschwörung auf. Man sieht, wie langsam, schonend und feierlich man zu Werke ging, um dem Verblendeten die Augen zu öffnen. Da er sich abermals weigerte, nahm man ihm jene Zeichen wieder ab, erklärte ihn als von der Kirche ausgestoßen und setzte ihm eine kegelförmige papierene Kappe auf mit der Inschrift: Haeresiarcha, zu deutsch: Erzketzer. Zuletzt übergab ihn die Kirchenversammlung dem weltlichen Arme zur Bestrafung, bat aber dabei nach alter Kirchensitte um Schonung seines Lebens. Diese Bitte bestätigen Augenzeugen und andere glaubwürdige Schriftsteller.

Aber nach den weltlichen Rechten jener Zeit stand auf der Ketzerei die Todesstrafe, wie wir schon im vorigen Kapitel gesehen haben. Der Schwaben- oder Kaiserspiegel sagt ausdrücklich: nachdem Ketzer von dem geistlichen Gerichte überführt worden, sollen sie dem weltlichen Arme überliefert und verbrannt werden. Ebenso entscheidet der Sachsenspiegel.

Nun übergab der Kaiser Sigismund den Hus dem Churfürsten von der Pfalz, dieser aber dem Magistrate von Constanz, damit die Strafe an ihm vollzogen werde. Nach aufgehobener Sitzung der Kirchenversammlung wurden die Bücher des Hus verbrannt und er selbst sogleich zur Richtstätte geführt. Sie lag ungefähr 1000 Fuß von dem nachmaligen Kapuzinerkloster entfernt in Mitte des kleinen Brüels. Man bot ihm einen Beichtvater an, er aber wies ihn zurück und betete das Miserere und andere kirchliche Gebete. Als er schon an den Pfahl gebunden war, bot ihm der Churfürst von der Pfalz zum letzten Mal Verzeihung an. Hus beharrte und nun wurde der Holzstoß angezündet. Nach den Berichten seiner Freunde betete und sang Hus, bis die Flamme seine Stimme und ihn selber erstickte, was sehr bald geschah, so daß sein Todeskampf nur wenige Augenblicke dauerte.

Daß er auf Luther prophezeiend ausgerufen habe: „heute bratet ihr eine Gans, aber aus meiner Asche wird ein Schwan geboren werden, den ihr nicht werdet braten können," ist den Zeitgenossen ganz unbekannt. Diese Sage scheint erst zu Luthers Zeiten entstanden zu sein. Was man einem in Constanz als Reliquien von Hus vorzeigt, ist Alles unächt; denn man wollte den Husiten keine Reliquien ihres Meisters hinterlassen, und deßhalb wurden alle seine Kleider, sammt Allem, was er trug, gleichfalls verbrannt und die Asche in den Rhein geworfen.

Mag Hus nach seiner Meinung Gutes gewollt haben, so ist es doch wahr, daß seine Neuerungen das kirchliche und bürgerliche Leben umzustürzen drohten und Kaiser Sigismund hat nur Wahrheit gesprochen, wenn er sagte, es habe nie einen

gefährlicheren Ketzer gegeben, als den Hus. Dieser hatte gemeint, die konstanzer Kirchenversammlung wolle ja auch reformiren und verbessern und also werde sie seine Lehren billigen. Aber Reformiren und den alten Glauben Antasten, ist Zweierlei und darum mußte die Synode den Hus als Ketzer erklären.

Sodann war die Kirchenversammlung in Constanz versammelt, um den Kirchenfrieden herzustellen und jeder wurde mit dem Tode bedroht, der den Kirchenfrieden zu stören wagen würde. Offenbar that dieß Hus und rannte muthwillig in sein Verderben.

Aber hätte ihn dann der kaiserliche Geleitsbrief nicht vor dem Tode schützen sollen? So wenig als mich ein Paß vor Strafe schützt, wenn ich mich irgendwo verfehlt habe. Der Geleitsbrief ist kein Freibrief für Ungehorsam, sondern bedeutet nichts anderes, als daß Hus ungefährdet nach Constanz reisen dürfe, um dort vor seinen Richter gelassen zu werden; nicht aber, daß die Richter nichts gelten, keine Strafe aussprechen und der Schuldige mir nichts dir nichts frei ausgehen sollte.

Der Kaiser trug nicht das geringste Bedenken, daß Hus nach der Ueberweisung als hartnäckiger Ketzer bestraft werden müsse. Das war dem Geleitsbriefe nicht zuwider, sondern er foderte selber die Synode zur Bestrafung auf, sagte es dem Hus in's Angesicht und diesem fiel es nicht ein, sich hinter den Geleitsbrief flüchten zu wollen, weil er wohl sah, daß der Geleitsbrief etwas anderes sei, als ein Schutz für Verurtheilte. Auch die sächsischen Adeligen sahen die Sache so an. Denn sie klagten nur über die Gefangennehmung des Hus v o r seiner Ueberweisung, sagten aber dabei ausdrücklich, sie wollen nicht Straflosigkeit für ihn. So arg der Adel über des Hus Hinrichtung tobte und schimpfte, so sagt er doch mit keiner Silbe, der Geleitsbrief sei dadurch verletzt worden. Auch Hus hatte erklärt, wenn er der Ketzerei überführt werde, so wolle er auch die auf Ketzerei gesetzte Strafe leiden.

In einem Briefe an seine Freunde meint freilich Hus, der

Kaiser hätte ihn wegen des Geleitsbriefes dem böhmischen Könige zurückschicken sollen, daß dieser mit seiner Geistlichkeit ihn richte, wenn er sich der Kirchenversammlung nicht unterwerfe. Aber man kann doch nicht von einem höheren Gerichte, wie der Kaiser und die Kirchenversammlung gegenüber vom böhmischen Könige und seinem Clerus war, appelliren, was nirgends angeht.

Auch sagt man, diese Kirchenversammlung habe den Beschluß gefaßt, einem Ketzer sei keine Treue zu halten; aber das ist Mißverständniß oder Unwahrheit.

Außer vielen Erzählungen über Hus gibt es auch eine, die so lautet: „Kurze Geschichte des Joh. Hus," die aber ganz erdichtet ist.

Hus starb nicht als Betrüger, sonst hätte er gewiß lieber widerrufen; aber als Betrogener von seinem Hochmuth und Widerspruchsgeiste. Die Kirchenversammlung verurtheilte ihn als Irrlehrer mit Recht und that zu seiner Belehrung und Rettung, was sie nur konnte. Nach Gesetz und Brauch jener Zeit aber ließ ihn der Kaiser richten und der Magistrat verbrennen, wenn wir es auch jetzt nach unseren Zeitbegriffen und Gesetzen nicht mehr thun würden. Ueberdieß war die Kirchenversammlung wohl eine große, aber keine allgemeine, weil der Papst Martin V. noch nicht gewählt war, als Hus von ihr verurtheilt wurde.

Hieronymus von Prag war etwas jünger als Hus, sein Freund und Schicksalsgenosse und stammte aus einer Prager Familie von niederem Adel. Nachdem er ausstudirt hatte, blieb er Laie, hielt aber in Prag öfters religiöse Vorträge und empfahl eifrigst die Schriften Wiclef's. Die Geistlichkeit beschuldigte ihn der Ketzerei und der Erzbischof von Gran ließ ihn 14 Tage lang verhaften. Dasselbe begegnete ihm in Wien auf Verlangen der dortigen Universität. Er entfloh, schimpfte auf den Erzbischof, erlaubte sich Gewaltthätigkeiten, wie er denn z. B. einen Carmelitermönch, welcher gegen die Ketzerei eiferte, eigenhändig in die Moldau warf. Zwei Jahre später predigte er gegen die

Kreuzbulle des Papstes und hängte in Verbindung mit einem Ritter diese Bulle an die entblößte Brust zweier Huren, die sie lärmend auf einem Wagen durch die Stadt führten und dabei ausrufen ließen: „man führe die Bulle eines Betrügers zum Scheiterhaufen.“

Später kam er auch in das russische Reich, brachte überall religiöse Gährung hervor und schloß sich ganz den getrennten Griechen an. Am 4. April 1415 kam er nach Constanz und ließ sich vergeblich zureden, wieder abzureisen; vielmehr machte er bekannt, wenn man ihn der Ketzerei überführe, so wolle er sich der Strafe dafür gerne unterziehen. Hierauf versteckte er sich in der Nähe von Constanz, bis ihm das sichere Geleit ertheilt wurde in dem Sinne, daß er nicht ungehört und ungerichtet irgend mißhandelt, andererseits aber auch keineswegs gegen den Arm der Gerechtigkeit geschützt werden solle. Innerhalb 15 Tagen solle er persönlich erscheinen. Aber der Muth entfiel ihm und er suchte heimlich nach Böhmen zu entkommen. In der Oberpfalz wurde er wegen Schmähung auf die Kirchenversammlung verhaftet und am 23. Mai in Ketten nach Constanz gebracht. Er konnte sich wegen seiner Flucht nicht vertheidigen und gerade sein ehemaliger Lehrer Gerson und einige andere Anwesende, die auch seine Lehrer gewesen waren, bezeugten, daß er sich von jeher zum Irrglauben hingeneigt habe. Die Aufregung gegen ihn wurde so groß, daß einzelne Stimmen riefen: zum Feuertode mit ihm! Aber der Erzbischof von Salzburg sprach: „Nein, nicht so, denn es steht geschrieben, ich will nicht den Tod des Sünders u. s. w.

Hieronymus wurde nun in den Thurm der St. Paulskirche in Haft gebracht, der Aufsicht des Bischofs von Riga übergeben und zwei Tage lang sehr übel behandelt, bis sich seine böhmischen Landsleute für ihn verwendeten. Nach dem Tode des Hus gab sich die konstanzer Kirchenversammlung alle Mühe, den Hieronymus auf gütlichem Wege zur Abschwörung seiner Irrthümer zu bewegen, um nicht durch neues Strafurtheil Oel in's

Feuer zu gießen; denn man wußte wohl, wie übel die Böhmen den Tod des Hus vermerkt hatten. Er wurde deßhalb wiederholt über seine Lehre vernommen und er legte eine Abschwörungsformel vor, die jedoch der Kirchenversammlung nicht gefiel. Am 23. September verlas er öffentlich vor der Kirchenversammlung eine andere, worin er alle Ketzereien, besonders die wiclefitische und husitische verfluchte. Auch erklärte er, er habe den Hus früher für rechtgläubig gehalten, und Anfangs nicht glauben können, daß die verurtheilten Sätze wirklich von demselben herrührten; aber in Constanz habe man ihm dieß durch die Originalhandschrift der Bücher des Hus bewiesen; darum sei Hus und seine Lehre mit Recht verdammt worden. Endlich unterwerfe er Alles, was er je gesagt, dem Urtheile der h. Synode (Kirchenversammlung) und schwöre, beständig in der Wahrheit der katholischen Kirche bleiben zu wollen, denn wer dieß nicht thue, verdiene die ewige Verwerfung (Anathem). Um seinen Widerruf vollständig zu machen, verlas Hieronymus die früher von der Synode verworfenen Artikel des Wiclef und des Hus und verdammte sie selber alle.

Ein Theil der Kirchenversammlung wollte jetzt den Hieronymus freilassen, Andere verlangten Fortsetzung seiner Haft. Die Mönche von Mariaschnee zu Prag ließen nun Klagen gegen Hieronymus vorbringen. Man ordnete eine neue Untersuchung an und verhörte viele Zeugen. Man erfüllte seinen Wunsch und stellte ihn am 23. Mai vor eine Generalcongregation, las ihm die Anklagepunkte vor, sowie die Zahl der Zeugen für jeden dieser Klagpunkte. Hieronymus sollte bei jedem mit ja oder nein antworten. Er schwieg aber bei den meisten und stellte nur wenige in Abrede. Man setzte die Untersuchung fort und erlaubte ihm sogar, ausführlich vor der Synode zu reden und sich entweder zu vertheidigen oder zu widerrufen. Da erklärte er unter Anderem, seine frühere Abschwörung der wiclefitischen und husitischen Lehre sei nur durch Furcht bewirkt worden und

er bleibe bei denselben, mit Ausnahme des Punktes über das Abendmahl.

Man verschob die Schlußentscheidung und machte, namentlich der Cardinal Zabarella, neue Versuche, den Unglücklichen zu retten und zum Widerrufe zu vermögen. Am 30. Mai hielt der Bischof von Lodi eine auf Hieronymus bezügliche Predigt und stellte ihm vor, daß auch die größten Männer irren können. Hieronymus aber betheuerte, daß er nicht widerrufen könne und nichts so sehr in seinem Leben bereue, als jenen ersten Widerruf, den er geleistet.

Hierauf verlas der Patriarch von Constantinopel das Endurtheil der Synode über Hieronymus des Inhalts: „Der Laie Hieronymus habe ketzerische, irrige, längst verworfene, auch blasphemische (gotteslästernde), anstößige, verwegene und aufrührerische Lehren, besonders Wiclef's und Husens, behauptet, wohl später die Verurtheilung derselben durch die Synode anerkannt und alle Häresie anathematisirt (verdammt); sei aber wie ein Hund zum Gespieenen zurückgekehrt und habe öffentlich vor der Synode gestanden, daß jener Widerruf nicht aufrichtig gewesen und er mit Ausnahme der Abendmahlslehre nichts Irriges in den Büchern Wiclef's und Husens gelesen habe; deßhalb erkläre die Synode, daß Hieronymus als ein faules und vertrocknetes Reis von dem Weinstocke abzuschneiden und wegzuwerfen sei, und verurtheile ihn als einen Häretiker (Ketzer) und in die Häresie Zurückgefallenen unter Aussprechung der Excommunication und des Anathems." — Diesen Ausspruch bestätigten feierlich die anwesenden Mitglieder der Kirchenversammlung und Hieronymus wurde nun dem weltlichen Arme übergeben, mit der Bitte, ihn milde zu behandeln. Er aber sprach nach seiner Verurtheilung das apostolische Glaubensbekenntniß und wurde sogleich gebunden zur Richtstätte geführt, wo er unter Gesang und Gebet verbrannt wurde am 30. Mai des Jahres 1416.

Mit Recht und in aller Form, nach Anwendung aller Mittel zur Güte fielen diese Männer als freiwillige Opfer einer

argen Verblendung nach den Gesetzen und Vorstellungen jener Zeit, von der Kirche ausgestoßen, von der sie sich stolz losgerissen hatten und von weltlichem Arme gerichtet, welcher den Ketzer für den größten Missethäter ansah und ihn darnach bestrafte.

Wer dies Alles erwägt und sich in jene Zeit versetzt, der wird bekennen müssen: die Kirche hat nie unschuldig Blut vergossen, und auch nicht einmal die Schuldigen anders als mit Ausschluß und Anathem, wie es schon im neuen Testamente gefunden wird, bestraft, und die weltliche Macht that nach dem Rechte und Begriffe jener Zeit nur ihre Schuldigkeit im Tödten der Ketzer.

Aber eine längst an den Tag gekommene Lüge ist es, daß die Kirchenversammlung von Constanz den Satz ausgesprochen habe, einem Ketzer sei keine Treue zu halten; davon steht keine Silbe in den Aktenstücken, dagegen ersehen wir klar daraus, daß die Väter dieser Kirchenversammlung die Kraft des Geleitsbriefes nur für die Reise des Hus nach Constanz und für seine Rückreise im *Falle seiner Freisprechung* gelten lassen wollten. —

VIII.

Päpstin Johanna.

Mit einem pfiffigen Gesicht und einer Scharteke unter dem Arme trat unlängst mein Vetter aus Schwaben bei mir ein und bot schweigend das Büchlein mir entgegen. Es war so vergriffen und schier schmutzig, daß ich nicht sehr rasch zugriff. Das entging dem Vetter nicht und er hob sogleich an: ein köstliches und seltenes Büchlein, darum wanderte es so fleißig durch die Hände und hat deßhalb kein schmuckes Kleid mehr, aber einen prächtigen Kern, schau nur den Titel an. Der lautet: „Klärlicher Beweis, daß es eine Päpstin Johanna gegeben hat.“ Laut auf mußte ich lachen und der Vetter sagte etwas spitzig: wer zuletzt lacht, lacht am besten. Beweis du, daß es keine Päpstin Johanna gegeben hat und dann lache; oder kannst du es nicht beweisen, so ist das Lachen an mir, ja das Verlachen des ganzen Papstthums. So wurden wir natürlich bald eins und ich will nun den Beweis führen, daß es ein totales Mährlein ist mit der Päpstin Johanna. — Aber vorher muß ich sagen, daß man im 17ten und 18ten Jahrhundert dutzend- und schockweise dafür und dawider geschrieben hat, ob es so eine Päpstin gegeben habe oder nicht. Jetzt findet man nur noch da und dort etwas vom ganzen Plunder. Die Gescheidten unter Protestanten und Katholiken haben sich nach und nach daran geschämt und haben die Sache in aller Stille liegen lassen und dumme Leute haben dann Wunder was geglaubt, als sie die Geschichte so an der

Straße liegen sahen. Nun wenn man diesen vermoderten Kohl wieder aufwärmen will, so kommt folgende Sage zu Tag.

In der Stadt Mainz, so erzählten Einige, wurde einmal ein Mädchen Namens Johanna geboren, wuchs dort heran, bekam einen Liebhaber und floh mit diesem nach Athen und das soll geschehen sein so um die Mitte des 9ten Jahrhunderts; denn näher kann man oder getraut man sich nicht, die Zeit zu bezeichnen. Beim Lügen muß man ja nicht genau mit der Zeit sein, sonst kommt es leichter heraus. Aber es happert auch sonst noch: Andere behaupten, sie habe Johanna geheißen, aber sie sei in England geboren worden; wieder Andere behaupten, sie habe Gilberta, Andere, sie habe Jutta, und noch Andere, sie habe Theodora geheißen. Um Zeit, Ort und Namen steht es also nicht gar sicher. Nun wir wollen beim ersten Namen stehen bleiben: Johanna kam also nach Athen, kleidete sich wie ein Mann, fing gar an zu studiren und wurde grundgelehrt, trotz ihrem Liebhaberleben. Von Athen ging sie ebenfalls in Mannskleidern nach Rom, nannte sich daselbst Johann von England und hielt daselbst philosophische Vorlesungen und das mit so großem Beifalle, daß sie nach dem Tode des Papstes Leo IV. im Jahre 855 einstimmig auf den päpstlichen Stuhl erhoben wurde, gleich als ob man dabei auf nichts zu sehen hätte, als auf ein junges Gesicht und Gelehrsamkeit in der Weltweisheit! Schon war Johanna etwas über zwei Jahre Papst, hatte natürlich noch immer ihren Liebhaber und wurde von ihm schwanger. Unglücklicher Weise wußte sie nicht, wann sie ungefähr entbunden werden könnte und so passirte das Unglück, daß sie gerade niederkommen mußte, als sie eben einen feierlichen Umzug aus dem Vatikanischen Palast in den Lateran hielt. Aber sogleich nach der Entbindung starb die Päpstin und wurde auf der Stelle begraben, wo sie verschieden war. Was das Kind war, ob es lebte oder starb, darüber wird nirgends ein Wörtchen gesagt. So oft nun die Päpste seit dieser erschrecklichen Geschichte einen Umzug halten, gehen sie ja nicht an dieser Stätte vorbei. Aber

bis auf diese Stunde kann kein Mensch in Rom und auf der ganzen Welt diese Stätte zeigen; und fragen kann man nicht darnach, ohne verlacht zu werden. Man findet diese Päpstin in keinem einzigen Verzeichnisse der Päpste; weil man sich an ihr schämte und sie also wegließ. — So lautet die Geschichte von der Päpstin Johanna. Sie lautet freilich so dumm, daß man wohl darüber lachen, aber mit gesundem Menschenverstande nie daran glauben kann. Aber es gibt Leute, die eben den Verstand gefangen nehmen, wo es gilt, dem Papstthum einen Puff zu geben.

Aber die Päpstingläubigen sagen, wir haben schriftliche Zeugnisse und Kunstdenkmäler, mit welchen wir beweisen können, daß es eine Päpstin Johanna gegeben hat.

So wollen wir zuerst die schriftlichen Zeugnisse hören, auf die sie sich in ihrer Herzensfreude berufen.

Es gibt, sagen sie, einen Geschichtschreiber der Vorzeit, er heißt Martin von Polen, war ein schlesischer Dominikaner und Beichtvater am päpstlichen Hofe und zwar so gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts und dieser Martin von Polen erzählt am vollständigsten diese Geschichte der Päpstin Johanna. Aber nun haltet ein wenig. Ich will nicht davon reden, daß man vielleicht dem Polen einen tüchtigen Bären aufgebunden, oder ein Schelm ihm den Bären in seine Geschichte hineinpraktizirt hat; aber sonderbar ist es doch, daß die Päpstin ihre Rolle in der Mitte des neunten Jahrhunderts gespielt und kein einziger Schriftsteller solches erzählt hat, bis einer endlich so ungefähr nach 425 Jahren darauf kam und die Geschichte aufschrieb. Wenn sie Niemand vor ihm erzählt und aufgeschrieben hat, so hat er sie höchstens vom Hörensagen und da lügt man gerne und die Geschichtschreiber alle über die Päpstin Johanna bis auf Martin von Polen sind entweder Schelme, daß sie so Etwas unterschlagen haben, oder wußten sie kein Wörtchen davon, das heißt — die ganze Geschichte ist eine Lüge. Was ist nun glaublicher?

Daß dieser Einwurf etwas auf sich hat, fühlten die Leute wohl, welche durchaus eine Päpstin Johanna haben wollten und suchten auf's Neue nach und wie glücklich waren sie! Sie fanden zwei Chronisten, Zeitbegebenheitenerzähler, die schon im elften und zwölften Jahrhundert gelebt haben, der eine heißt Marianus Scotus und der andere Sigbert von Gemblours und in denen steht freilich nicht viel von dieser Päpstin, sondern nur die kurze Nachricht, daß seit dem Jahre 854 dem Papste Leo eine Weibsperson Johanna gefolgt sei und zwei Jahre, fünf Monate und vier Tage regiert habe. Aber keiner dieser Chronisten sagt, woher er diese Nachricht habe und wieder bleibt der vorige Einwurf, daß das Ding vom neunten bis in's elfte und gar zwölfte Jahrhundert nicht verschwiegen bleiben und wieder entdeckt werden konnte. Aber man hat auch Handschriften von dem Chronisten Scotus, in welchen von dieser Päpstin kein Wörtchen steht und da vermuthen Sachkenner, daß man sie später einmal beim Abschreiben aus Martin dem Polen genommen und in eine oder die andere Handschrift des Scotus hineingeflickt habe, wie so etwas die Abschreiber gar oft thaten. Ja man hat noch mehr gefunden: in den alten Handschriften des Scotus und Sigberts findet sich gar nichts von der Päpstin, sondern erst in den gedruckten Ausgaben und damit liegt der Betrug und die Lüge auf der Hand. Denn wie lange waren die beiden Chronisten todt, bis ihre schriftlichen Aufzeichnungen gedruckt waren! Mit diesen Zeugen hat es also nichts auf sich: sie zeugen nicht für und also gegen die schöne Geschichte. Also nahm man seine Zuflucht zu einem alten Zeugen. Im Jahre 886 starb nämlich zu Rom ein Presbyter und Bibliothekar, Namens Anastasius und der hat eine Lebensbeschreibung der Päpste verfaßt von Petrus bis auf Nikolaus I., welcher Papst war vom Jahre 858 bis 867. Von diesem Papstbuche des Anastasius nun gibt es Handschriften, worin die Geschichte von der Päpstin Johanna so ziemlich wie beim Martin von Polen erzählt wird. Aber die zwei gelehrten Männer, Fabrotti und Bianchi, die das Papstbuch des Ana-

stasius gar wohl studirt und herausgegeben haben, haben bewiesen, daß diese Geschichte aus Martin dem Polen in das Buch des Anastasius offenbar eingeschoben worden sei.

Weiter beruft man sich auf Otto von Freysing und seine Zeitgenossen Radulph von Flais und Gottfried von Viterbo, die alle gegen Ende des zwölften Jahrhunderts gelebt haben. Aber die drei letzteren Männer beweisen gar nichts; denn sie erzählen von der ganzen Fabel nichts; denn der eine sagt blos: „die Päpstin Johanna wird nicht gezählt" und es ist wahrscheinlich, daß auch diese wenigen Worte eben eingeschoben worden sind. Und noch fataler ist es für die Freunde der Päpstin-Fabel, daß die Chronisten eine ganz andere Zeit angeben, als die Zeit ist, in der Johanna in Rom gewesen sein soll. Otto von Freysing ist noch weniger ein Zeuge für die Päpstin Johanna; denn er sagt nichts als daß auf Johann VI. ein Johann VII. mit dem Beinamen „das Weib" gefolgt sei und das schon lange vor der Päpstin Johanna, nämlich schon im Anfange des achten Jahrhunderts. — Wie wenn jeder Mann ein wirkliches Weib sein müßte, sobald man ihn so heißt! Denn die Hosen machen einen noch nicht zum rechten Mann und der Bei- oder Schimpfname Weib noch nicht zum natürlichen Weibsbilde.

Endlich führt man noch als Gewährsmann einen Stephan de Borbone an, um's Jahr 1125, welcher der Päpstin Johanna wie einer geschichtlichen oder wahren Person erwähnt. Aber dieser Stephan ist ein Gottesgelehrter und kein Geschichtskundiger und was er sagt, gründet er auf ältere Chroniken. Wie mißlich es aber mit diesen steht, haben wir schon gesehen.

Hiemit ist das Zeugenverhör abgeschlossen und dabei ist nichts herausgekommen, als die Wahrheit: von vielen, vielen Schriftstellern erzählt nicht ein einziger das Mährlein von der Päpstin und die wenigen, die etwas davon fallen lassen, sind unter sich nicht einig, haben sich täuschen lassen, oder hat man ihnen nach ihrem Tode die Sache in ihre Schriften eingeschmuggelt. Wie kann man da einen Augenblick an der Erfindung einer so

abgeschmackten Lüge zweifeln? Aber ich muß zur Steuer der Wahrheit auch sagen, daß nur ganz wenige gelehrte Protestanten später noch an der Fabel festgehalten, dagegen ihre gelehrtesten Männer und Geschichtschreiber alle über dieselbe mit Verachtung weggegangen sind oder ausdrücklich sagen, das Ganze sei eine Lüge. Von katholischen Geschichtsforschern, ob sie dem Papstthum gut waren oder nicht, glaubt nicht ein einziger an solchen Unsinn.

Und wie steht es denn mit den Denkmälern, welche für die Päpstin zeugen sollen? Da sagt man: Es gebe ja Bildsäulen von ihr; gleich als ob es auch Götter geben müßte, weil man Götzenbilder zu tausenden hat! Ein und der andere Mann will so eine Päpstinsäule bald in Rom, bald in Siena, bald in Bologna gesehen haben; aber Niemand findet sie mehr; keiner stimmt mit dem anderen zusammen und fragt man nur ein wenig nach, so erhält man so ziemlich das Zeugniß jenes Bettelbuben, der an einem harten Stückchen Brod nagt und zu seinem Kameraden sagt: „Aber du, Würste sind gut" und als sein Genosse erstaunt fragt: „hast du schon Würste gegessen?" antwortet: „ich nicht; aber mein Vater erzählte, daß er seinen Großvater habe eine Wurst essen sehen."

Weil es also mit den Bildsäulen gar nichts ist, so suchte man weiter nach einem Denkmal und richtig man fand einen ganz verdächtigen Stuhl im Lateran, schier wie einen Leibstuhl, und ein Grieche des fünfzehnten Jahrhunderts, so ein Schelm und geschworner Feind der Päpste und Kirche von Haus aus, brachte es heraus, daß dieser Stuhl sich aus den Zeiten der Päpstin herschreiben müsse. Um nämlich nicht wieder so angeführt zu werden, müsse jeder erwählte Papst auf diesen Stuhl sitzen und ein Diakon müsse sich von seinem Geschlechte überzeugen und ausrufen: „Wir haben einen Mann zum Herrn." — Weiter kann man doch die Bosheit und Gemeinheit nicht treiben, besonders da Jedermann weiß, daß es wirklich einen armseligen Stuhl im Lateran gibt, den man absichtlich Miststuhl

nannte und auf den sich nach ehemaliger Sitte der Papst setzte, bevor er den päpstlichen Stuhl bestieg und so in einer sinnvollen Ceremonie die Worte des 103ten Psalms erfüllte: „Den Dürftigen erhebt er vom Staube und vom Miste den Armen.“ Diese Demuth konnte nur ein Grieche so abscheulich deuten. Diese Ceremonien ließ man im 16ten Jahrhunderte eingehen und vor dem zwölften Jahrhunderte wußte man noch nichts von diesem Brauche und doch soll er von einer Begebenheit des neunten Jahrhunderts herstammen! Da hat das Denkmal lange, so bei dreihundert Jahre, warten müssen. — Kurz: mit den geschichtlichen Denkmälern sieht es so schlimm aus, als mit den schriftlichen. Man bildete sie sich im Nebel ein und als die Sonne kam, fand sie Niemand mehr.

Also für die Päpstin hat man keine Zeugnisse; aber ganz unwiderlegliche gegen sie. Johanna soll im Jahre 855 Päpstin geworden sein. Aber wir wissen aus sichersten Quellen, daß Papst Leo IV. im August 855 starb und zum nächsten Nachfolger erhielt er Benedikt III. Da bleibt gar keine Zeit für die Johanna und doch soll sie über zwei Jahre regiert haben. — Ferner: Papst Leo IX. spricht von einem unglaublichen Gerüchte, es seien nämlich unter den Patriarchen von Spanien Verschnittene gewesen. Dieser Papst regierte so um das Jahr 1053 und hätte gewiß über so etwas lieber geschwiegen, wenn es einmal eine Päpstin gegeben hätte und die Griechen hätten das nicht ungerupft gelassen und dem Papst seine Andeutung mit reichlichen Zinsen heimgegeben. — Noch viele Zeugen aus jener und de späteren Zeit bestätigen einstimmig, daß Benedikt III. unverzüglich auf Leo IV. gefolgt sei. Auch Beweise aus Gesandtschaften hat man dafür. Auch wurde im Jahre 855 eine Münze geschlagen, auf welcher des eben gestorbenen Kaiser Lothars Name (denn man hatte seinen Tod noch nicht erfahren) und der Namenszug des Papstes Benedikt steht. Also kein einziger glaubwürdiger Beweis für die Fabel und überall Beweise dagegen. — Aber wie ist man doch auf eine solche Fabel gekommen?

Ohne Zweifel hat sich der Spott hinter dieser Fabel verborgen. Es mag einen Papst Johann gegeben haben, der sich schwach benommen und man findet wirklich einen Papst Johann VIII., vom Jahre 872, der sich dem Griechen Photius gegenüber schwach benommen habe und daher Weib genannt worden sei. So meint der Gelehrte Baronius. Oder deutet der Spott vielleicht auch auf Päpste, wie Johann XII. war, wo Weiber regierten. Statt daß man dies geradezu heraussagte, kleidete man vorsichtig und pfiffig solche harte Wahrheit in eine Fabel: es habe eine Päpstin Johanna regiert und Jedermann wußte damals, was damit gemeint sei. In späterer Zeit verstand man die Fabel nicht mehr und da hielt sie vielleicht Einer und der Andere für Wahrheit.

Das ist die spaßhafte Geschichte von der Päpstin Johanna, bei der das Lächerlichste das ist, daß es noch so dumme Leute gibt, die an solchen Unsinn glauben, wenn ihr Glaube nicht blinde Bosheit gegen die Katholiken ist.

Darum kenne ich auch eine protestantische Kirchensäule, die jetzt nichts mehr von der einfältigen Geschichte hören mag und meint: man brauche keine Päpstin aufzubringen, es habe schlechte Päpste gegeben, die der katholischen Kirche gehörig zur Schande gereichen. Einem solchen klugen Manne aber sage ich: mit den Päpsten steht es für uns Katholiken sehr gut und für euch Protestanten immer schlimm. Denn wir haben dabei eine wahre Fickmühle: gesteht man uns viele gute Päpste zu, so ist es fatal, über das Papstthum und die katholische Kirche zu schmähen; zeigt man, daß es im Ganzen in so langer Zeit und unter einer so langen Reihe von Päpsten verhältnißmäßig weit weniger schlechte gegeben habe, als selbst unter den Jüngern Jesu, wenn gleich nur ein schlechter dabei war; denn noch Niemand ist es gelungen, zu beweisen, auf zwölf Päpste komme ein schlechter; so muß der Papstfeind wieder abziehen. Denn Christus und die zwölf Apostel treiben ihn weg. Schwärzt man aber von den Päpsten an, was nur ein menschliches Mäckelchen hatte,

so kommt man in neue Noth und Verlegenheit. Denn dann tritt die Wahrheit auf: welche Kirche, daß sie unter so vielen schlechten Regenten sich erhalten hat!

Dieser Fickmühle muß man entgehen und darum hat man es anders angegriffen und gesagt: wir ärgern uns nur darüber, daß ihr Katholischen auch Päpste weiß waschen wollet, welche offenbar Mohren sind und da ist es vor Allen der Papst Gregor VII., den man nicht tief genug herabsetzen zu können meint, weil jeder verständige und gute Katholik ihn für einen der größten, weisesten und besten Päpste hält. Ob mit Recht, wollen wir im nächsten Kapitel sehen.

IX.

Papst Gregor VII.

Gregor hieß, bevor er sich als Papst diesen Namen beilegte, Hildebrand. Hildebrandismus gab nun ein fürchtiges Maulvoll für Leute, die Andere damit schrecken wollten. — Nicht selten läßt Gott seine Werkzeuge in Niedrigkeit und Dunkelheit geboren werden, und wenn er sie groß und stark gemacht hat, weiß die Welt nicht, wie das zugegangen ist und gibt sich sodann Mühe, das Große klein, das Starke schwach zu nennen, oder wenn ihr das nicht möglich ist oder nicht gelingt, so will sie wissen, daß solche Größe und Kraft eben zufällig so geworden oder gar aus schlechten Eigenschaften und Mitteln so weit gediehen sei. So ging es mit Hildebrand: kaum etwas Sicheres weiß man von seinem Herkommen. Er soll zu Saona, einem Städtchen in Toscana, geboren worden sein und zum Vater einen Zimmermann, Namens Bonizo, gehabt haben, der sich redlich von seiner Hände Arbeit nährte. Nicht einmal das Jahr der Geburt Hildebrands ist bekannt. Nur das weiß man gewiß aus seiner Jugend, daß er frühe große Geistesgaben zeigte und daher von seinem Vater dem Abte des Klosters der heiligen Jungfrau auf dem aventinischen Berge in Rom übergeben wurde. Als Jüngling ging er nach Frankreich, um sich im Mönchsleben zu vervollkommnen. Später wurde er Kaplan des Papstes Gregor VI. Als dieser gestorben war, ging Hildebrand wieder in die Einsamkeit zurück, in das Kloster Klugny (sprich: Klünji.)

Kaiser Heinrich III. wählte den Bischof Bruno von Toul zum Papste und eine solche Wahl durch einen Kaiser hätte Bruno gar nicht annehmen sollen. Dagegen sprach sich auch Hildebrand offen und kräftig aus und Bruno legte sogleich die Ehrenzeichen der päpstlichen Würde ab, zog in Pilgerkleidern nach Rom und nahm den Hildebrand mit sich, wo er jetzt förmlich vom Clerus zum Papste gewählt wurde, sich Leo IX. nannte und den Hildebrand von einer Würde zur andern erhob. Sterbend übertrug Leo IX. das Verweseramt der Kirche unserem Hildebrand und wirklich wollten die Geistlichen und das Volk ihn zum Papste wählen, aber Hildebrand wußte es zu hintertreiben und so wurde Viktor II. Papst, bei welchem Hildebrand ebenfalls in großer Gunst war. Deßgleichen auch bei dessen Nachfolgern Stephan IX. und Nikolaus II., welch Letzterer seine Tüchtigkeit so erkannte, daß er ihm den größten Einfluß auf die päpstliche Regierung gestattete. Hildebrand sorgte weislich dafür, daß die Papstwahl für die Zukunft ganz in die Hände der Cardinäle kam, wodurch weltlicher Einfluß und Streitigkeiten abgeschnitten waren. Nach Nikolaus II. Tode wußte er die Wahl seines Freundes, des Bischofs Anselm von Lucca durchzusetzen, der sich Alexander II. nannte. Als dieser mit Tod abgegangen war, wurde Hildebrand einstimmig von der Geistlichkeit und dem Volke zum Papste erwählt. Er suchte die Römer davon abzubringen; aber er wurde nochmals förmlich und feierlich vom ganzen Cardinalscollegium erwählt gegen seinen Willen. Da ergriff er noch den einzigen Ausweg und sandte sogleich Boten an den jungen König Heinrich IV., ließ ihm seine Erwählung anzeigen und ihn bitten, doch ja seine Zustimmung dazu nicht zu ertheilen. Ja er ließ dem Könige sagen, wenn er in dieß Gesuch nicht einwillige, so müßte er als Papst des Königs schwere Vergehungen bestrafen. Hildebrand kannte sich und seine Zeit: er war streng und sittenrein, seine Zeit äußerst verdorben, das Volk wie ein großer Theil der Geistlichkeit, und so sah er wohl ein, daß er für diese Zeit nicht tauge oder in große Kämpfe

mit ihr treten müsse. Die deutschen Bischöfe kannten auch Hildebrands Strenge und fürchteten sie. Sie baten also den König Heinrich sehr, dem Hildebrand zu willfahren und ihn nicht zu bestätigen. Allein zuvor mußte der König die Wahl Hildebrands zum Papste untersuchen lassen und da fand sich Alles so in der Ordnung, daß er wohl oder übel ihn bestätigen mußte. Hildebrand aber mußte Gottes Willen jetzt erkennen und sich fügen am 29. Juni 1073. Er nannte sich Gregor VII. — Den ganzen Jammer der Zeit erkannte er mit scharfem Auge und sah nur eine Hülfe, nämlich in der Freiheit der Kirche. Ist diese frei, so kann sie nicht überwältigt werden, sondern jede kranke Zeit heilen. Wie aber ein rechter Arzt nicht blos weiß, wo die Krankheit sitzt und worin sie besteht, sondern auch, welches die Mittel gegen diese Krankheit sind, so erkannte Gregor, daß die Kirche nicht frei werden könne, wenn sie nicht von dem Einflusse weltlicher Macht befreit und die Geistlichkeit sittenrein und glaubig und mit ihrem Haupte, dem Papste, genau verbunden sei.

Die früheren Kaiser hatten das Kaiserthum nach und nach über das Papstthum erhoben, Gregor meinte, die Kirche sei mehr als der Staat, wie das Ewige mehr als das Irdische ist, und wollte daher das Papstthum über das Kaiserthum erheben. Daher mußte er den hohen und niedern Clerus von der bisherigen Abhängigkeit der weltlichen Macht und von allen irdischen Banden befreien. Dazu führten nur zwei Mittel: die weltlichen Herren durften nicht länger die geistlichen Würden und Aemter vergeben, was man Investitur nannte, und die Geistlichkeit mußte ehelos bleiben, wodurch sie von der weltlichen Macht, dem Reichthume und der Gewalt der Sinnlichkeit los wurde.

Also hielt Gregor im Jahre 1074 eine große Kirchenversammlung mit vielen italienischen, deutschen und spanischen Bischöfen und ließ die alten Kirchengesetze über Simonie (Erwerbung geistlicher Aemter und Würden auf unerlaubte Weise) und Ehelosigkeit der Geistlichen erneuern und das fand selbst bei König

Heinrich gute Aufnahme. Aber der deutsche Clerus, damals gar nicht sittenrein, tobte arg dagegen. Und Gregor ließ diese Leute toben und wurde doch von einigen deutschen Bischöfen dabei unterstützt. Gregor ging muthig in den Kampf, aber nicht stolz; denn er schrieb: er möchte so gerne sterben, da er nur Schmerz und Kampf habe, so weit er blicke; er habe fast keine Hoffnung des Heiles übrig, als vom alleinigen Erbarmen Christi.

Im Jahre 1075 hielt er eine zweite große Kirchenversammlung in Rom, welche folgende wichtige Beschlüsse faßte: „Wer fortan ein Bisthum oder eine Abtei aus der Hand eines Laien annehme, dem solle die Gnade des hl. Petrus und der Eintritt in die Kirche verboten sein, bis er die sündhaft erlangte Würde niederlege. Dasselbe solle gelten von allen niederen Würden der Kirche. Jeder Kaiser aber, jeder König, Herzog, Markgraf, Graf, jede weltliche Macht und jede weltliche Person, die sich anmaße, die Investitur eines Bisthums oder irgend einer anderen kirchlichen Würde zu ertheilen, solle denselben Strafen unterworfen sein." Zugleich schritt man strenge ein gegen eine Menge ungehorsamer und mit Schuld behafteter Bischöfe, darunter waren allein fünf am Hofe des Königs Heinrich IV. Aber Heinrich hielt seinen Aerger über den Papst noch zurück, weil er noch nicht freie Hand hatte; denn er führte noch Krieg mit den Sachsen. — In Rom selber brach eine Verschwörung gegen den Papst aus und in der Nacht auf das Weihnachtsfest, als der Papst andächtig vor einem Altare auf den Knieen lag, überfiel ihn eine bewaffnete Rotte, mißhandelte ihn und schleppte ihn in einen Thurm unter Anführung eines elenden Wichtes Namens Crescentius, den der Erzbischof von Ravenna zu diesem Bubenstreich gewonnen hatte, weil er gerne Papst gewesen wäre. Das römische Volk erhob sich aber in Masse für seinen Oberhirten. Crescentius sah sich mit dem Tode bedroht, wenn er den Papst nicht herausgebe; er fiel dem Papste zu Füßen und flehte um Gnade und Verzeihung. Der schwer mißhandelte und in seiner ganzen Größe und Macht vor einem wahrhaft nichtswürdigen

Feinde stehende Papst — was that er? Augenblicklich verzieh er. — Indessen hatte Heinrich die Sachsen bezwungen und übermüthig mehrere Aemter in Italien und Deutschland auf eine der Kirche nachtheilige Weise besetzt; ja er verlangte sogar, der Papst solle jene sächsische Bischöfe, die nicht auf Heinrichs Seite gewesen, entsetzen. Aber auch die Sachsen wandten sich an den Papst gegen Heinrichs harte Bedrückungen. Daher sandte dieser Legaten mit einem Schreiben an den König. Mit Verachtung nahm dieser das Schreiben des Papstes auf sammt den Forderungen, daß er die gefangenen Bischöfe freigeben und die Gebannten von seinem Hofe entfernen solle. Nun machten die Legaten von ihrer Vollmacht Gebrauch und luden den König vor eine Synode zu Rom, um sich über die ihm zur Last gelegten Verbrechen zu rechtfertigen. Im Weigerungsfalle werde er mit dem Kirchenbanne belegt werden. Aber Heinrich bekümmerte sich um all' das nicht, sondern berief auf den 24. Januar 1076 alle Bischöfe und Aebte des Reichs nach Worms. In dieser Versammlung trat der vom Papst gebannte Cardinal Hugo Blancus mit einer Menge schwerer Klagen und Lästerungen gegen Gregor auf, schalt ihn sogar Ketzer, Ehebrecher und Blutsauger und beantragte, den Papst als Simonisten seiner Würde zu entsetzen. Heinrich war einer der ersten, der diesen Beschluß unterschrieb. Auch viele italienische Bischöfe kamen in Piacenza zusammen und traten diesem Beschluß ebenfalls bei. Die Bischöfe von Würzburg und Metz trugen Bedenken, aber sie unterschrieben endlich doch. Ein italienischer Geistlicher gab sich zum königlichen Boten her und verkündigte in Rom die Beschlüsse von Worms und Piacenza und den Befehl an den Papst, den angemaßten Stuhl Petri zu verlassen. Es entstand solche Aufregung über diese tolle Botschaft, daß der pflichtvergessene Gesandte nur mit Mühe von der Ermordung gerettet wurde und zwar durch Gregor selbst. Er las das Schreiben des Königs an den Papst vor, welches so endete: „Du mit aller Bischöfe Fluch behaftet und durch unser Gericht verdammt, steige herab! verlaß den

angemaßten apostolischen Stuhl; es soll ein Anderer auf den Stuhl St. Petri steigen, der nicht seine Gewaltthätigkeiten mit Religion umhüllt, der die rechte Lehre St. Petri lehrt. Ich, Heinrich, durch Gottes Gnade König, und alle unsere Bischöfe sagen dir: steige herab, steige herab!" — Am andern Tage wurde auf das Verlangen und unter dem allgemeinen Zuruf der Versammlung in Gegenwart der Kaiserin Agnes, welche sich gänzlich von ihrem Sohn losgesagt hatte, der König Heinrich des Reichs entsetzt und unter dem schrecklichsten Fluche nebst allen seinen Anhängern mit dem Kirchenbanne belegt. Nun gab es in ganz Deutschland und Italien zwei Parteien, die eine für Heinrich und gegen den Papst, die andere gegen Heinrich und für den Papst. Heinrich verlor immer mehr Anhänger und einige Herzöge und Bischöfe veranstalteten einen großen Fürstentag in Tribur. Dort wurde beschlossen: der Papst solle zu einer Fürstenversammlung nach Augsburg kommen und wenn der König nicht im Verlaufe eines Jahres von seinem Banne losgesprochen sei, so solle er auf immer des Reiches verlustig sein. Bis dahin soll er keine öffentliche Macht mehr haben und keiner Zeichen der königlichen Würde sich bedienen dürfen, in Speier als Privatmann leben und mit dem Gebannten sich alles Umgangs enthalten. Nun bat Heinrich den Papst, die Befreiung vom Banne in Rom nachsuchen zu dürfen. Der Papst antwortete ihm, er werde nach Augsburg kommen. Schon war er auf dem Wege dahin, als er hörte, der König komme und da er ihm mit Recht nicht traute, ging er in das Bergschloß Canossa auf den Rath der Markgräfin Mathilde, welcher Canossa gehörte. Trotz der strengsten Winterkälte hatte Heinrich mit seiner Gemahlin und seinem kleinen Sohne die Alpen überschritten und kam vor Canossa an, den Papst um Lossprechung vom Banne anflehend. Drei Tage stand er fastend und im Bußgewande vor dem Schlosse und nun erhielt er die Lossprechung, aber nur unter der Bedingung, daß er vor jener Fürstenversammlung in Augsburge erscheinen müsse, auf welcher der Papst zwischen ihm und seinen Gegnern richten

würde. Bis dahin solle er sich der Regierung enthalten und wenn er sie je wieder erhielte, sich verpflichten, den Papst und seine Legaten auf alle Weise zu unterstützen. Heinrich gelobte dieß Alles und der Papst versöhnte sich mit ihm. Bald aber bereute der wankelmüthige König seine Selbsterniedrigung und seine Unterwerfung. Die Fürstenversammlung in Augsburg konnte nicht stattfinden; der Papst war verhindert, dort zu erscheinen; Heinrich erfüllte keine einzige der von ihm eingegangenen Bedingungen und nun veranstaltete Rudolph von Schwaben auf den März 1077 einen allgemeinen Fürstentag nach Forchheim, wo er zum Gegenkönig gewählt wurde. Es ist aber nicht wahr, daß Gregor an dieser Wahl Theil genommen. Nicht einmal erklärte er sich für Rudolph. Erst im März 1080 sah sich der Papst gedrängt und genöthigt, namentlich von den Sachsen, über den wortbrüchigen Heinrich den Kirchenbann wieder auszusprechen und den Rudolph anzuerkennen. Heinrich ließ einen Gegenpapst wählen, wozu sich Erzbischof Wibert von Ravenna brauchen ließ, der sich Clemens III. nannte, den König Rudolph und Herzog Welf, den treuen Anhänger Gregors, mit dem Banne belegte und dann nach Italien zog. In der Schlacht an der Elster fiel der Gegenkönig Rudolph und Heinrich drang gegen Italien vor. Gregor blieb unerschüttert, obgleich die meisten italienischen Bischöfe pflichtvergessen es mit Heinrich hielten. Der Papst schien verloren und doch hielt er eine Kirchenversammlung in Rom und erneuerte muthig den Bannspruch über Heinrich und seine Anhänger. Einen Brief voll freudigen Gottvertrauens schrieb er in dieser schweren Lage an den Bischof von Metz. Die Markgräfin Mathilde wurde hart von Heinrich bedrängt, der nach Rom zog und der Papst hatte nur noch einen einzigen Bundesgenossen, den Robert Guiscard, den er mit Calabrien und Auplien belehnt hatte. Statt aber dem Papste zu helfen, nahm er seine Zuflucht zu leeren Ausflüchten und setzte seine Eroberungen gegen das griechische Reich fort. Doch leisteten die Römer zwei Jahre lang Widerstand. Zum drittenmale rückte

Heinrich im Juni 1083 vor Rom und erklärte sich sogar bereit, die Kaiserkrone aus der Hand Gregors annehmen zu wollen. Standhaft wies Gregor diesen Antrag zurück; denn er konnte und wollte solchem Gegner keine Nachgiebigkeit zeigen. Sogar seine Anhänger drangen in den Papst, er solle doch nachgeben. Aber fest und ungebeugt verlangte der Papst, Heinrich soll seine Würde niederlegen und der Kirche öffentlich Genugthuung leisten. Das hielten die Römer für Trotz und durch Versprechungen und Geschenke verlockt, schloßen sie mit dem Könige einen geheimen Vertrag ab. Doch sandte der Normannenfürst Guiscard Geld und so wußte Gregor die Römer wieder für sich zu gewinnen. Im Frühjahr 1084 lag Heinrich vor Rom und verwüstete die ganze Umgegend, verzweifelte aber schon an der Einnahme der Stadt und wollte heimziehen, als die Römer, weil ihnen der Papst kein Geld mehr geben konnte, ihm die Thore der Stadt öffneten. Gregor flüchtete sich mit seinen Anhängern in die Engelsburg. Robert Guiscard kam ihm zu Hilfe und eroberte die Stadt. Der Papst begleitete ihn, als er nach drei Tagen die Stadt verlies; denn er verachtete das treulose Volk und traute seinem Wankelmuthe nicht. In Salerno hielt er 1084 eine Kirchenversammlung, auf welcher er den Bannfluch gegen Heinrich erneuerte. Seine Kräfte schwanden und vom Mai 1085 an konnte er das Krankenlager nicht mehr verlassen. Drei Tage vor seinem Tode fragte man ihn wegen der Gebannten und seine Antwort war: „Außer Heinrich, den sie König nennen, außer Wibert, der den Stuhl zu Rom überfallen, und allen denen, die durch Rath und Beistand deren Schlechtigkeit und gottlosen Sinn begünstigen, absolvire und segne ich alle Menschen, die unbezweifelt glauben, daß ich die besondere Macht an der Apostel Petri und Pauli Statt habe.“ Seine letzten Worte waren: „Ich habe die Gerechtigkeit geliebt und die Gottlosigkeit gehaßt, darum sterbe ich in der Verbannung.“ Darauf soll ein ehrwürdiger Bischof erwiedert haben: „Herr, du kannst nicht in Verbannung sterben, denn du hast an Christi und der Apostel

Statt durch göttliche Verfügung die Völker zum Erbtheil und die Grenzen der Erde zum Besitzthum empfangen.“ Er starb am 25. Mai, nachdem er 12 Jahre Papst gewesen war. Sein Leichnam ruht in der Cathedrale zu Salerno.

Das ist die Geschichte und das Leben eines Mannes, an welchem man so großen Anstoß nehmen zu müssen glaubt; und ich übergehe noch das Viele und Große, was Gregor sonst gethan hat. So wie ich kurz die Geschichte erzählt habe, erzählen sie Freunde und Feinde des Papstes seit bald achthundert Jahren. Nur darüber gehen beide himmelweit auseinander, wie diese Geschichte und der Held dieser Geschichte, Gregor, zu beurtheilen sei. Seine Freunde erhoben ihn in den Himmel, seine Feinde stießen ihn in die unterste Hölle. Aber merkwürdig ist vorweg das, daß die größten Gelehrten und besten Männer aller Zeiten Gregor's Freunde waren und daß die besten Geschichtsschreiber auch unserer Zeit diesem Papste volle Gerechtigkeit widerfahren lassen, ob sie gleich lauter Protestanten sind. Denn an katholischen Schriftstellern wäre es weniger zu verwundern.

Was wirft man denn diesem Papste vor? Vorweg seine Strenge; denn sonst hätte er den Cölibat nicht eingeführt, d. h. den katholischen Geistlichen die Ehe nicht verboten. Aber Gregor hat den Cölibat nur erneuert und nicht eingeführt. Was der Cölibat bedeutet, woher er stammt u. s. w. werden wir vielleicht später einmal näher erwägen. So viel weiß Jedermann: eine der sittenlosesten Zeiten war die Zeit Gregor's und da gehörte Muth dazu, Reinheit zu fordern und durchzuführen. Diese mußte Gregor fordern, sie war ein Hauptmittel, erst den Clerus und durch den Clerus das Volk wieder zum Besseren zu erheben und der Religion wieder Herzen und Seelen zu gewinnen. Niemand ist im Stande zu sagen, welches bessere Mittel Gregor hätte anwenden können. Auch stand er so sittenrein von Jugend auf und so strenge gegen sich selbst, erhoben über den Schlamm der Zeit da, daß er Reinheit verlangen, die Hand denen reichen konnte, die sich erheben lassen wollten und die Hand

schwer auf die fallen lassen durfte, welche erniedrigt bleiben wollten.

Bevor man über seine Strenge richtet, ist es besser, sich zu fragen, was dieser große Papst wollte? Ein berühmter Geschichtschreiber ist Luden und Protestant und der sagt so wahr hierüber folgendes: „Das, was nach Hildebrand's Vorstellung im Leben sein und erreicht werden sollte, läßt sich in drei Sätze zusammenfassen: Reinheit und Einheit der Kirche durch den Papst und unter dem Papste, Freiheit und Unabhängigkeit der Kirche und aller ihrer Angelegenheiten von jeglichem Einfluß irgend einer weltlichen Macht, Unterordnung aller weltlichen Macht und weltlichen Angelegenheiten unter die Kirche und deren Haupt, den Papst."

Aber soll denn ein weltlicher Fürst keine Macht über die Kirche haben? Nein; denn da es viele Fürsten gibt, wäre es dann schlimm mit der Einheit der Kirche und diese könnte nie der allgemeine Vereinigungspunkt der Völker sein. So lange die Kirche unabhängig ist, so lange werden nie mehr die christlichen Völker zu Sklaven werden. Eine Kirche, die bis an's Ende der Zeiten, in gleicher Verfassung und gleichem Glauben bestehen soll, kann doch nicht unter zeitlicher, stets wechselnder Herrschaft bestehen. Wie wäre es auch sonst möglich, daß die wehrlose Braut Christi über den eisernen Staat so oft gesiegt hat?

Aber, sagt man, die Kaiser und Könige hatten doch vor Gregor das Recht der Investitur oft ausgeübt; sie übergaben den Bischöfen z. B. Ring und Stab und übertrugen ihnen so das geistliche Amt. Das ist richtig, weil sich die Kaiser und Könige das herausgenommen und angemaßt hatten, einige Päpste schwach waren oder die Zeiten so, daß sich nichts dagegen thun ließ. Die Uebertragung eines geistlichen Amtes durch einen Fürsten ist ein Unsinn; denn ich kann nur übertragen, was mir gehört, was ich selber rechtlich besitze. Aber kein weltlicher Fürst wird sagen können, daß ihm ein geistliches Amt rechtlich gehöre, daß er es ausüben könnte, wenn er wollte; also kann auch kein

Fürst irgend Jemand ein geistliches Amt übertragen. Seit den Zeiten der Apostel konnte ein Bischof nur durch Geistlichkeit und Volk gewählt werden und wo es anders gehalten worden, da galt es für Simonie und schon vor Gregor eiferten die würdigsten Päpste gegen solche Simonie, wie z. B. die Päpste Bonifacius, Cölestinus, Leo, Gelasius. Den christlichen Kaisern Constantin, Constans, Valentinian, Theodosius, Honorius, Carl und Ludwig ist es nie in den Sinn gekommen, solche Gewalt in kirchlichen Dingen anzusprechen; im Gegentheil haben sie Solches als Unrecht durch Gesetze verboten. Nur zwei schlechte Kaiser, Zeno und Anastasius, der (eutychianischen) Ketzerei zugethan, wagten wie auch arianische Ketzerfürsten solche Eingriffe in das Geistliche.

Auch viele heilige Väter, Griechen und Lateiner, bezeugen, daß keiner weltlichen Macht ein Recht auf Verleihung von Kirchenämtern zukomme. Wenn später weltliche Fürsten in einer Reihe von Jahren solches Recht sich anmaßten, so muß man bedenken: auch die längste Zeit macht ein Unrecht nicht zum Rechte. Wie schlecht endlich wäre der ganze Clerus geworden, wäre er von weltlichen Herren ernannt worden! Ein Hofclerus mit Hofsitten und wer diese nicht angenommen hätte, wäre weggeschickt worden wie ein untauglicher Stallknecht. Schlechte Priester schlechtes Volk — das ist ein Erfahrungssatz. Gesegnet sei Gregor für seinen Kampf gegen die Investitur und Gott sei gedankt, daß er dem armen Papste den Sieg verliehen hat!

All sein Kampf und Streit soll nur Folge seiner Herrschsucht und seines Stolzes gewesen sein, meinen seine Feinde. Aber wie kam denn der arme Junge in den geistlichen Stand, in die Einsamkeit des Klosters und zuletzt auf den päpstlichen Thron? Durch Gottes Willen und Führung; denn er dachte nicht daran, suchte, so oft er konnte, wieder die geliebte Einsamkeit auf und weigerte sich so standhaft und so lange, die päpstliche Würde anzunehmen, als es nur möglich war. Der Protestant Gaab, ein sehr gelehrter Mann, nennt den Gregor einen ängstlichen und

selbst in Kleinigkeiten gewissenhaften Mann, dem bange vor solcher Würde gewesen sei. Auch ganz zuverlässig und gerade sei sein Charakter gewesen; er sei offen mit der Sprache herausgegangen und habe in Allem strenge Unparteilichkeit gezeigt. Wie hätten sonst die edelsten Männer seiner und aller Zeiten ihn so hoch schätzen können. Wie er dem bittersten Feinde vergeben konnte, haben wir bereits an Crescentius oben gesehen.

Ein Stolzer ist fast nie groß, gefaßt und standhaft im Unglück; dieß aber war und blieb Gregor bis zum letzten Athemzuge. Im Angesichte der Ewigkeit blieb er getrost, so gewiß war er bei seinen Bestrebungen, auf Gott und nicht auf Menschen oder eigenen Ehrgeiz geschaut zu haben. „Sein ganzer Plan, sagt Luden, bestand aus Liebe und Religion. Welche Leidenschaft, welche irdische Bestrebung hätte ihn denn auch leiten sollen zu so großen Gedanken? Etwa die Lust zu sinnlichen Genüssen? Aber der alternde Mann war über die Zeit der Begierden hinaus, und das Werk, das ihm vor der Seele stand, das er auszuführen wünschte, versprach kein Vergnügen und keine Lust, sondern nur Arbeit ohne Maß, Sorge ohne Gränzen, Haß und Verfolgung. Oder Herrschsucht und eitler Ruhm? Aber er konnte niemals gewiß sein, selbst den päpstlichen Stuhl einzunehmen; und hätte er darüber gewiß zu sein vermocht: er stand einsam in der Welt, wie ein dürrer Stamm, er vermochte keinen Grund zu legen zu einem fürstlichen Hause; seine Tage waren gezählt, er war schon hoch genug gekommen, und hatte schon genug gethan, um eines Blattes in den Jahrbüchern der Menschheit gewiß zu sein. Zwar hatte er für sich jene Gewalt in Anspruch genommen, die ein starker Geist immer über schwache und feige Menschen üben wird; aber von schonungsloser Willkür hat er sich unter allen Umständen frei gehalten. Oder endlich eine boshafte Freude darüber, daß ihm, dem Niedriggebornen, möglich werden sollte, die Großen der Erde zu demüthigen, und die Erhabenen in den Staub zu werfen? Aber es möchte unwürdig sein, auf einen solchen Verdacht zu antworten, weil er es unter sich gehalten

haben dürfte, denselben abzuweisen. Er hat große Leidenschaften aufgeregt, und grimmige Feinde sich gegenüber gesehen; eben deßwegen sind arge Beschuldigungen wider ihn ausgesprochen; vor der Geschichte jedoch verfliegt das Gift, das von Feindschaft und Ingrimm gemischt worden ist." — Aber woher kommt es, daß ein solcher Mann so viele und heftige Feinde einst hatte und noch hat? Das kommt lediglich daher, daß es Leute gibt, die eben meinen, das Sichtbare sei besser als das Unsichtbare, der Staat mehr werth als die Kirche, Ungebundenheit in Glauben und Sitten angenehmer, als eine religiöse sittliche Macht. Mit solchen Leuten ist nicht zu rechten; aber Ehre ist es, sie zu Feinden zu haben. Das merken sie auch ein wenig und drehen die Sache so, als ob sie nur deßhalb Gregor's Feinde seien, weil er sich so viel gegen Heinrich, den deutschen König, herausgenommen habe. Aber er hat nichts genommen, als was ihm gehörte: die geistliche Verleihung geistlicher Aemter. Und wenn ein deutscher Michel empfindsam wird und meint: man müsse sich eben schämen, daß ein deutscher König so schlecht weggekommen sei einem wehrlosen Papste gegenüber, so sage ich: darüber schäme ich mich nicht, sondern freue mich stets, wenn das Recht und der Geist über Unrecht und Irdisches siegt. Wenn ich mich schämen will bei dieser Sache, so will ich als Deutscher mich darüber schämen, daß wir je einen deutschen König gehabt haben, wie dieser Heinrich IV. war. Wohl hatte er glückliche Geistesgaben, Muth, Tapferkeit und Entschlossenheit. Aber plötzlich verließen sie ihn im Unglücke. Er wurde dann klein und verzagt, während er im Glücke hart und übermüthig war. Wie er die Sachsen bedrückte, ist bekannt. Diese fanden nur in Gregor gerechten Schutz. An kein Versprechen band sich Heinrich. Nicht Gregor erniedrigte ihn, er selber erniedrigte sich. Man lese seinen Brief an den Papst vom Jahr 1074. Da schrieb er unter Anderem wörtlich folgendes: „Nun aber durch Gottes Erbarmen in uns gekehrt, bekennen wir euch, gnädiger Vater! unsere frühere Schuld, indem wir hoffen, durch eure apostolische Auctorität Verzeihung und Recht-

fertigung zu finden. Wehe aber uns Lasterhaften und Unglückseligen, die wir durch den Stachel jugendlicher Eitelkeit, durch die Willkür königlicher Macht, durch den verführerischen Rath derer, die uns umgaben, getäuscht, gesündigt haben vor Gott und vor euch! wir sind nicht werth euer Sohn genannt zu werden. Nicht allein haben wir das Gut der Kirche angetastet, sondern auch jedem Beliebigen, der durch das Gift der Simonie verpestet war, die Erlangung des kirchlichen Amtes um Gold gestattet. Nun aber, da wir allein ohne eure Auctorität den Zustand der Kirchen nicht zu verbessern vermögen, erbitten wir inständig für diese und alle unsere Angelegenheiten euren Rath und eure Beihülfe. Vorerst wünschen wir, daß durch eure Entscheidung der mailändischen Kirche, die durch unsere Schuld in Irrthum verfallen ist, wieder geholfen und dann zur Verbesserung der übrigen Kirchen geschritten werde. An uns wird es, so Gott will, nicht fehlen, und euch, Vater, bitten wir, daß ihr in Allem uns willig und wohlwollend zur Seite stehen möget."

So klagte Heinrich sich selber an und mit welcher Wortbrüchigkeit fiel er so bald als möglich über den Papst her!

Aber der Aufzug in Canossa, wo der König im Büßerhemde stand! — Wer hieß ihn denn nach Canossa gehen? Der Papst nicht; denn dieser flüchtete ja dorthin, weil er Heinrich an der Spitze eines Heeres erwartete. Verzagt fühlte sich dieser hülflos und that diesen Schritt aus eigenster Wahl. Sein Aufzug im Büßerhemd war seine eigene Wahl und lag im Geiste und Brauche jener Zeit. Und war er denn König, als er nach Canossa kam? Er war Gebannter von der Kirche, abgesetzt von den Fürsten und hatte beides vollkommen selber anerkannt. Also erschien er in Canossa nicht als König, sondern als bloßer Privatmann und das Königthum ist also in diesem Aufzuge nicht entehrt. Gerade weil er nicht mehr König war und es erst wieder werden wollte, begab er sich zum Papste und that freiwillig Buße und so wie es damals Sitte war. Er selber fand keinen Grund, hievon eine Ausnahme zu machen.

Aber kann man nicht den Umstand dem Papste zur Last legen, daß er so hartnäckig gegen den Büßer war und ihn drei Tage in diesem Aufzuge und zu dieser Jahreszeit vor Canossa stehen ließ? Gregor selber sagt: man habe ihn deßhalb der Grausamkeit beschuldigt. Aber er kannte die Welt, seinen Mann und das, was er als Papst der Kirche schuldig war. Die Welt mußte gerade in dieser Strenge die ganze Schuld Heinrichs sehen, wie er sie selbst anerkenne und der Papst fühle. Da mußte die Reue ihre Probe machen und der Papst durfte sich nicht mit einer flüchtigen Handlung der Verdemüthigung begnügen. Heinrich war ein sehr wankelmüthiger Mensch und nicht tief genug konnte die Reue in ihm Wurzel schlagen; und dazu war eine Zeit von drei Tagen nicht zu lange. Der Papst war es der beleidigten Kirche schuldig, ihr eine solche Genugthuung zu verschaffen. Also Vorsicht, Klugheit und Amt geboten dem Papste, ja nicht voreilig zu sein. So sieht es selbst der protestantische Geschichtschreiber Leo und Jeder an, welcher die Umstände erwägt und Heinrich den vierten kennt. — Endlich müssen eines Mannes Worte genau mit seinen Handlungen übereinstimmen. Nun, man lese Gregor's Briefe alle: wie er dachte, so schrieb und so handelte er. Das muß Jeder anerkennen, der Gregor's Briefe liest. Ein protestantischer Gelehrter, Namens Voigt, hat das Leben dieses Papstes viele Jahre studirt und eine vortreffliche Beschreibung darüber herausgegeben, der man nicht widersprechen kann mit Grund der Wahrheit, weil er alle Umstände wohl erwogen, alle Zeugen für und wider Gregor abgehört, und alle Zeugnisse der Geschichte scharf geprüft hat. Dieser Protestant bekennt offen nachstehendes: „Gregorius ist entweder, wenn seine Briefe nur ein Gewebe von Lug und Trug enthalten, der verworfenste Mensch, der gottloseste Heuchler und der gemeinste Betrüger, den je die Sonne gesehen, oder er ist, wenn seine Briefe der reine Spiegel seines Herzens sind, der, den seine Aeußerungen in diesen Briefen und seinen Handlungen in seinem Leben zeigen. Seine Briefe aber sind voll von Zeugnissen seiner lebendigsten Begei-

sterung und innigsten Liebe zur Religion, seines festesten Glaubens an die Göttlichkeit der Lehre des Erlösers, sie sind voll von Beweisen von der gewissenhaftesten Verwaltung seines Amtes, von den heiligsten Versicherungen der Gerechtigkeit und Wahrheit seiner Thaten und Aussprüche, von der Ueberzeugung einstiger Belohnung und Bestrafung menschlicher Handlungen; sie sind voll von Aussprüchen seiner Ueberzeugung von der Heiligkeit, Würde und Göttlichkeit seines Bestrebens; in allen herrscht die reinste Sprache eines frommen Bewußtseins, die reinste Hingebung für seinen edlen Zweck." Ist es da ein Wunder, daß gläubige Zeitgenossen von seinen Wunderthaten erzählen? Auch wer diesen Glauben nicht theilt und ihn nur auf die Rechnung des Mittelalters schreibt, muß doch so viel in diesem Glauben der Zeitgenossen erblicken, daß man den Papst Gregor VII. für einen Mann hielt, der mehr als Menschliches vermöge, tiefer als Andere in die Herzen blicke und Gedanken errathe und durch überirdische Gewalt Kranke heile. Der schwerste Kranke, ja schon ein Todter war seine verkommene Zeit und er hat sie nicht aufgegeben, sondern so hergestellt, mit Gottes Hülfe und unermüdlicher Kunst, daß seine Nachfolger, wie ein Innocenz der dritte, ihr wieder auf die Beine helfen konnte.

Ein Wunder ist es, wie man solche Größe nicht erkennen, ja in den Staub ziehen kann und es erklärt sich nur daraus, daß es eben zu jeder Zeit Menschen gibt, die das Strahlende zu schwärzen suchen und das Erhabene in den Staub zu ziehen.

X.

Gustav Adolph, König von Schweden.

Gewiß ein großer Mann und in Deutschland könnte er bekannt sein. Und doch ist man gerade in Deutschland am wenigsten über ihn einig; denn dem einen Deutschen lacht das Herz im Leibe, wenn er nur diesen Namen hört, während dem andern traurig zu Muth wird.

Die Protestanten unseres Vaterlandes lassen es sich nun einmal nicht nehmen, daß dieser Schwedenkönig sie und ihre Lehre gerettet habe und einer der größten Wohlthäter Deutschlands geworden sei. Deßhalb feiern sie heute noch seinen Namen und ehren sein Andenken durch einen großen Verein, der Gustav-Adolph-Verein heißt. Freilich gibt es auch Protestanten und zwar sehr gelehrte und wackere Männer, welche behaupten, es sei die alte Deutschmichelei, die da am meisten Respect und Bewunderung zeige, wo sie die gröbsten Ohrfeigen bekomme. Aber, wie gesagt, die meisten deutschen Protestanten kennen keinen größeren Mann, als den Gustav Adolph und wenn man sie fragt: mit was beweiset ihr diese Größe des Schwedenkönigs, so ist die Antwort: damit beweisen wir sie, daß uns Gustav Adolph ganz uneigennützig, aus purem Eifer für den lutherischen Glauben zu Hülfe gekommen ist; auch ein großer Staatsmann und tapferer Feldherr war er.

Ja ein großer Staatsmann war er, nämlich so schlau als einer und seiner Tapferkeit muß man Gerechtigkeit widerfahren

lassen. Aber das macht den Mann allein noch nicht groß, besonders wenn man sieht, daß alle Klugheit und Tapferkeit nur auf gewisse eigene Zwecke hinausläuft.

Wenn aber in der That dieser König den Protestanten zu Hülfe gekommen ist und zwar so uneigennützig und nur des Glaubens wegen, so ist es billig, daß sie ihn verehren und in dankbarem Andenken behalten.

Aber so oft ich auch die Geschichte dieses Königs lese, so finde ich etwas ganz Anderes, nämlich daß er weder wegen des lutherischen Glaubens, noch uneigennützig den Krieg unternommen hat.

Da wird man mir freilich stark entgegen rufen: der edle Schwedenkönig hat es ja selber gesagt, daß er nichts wolle, als den lutherischen Glauben retten. Lies nur seine Proklamationen an die protestantischen Fürsten!

Freilich steht so etwas in seinen Proklamationen; aber Proklamationen sind eben Worte und keine Thaten und seine Thaten sehen gar nicht aus, wie seine Proklamationen. Das werden wir bald sehen. Wer einen Krieg anfängt und mir nichts dir nichts in fremde Länder einfällt, wird den Leuten es nicht auf die Nase binden, was er eigentlich will; sondern er wird es machen, wie jeder, der Händel anfängt: er wird sagen, er habe es so machen müssen, man habe ihm keine Ruhe gelassen; oder es sei ihm um Andere und ihr Wohl zu thun. So ging es auch dem Gustav Adolph: er konnte doch nicht sagen: ich möchte einen Krieg anfangen und dieses und jenes dabei gewinnen; sondern es war klüger zu sagen: ich komme meinen Glaubensbrüdern zu Hülfe. Dabei war nur das fatal, daß diese Glaubensbrüder just nicht angegriffen waren und daher mußte der Schwedenkönig gar verschiedene Proklamationen machen. Denn der deutsche Kaiser und seine Fürsten hätten sonst gefragt: wem er denn zu Hülfe kommen wolle, da Niemand angegriffen sei und Niemand ihn um Hülfe angerufen habe? Also machte der Schwedenkönig wieder eine ganz andere Proklamation für den Kaiser

und darin sagte er freilich keine Silbe vom Glauben und der Hülfe für seine Glaubensbrüder. Da ging aus einem Munde so ganz verschiedene Rede heraus, daß man nicht weiß, welches die wahre gewesen und zu vermuthen ist, keine von beiden; denn was er eigentlich wollte, behielt der schlaue Mann für sich. So hatte er auch gewöhnlich einen frommen Spruch schnell bei der Hand, konnte überaus leutselig mit den Leuten umgehen und thun, als wolle er nur Mühe und Arbeit für sich, die Früchte aber seiner Siege nnr für Andere. Wie ganz anders aber kommt der Mann heraus, wenn wir fragen:

1) warum kam er denn von Schweden herab nach Deutschland?

2) was hat Deutschland von ihm erfahren?

Auf die erste Frage antworte ich: Gustav Adolph kam nach Deutschland herab, weil er gute Gelegenheit hatte, gerade damals in dieses Land einzudringen, weil es sein Volk so wünschte und er selber noch mehr es für gut fand. Das ist leicht zu beweisen. Kein Fürst und kein Volk dachte daran, den Schwedenkönig herabzurufen; aber er sah, daß der Paß offen und sicherer als je sei. Deutschland war getheilt im Herzen und in seiner Macht: es war katholisch und protestantisch, kaiserlich und reichsfürstlich. Also durfte der Schwedenkönig nur den protestantischen Fürsten sagen, er sei gegen den Kaiser und auf ihrer Seite. Er nannte sich also den Retter Deutschlands und viele Deutsche glaubten es, weil man gerne glaubt, was man gerne hört und damals hörte man nichts lieber, als daß man dem Kaiser die Haare zerzausen und die Federn ausreißen müsse. Die Klügeren wußten freilich wohl, auf was es eigentlich mit dem Einfalle des Schwedenkönigs in Deutschland abgesehen sei; aber sie mußten schweigen, wo das Volk jubelte und dieses jubelte, weil seine lutherischen Prediger ihn als einen Engel Gottes, als einen Josuah u. s. w. ausposaunten. Daß er nicht daran dachte, einen Religionskrieg anzufangen, wohl aber einen Krieg, zu dem die Religion behülflich war, sieht man leicht ein. Denn es fiel dem Schweden-

könig nicht ein, so etwas da zusagen, wo man ein wenig ihn durchschaute. Weder seinem Volke, noch dessen Vertretern, weder dem Kaiser, noch den deutschen Churfürsten sagte er etwas davon, daß er dem Protestantismus zu Hülfe kommen wolle. Nein, er kam nach Deutschland, weil die Gelegenheit dazu so günstig war.

Aber was suchte er in Deutschland? Seinen Vortheil. Dieser bestand darin, seinem Volke Beschäftigung nach Außen und dem eigenen Ehrgeiz freien Spielraum zu verschaffen. Seine Schweden waren an sich rauh und wild und schon 300 Jahre führten sie bald unter sich, bald gegen andere Völker Kriege. Ein solches Volk muß also Kriegsarbeit haben; denn der unfruchtbare Boden gab wenig Arbeit und wenig Brod; daher das schwedische Sprüchwort: kein Krieg, kein Brod. Der König aber und der Adel benützten die beständigen Kriege, um das Volk leichter unterdrücken zu können.

Gustav Adolph wurde nur für Soldatenwesen und Krieg erzogen: Krieg war und blieb seine Lust bis zu seinem Ende. Von den zwei Millionen seiner Unterthanen bestimmte er einhundertsechszigtausend allein zum Kriege. Da mußte also beinahe der sechste Mann in Schweden Soldat sein. Der junge Herr war überdieß voll Ehrgeiz. So gönnte er seinem Bruder es nicht, daß die Russen ihn zum Kaiser haben wollten und suchte die Wahl auf sich zu lenken, bis keiner von beiden russischer Kaiser wurde. Dafür kam ihm der Gedanke in den Kopf, ein eigenes Kaiserreich zu errichten. Auch den ungerechtesten Krieg scheute er nicht. So griff er im Jahre 1621 die Polen an, gerade als sie am andern Ende ihres Reiches von dem Erbfeinde der Christenheit, von 300,000 Türken hart bedrängt wurden. So unchristlich konnte der Mann handeln, den man für den Retter unterdrückter Glaubensbrüder hält.

Frankreich sah damals mit Schrecken auf die Macht des deutschen Kaisers und hetzte den schwedischen Bären gegen Deutschland und der wußte, daß auf diesem Zuge ihm etwas zufallen

9*

werde, wornach ihn schon so lange gelüstete, nämlich Pommern, welches für Schweden so gut gelegen ist. Sodann wollte Gustav Adolph sein Volk ausbilden und reicher machen; beides war in Deutschland zu erholen und dazu mußte man Pommern haben. Darauf sah Alles ab, vor und nach Gustav Adolphs Tode, und nicht auf Rettung des Protestantismus. Kein Wunder, daß der Herzog von Pommern drei Gesandte an Gustav Adolph sandte, um ihn von Pommern zurückzuhalten; denn der Herzog sah wohl, daß sein Land ihm entrissen werden solle. Aber der Schwedenkönig schlug diese Bitte ab und gab die nichtigsten Gründe dafür an, z. B. daß der Herzog von Pommern sein Feind sei und so mußte das Land sich eben fügen; denn der König blieb dabei: „Pommern werde er nicht herausgeben, und wenn er hundert Jahre Krieg führen müsse. Natürlich: es war die sicherste Brücke, auf der er von Schweden nach Deutschland setzen konnte. Daß es auf den Besitz von Deutschland und die Oberherrschaft darin abgesehen war, zeigen des Königs eigene Worte im Reichsrathe zu Stockholm, wo er sagte: werde er Sieger, so werden die Deutschen zur Beute.

Nachdem Gustav Adolph bei Leipzig gesiegt hatte, nahm er sogleich Besitz von dem Erzstifte Magdeburg und Halberstadt und nannte sich unumschränkten Herrn des Landes. Hierauf wurden die Bisthümer Würzburg und Bamberg geplündert und die Bewohner für schwedische Unterthanen erklärt. Dasselbe geschah mit dem Erzstifte Mainz. Was Churmainz in Thüringen und im Eichsfelde besaß, hatte er schon früher genommen und verschenkt. In Mainz rieß man eine Menge Häuser ein, um an der Mündung des Main's in den Rhein Gustavsburg zu erbauen.

Als er Mergentheim eingenommen hatte, die Residenz des Deutsch-Ordens, so erklärte Gustav Adolph alle Güter dieses Ordens gehören ihm, weil Mergentheim von ihm erobert sei, das ja den Sitz dieses Ordens bilde. Die Augsburger mußten ihm feierlich als ihrem König und Herrn huldigen und waren

so verblendet, sich über diese Schmach höchlich zu freuen; denn sie meinten schon, ihre Stadt als Hauptstadt des schwedisch-deutschen Kaiserreichs zu sehen und nannte sie nicht blos Augusta, sondern auch Gustava, wie wir aus Denkmünzen sehen, die sie in ihrer undeutschen Weisheit und Freude schlagen ließen. Baiern ließ er sofort furchtbar verwüsten; Landshut und München behandelte er schonend und nun war wieder Alles vergessen und er galt als milder König, so schreckliche Spuren auch hinter ihm waren.

Ich will aber mich nicht länger dabei aufhalten, was der schwedische König den katholischen Fürsten Deutschlands Böses zufügte, so wenig sie ihm auch Grund und Ursache dazu gegeben hatten. Das aber wolle man in das Auge fassen, wie übel er selbst seine deutsche Bundesgenossen, die protestantischen Fürsten behandelte, woraus man sieht, daß er der Retter Deutschlands gerade so war, wie der Fuchs, der den Hühnerstall hüten soll, oder daß er Vertheidiger des lutherischen Glaubens war, wie der Habicht die Tauben beschützt.

Statt auf Wien loszugehen und so den Kaiser zu zwingen, mit den Protestanten einen diesen günstigen Frieden zu schließen, nahm er zuerst protestantische Länder und Besitzungen, wie Pommern und Magdeburg und doch gehörte letzteres nach Vertreibung Leopold's von Gott und Rechts wegen zunächst dem sächsischen Prinzen August. Den Churfürsten von Sachsen erkannten die deutschen Protestanten als ihr Oberhaupt und mit Recht und entrichteten ihre Kriegsgelder an ihn. Dafür schob ihn Gustav Adolph auf die Seite und zog die Kriegsgelder für sich ein. Der Churfürst von Sachsen, wie alle deutsche Fürsten, welche sich an den Schwedenkönig so vertrauensvoll angeschlossen hatten, wurden von ihm ganz abhängig gemacht und hart bedrückt, statt daß er sie als Bundesgenossen behandelte. — Die Herzoge von Weimar hatten sich ebenfalls dem Schwedenkönige in die Arme geworfen, wofür er ihnen Hoffnung auf die Bisthümer Würzburg und Bamberg machte und namentlich Wilhelm von

Weimar war ein heldenmüthiger Mann und mit Recht von Gustav Adolph hoch geschätzt; aber nicht ein Versprechen hielt dieser, sondern zeigte sich nur herrschsüchtig und führte die beiden Herzoge von Weimar arg an der Nase herum, worüber sich diese bitter beschwerten und dem Könige erklärten, sie wollen nicht seine Vasallen sein und seien der Despotie und des Druckes müde, die sie von ihm bisher zu erleiden gehabt. Aber diese Klagen dauerten fort bis zum Tode des Königs, zum Beweis, wie wenig er auf sie hörte und welch' ein milder Schutzherr er war.

Unter allen deutschen protestantischen Fürsten waren der Herzog Georg von Lüneburg der erste, der sich offen für Gustav Adolph erklärte und ihn mit Truppen unterstützte; aber auch er wurde erbittert und mißtrauisch schloß er sich enger an Sachsen an. Der Herzog von Braunschweig, Friedrich Ulrich, unterhandelte auch mit dem Schwedenkönig und endlich wurde man Handels eins. Man setzte den Vertrag, wie er besprochen worden war, auf und als es zur Unterschrift kam, fand sich ein arger Beisatz ganz unversehens, den der König angehängt hatte. Der Beisatz verschrieb so zu sagen Land und Leute dem Könige von Schweden. Die Abgeordneten des Herzogs Friedrich Ulrich waren ganz empört über diesen unverschämten Zusatz, welcher das ganze Land und den Fürsten vom deutschen Reiche losriß und zu schwedischen Unterthanen machte. Sie unterschrieben also nicht und reisten ab. Das waren doch zwei Ehrenmänner, die noch einiges Gefühl für ihr Vaterland hatten.

Bekanntlich war Churfürst Friedrich von der Pfalz, ein ebenfalls protestantischer Fürst, seiner Länder beraubt und der Schwedenkönig hatte die Versicherung gegeben, er werde für diesen Friedrich streiten. Gustav Adolph bekam diese Länder in seine Hand und behielt sie auch, so dringend man ihn an sein Versprechen erinnerte. Er stellte die leersten Ausflüchte entgegen und endlich bot er sie dem Churfürsten von der Pfalz unter solchen Bedingungen an, daß dieser sich nur beklagen konnte.

Was er von Gütern in den eroberten Ländern nicht für sich und Schweden behalten konnte oder wollte, das verschenkte er willkürlich: er beraubte Deutschland im Großen und Kleinen und bereicherte Vasallen und Offiziere damit. Die Bibliotheken von Würzburg, Bamberg und Mainz ließ er nach Schweden bringen, wobei die von Mainz mit ihren großen wissenschaftlichen Schätzen in der Ostsee unterging.

Treulos und verschlagen, wortbrüchig und gewissenlos versprach Gustav Adolph leicht viel und hielt in der Regel wenig. Zuweilen versprach er mehreren Fürsten die nämlichen Länder und täuschte dann einige, oft alle. So ging es auch seinem Heere, das sich deßhalb bei Nürnberg empörte. Da sprach er unter Anderem: „ich habe von Euch, (er meinte die Fürsten, Grafen und Edelleute) und Eurem Reich nicht so viel bekommen, daß ich mir ein paar Hosen davon machen lassen könnte.“ Aber was er genommen und geraubt, verschenkt und behalten hatte, davon sprach er kein Wort. Und dennoch gibt es Deutsche, die meinen, man hätte ihn von Seite der Deutschen besser unterstützen sollen. Aber die armen Deutschen hatten ja nichts mehr und er nahm selber, was ihm beliebte. Oder hatte er nicht bereits die schönsten Länder Deutschlands unter seiner Faust und die Fürsten unter seinen Füßen? Bereits machte er keinen Hehl mehr daraus, daß er die alte deutsche Reichsverfassung auflösen und sich zum römischen Könige ewählen lassen wolle, weil er das Reich vom Untergange gerettet habe, er, der es dem Untergange entgegengeführt hatte.

Die Verehrer Gustav Adolphs weisen darauf hin, daß er in Deutschland die Reformirten und Katholiken nicht verfolgt, sondern gelinde behandelt habe. Aber ihm war es gar nicht um die Religion zu thun, sondern Alles war politische Berechnung und wo es diese erfoderte, da war er so verfolgungssüchtig als möglich. So ließ er drei schwedische Bürger enthaupten, weil sie katholisch wurden. Die Reformirten vertrieb er alle aus dem Erzstifte Magdeburg und schrieb die Plünderung Frankfurts an

der Oder einer Strafe Gottes für die falsche reformirte Lehre zu. In Augsburg wurden alle katholische Beamte bis auf den Nachtwächter herab abgesetzt.

Dieser sogenannte Retter Deutschlands, von dem kein Mensch weiß, was er davon oder darin gerettet hat, ließ Deutschland hinter sich voll Blut und Wunden, voll Armuth und Schwäche, von da an lange eine Beute Frankreichs und ein Spielball Rußlands. Die Schweden hausten so entsetzlich in Deutschland, daß selbst die Hunnen nicht ärger es einst gemacht haben. Es gibt in ganz Deutschland fast keine Stadt und kein Dorf, wo man nicht Gräßliches von diesen Unmenschen zu erleiden gehabt hätte. Sachsen wurde beinahe zu einer Einöde; das war der Dank für alle Opfer, die es Schweden gebracht hatte. Die Schweden zeigten überall eine entmenschte Rohheit, ließen Menschen in Backöfen langsam braten, Andere aufhängen und Feuer unter ihnen anzünden, Kinder an Thore nageln und mit Pistolen nach ihnen schießen, den Männern schimpfliche Qualen zufügen und unvergeßlich ist in Deutschland der Schwedentrank. Man schüttete Mistjauche, oder wenn diese nicht zu haben war, die eigenen durch Urin verdünnte Excremente der Barbaren den Unglücklichen ein. Strotzten die Leiber dieser Unglücklichen von solcher Flüssigkeit, so wurden sie mit Brettern belegt und nun tanzte man darauf, bis sie den Geist aufgaben. Das nannte man den Schwedentrank, der an mehreren hunderttausend Deutschen von den Schweden verübt worden sein mag.

Muß da ein Deutscher, weß Glaubens er auch sein mag, nicht erröthen, wenn er den Zertreter deutscher Freiheit und Kraft jetzt noch rühmen hört? wenn er seine Unmenschen Glaubensgenossen und Retter nennen soll?

Wie ist es möglich? fragt man mit Recht. Und die Antwort ist: Gustav Adolph wird lediglich gepriesen, weil er lutherisch und Feind des Kaisers war. Noch ist Schweden gegen die Katholiken das unduldsamste Land Europa's. Darüber vergißt man Deutschlands größte Schande und tiefstes Elend.

Endlich muß ich noch auf Eins aufmerksam machen. Die verblendeten Verehrer Gustav Adolph's werden sagen: der Krieg bringt eben Allerlei mit sich und der schwedische König ist genöthigt worden, in Deutschland einzufallen. Denn er selber gibt ja sieben Gründe an, warum er feindlich in Deutschland einfalle. Diese sieben Gründe lauten so:

1) Wer in der Nähe eines ehrgeizigen Monarchen lebe, könne nicht länger die Früchte des Friedens genießen, als ein solcher Monarch es zu erlauben für dienlich halte.
2) Man habe im Jahr 1625 seine Briefe an Bethlen Gabor aufgefangen und erbrochen.
3) Der Kaiser habe den König Sigismund, seinen Feind, durch ein Heer unterstützt.
4) Der Kaiser habe ihm nicht gestatten wollen, Truppen im Reiche zu werben.
5) Der Kaiser habe die Herzoge von Mecklenburg ihrer Länder entsetzt.
6) Der Kaiser wolle sich zum Herrn der Ostsee machen.
7) Dem schwedischen Gesandten Salvius habe er auf dem Lübecker Frieden den Zutritt zu den Verhandlungen versagt.

Das ist eine Kriegserklärung, wie man sie nur vom Zaun abreißt. Denn es ist kaum ein einziges wahres Wort daran, wie wir sogleich sehen werden.

Weder dem Kaiser von Oesterreich noch sonst einem Monarchen fiel es ein, Schweden zu beunruhigen. Der Kaiser hatte ohne sie die Hände voll zu thun. Ehrgeizig war nur Gustav Adolph, wie Jedermann weiß und selbst seine Freunde es zugeben müssen. Er wollte deutscher Kaiser werden, oder ein eigenes Kaiserreich errichten. Gerade Friedensfrüchte wollte weder er noch seine Schweden. Sie lebten ja vom Kriege und so lange Gustav Adolph regierte, so lange führte er beinahe Kriege; denn er regierte einundzwanzig Jahre lang und brachte davon zwanzig Jahre in beständigen Kriegen zu. Selbst Friedensschlüsse

richtete er stets so ein, daß er sie brechen konnte, wann er wollte. Der erste Punkt seiner Erklärung ist daher eine offenkundige Lüge.

Wie verhält es sich nun mit dem zweiten Punkte seiner Kriegserklärung, mit dem Brieferbrechen?

Gustav Adolph hatte bereits mit England, Dänemark und Frankreich unterhandelt wegen eines Krieges gegen Oesterreich und nun schrieb er an Bethlen Gabor. Das war ein bitterböser Feind Oesterreichs und also konnte man sich aus dem Briefwechsel dieser zwei Feinde des Kaisers nichts Gutes versprechen. Wer einen schlechten und ungerechten Anschlag gegen sich entdecken kann, wird den Vogel nicht aus der Hand lassen. Und richtig, man fing Briefe auf, die es vollkommen bestätigten, was im Werke war. Dazu war also der Kaiser berechtigt und auf Gustav Adolph fällt das Unrecht zurück; wie konnte er mit gutem Gewissen daraus ein Recht herleiten, in Deutschland mit seinen Soldaten einzufallen?

Der dritte Punkt ist in sofern wahr, als der Kaiser den König Sigismund unterstützte; aber wer veranlaßte, ja nöthigte den Kaiser dazu? Nur Gustav Adolph. Denn dieser hatte ja bereits eine drohende Stellung gegen den Kaiser angenommen, die Feindseligkeiten zuerst angefangen, indem er der Stadt Stralsund Hülfe gegen den Kaiser sandte. Die Polen hatte der Schwedenkönig schon früher hart und ohne Ursache bedrängt, wie wir schon gesehen haben und noch zu einer Zeit, wo sie in schwerem Kampfe mit den Türken lagen. Dazu kommt, daß der König von Polen ein Verwandter des Kaisers von Oesterreich war und dieser also die natürliche Pflicht hatte, seinem Verwandten zu helfen. Und was konnte denn Deutschland dafür? Da hätte der Schwedenkönig höchstens auf den Kaiser, nicht aber auf Deutschland losgehen sollen.

Der dritte Punkt ist also wieder entfernt kein Grund für den Einfall Gustav Adolphs in Deutschland.

Der vierte Punkt ist wahr; aber eben kein Grund zum Kriege. Wie kann denn der Kaiser einen solchen Hauptfeind

Truppen in seinem Reiche werben lassen? Selbst Mitglieder des deutschen Reiches gaben nicht zu, daß eines im Gebiete des andern Truppen warb und das soll man einem auswärtigen Feinde gestatten? Das hieße ja geradezu Deutschland durch Deutschland unterjochen. Auch nur einen solchen Grund vorzubringen, dazu gehört eine ungeheure Unverschämtheit.

Zum fünften Punkt. Allerdings hatte der Kaiser die Herzoge von Mecklenburg vertrieben und dazu hatte er gute Gründe und gutes Recht als deutsches Reichsoberhaupt. Die Herzoge von Mecklenburg aber riefen den Gustav Adolph nicht zum Schiedsrichter auf, denn das konnte er vernünftiger Weise gar nicht sein; ja diese Herzoge sprachen ihn nicht einmal um Hülfe an, höchstens baten sie ihn um ein gutes Wort beim Kaiser und als sie hörten, er wolle doch Krieg anfangen, war ihnen das gar nicht lieb. Dennoch bekriegte er den Kaiser und forderte jene Herzoge auf, mit ihm gemeinschaftliche Sache zu machen. Aber die Herzoge wollten nicht die Waffen gegen ihren Oberherrn ergreifen. Der fünfte Punkt ist also eben so lächerlich als ungerecht.

Zum sechsten Punkte. Ohne den Besitz der Ostsee mußte sich Deutschland von allen andern Völkern, selbst den geringsten von seinen eigenen Flüssen und Meeren schimpflich vertreiben lassen und seinen Handel, wie seine Macht unfehlbar einbüßen. Und dagegen hätte das Reichsoberhaupt nicht einschreiten sollen? Deutschland hat es bis auf den heutigen Tag arg genug büßen müssen, daß es seine Macht zur See so elend darnieder liegen ließ und nicht einsehen wollte, was jener Kaiser schon eingesehen hat. Gustav Adolph wollte eben die Ostsee und Pommern und dieß will ich ihm nicht verargen, da er ehrgeizig war; aber ist das ein Grund zum Kriege? Dann hat jeder Räuber recht: er will eben auch, was Andere haben.

Endlich zum siebenten Grunde. Beim Frieden von Lübeck hatte es der Kaiser mit Niemand zu thun, als mit Dänemark. Was hatte denn Schweden dabei zu thun? Wollte es etwas

vom Kaiser, so konnte es besonders mit ihm unterhandeln, aber in eine ganz fremde Sache durfte es sich doch gewiß nicht mischen, da weder Dänemark noch Oesterreich seine Einmischung verlangte. Auch hatte man in Erfahrung gebracht, daß dieser Salvius, der Abgeordnete Schwedens, den man vom Lübecker Friedensschluß wegwieß, den Auftrag von Gustav Adolph hatte, den Frieden zu hintertreiben und Krieg anzuzetteln und deßhalb wiesen beide, Oesterreich und Dänemark, den unberufenen Störefried hinweg. —

Gustav Adolph war ein schlauer Kopf und doch fand er nur solche schlechte Gründe, um seinen Einfall in Deutschland zu rechtfertigen. Man kann eben, wenn man noch so schlau ist, eine schlechte Sache nicht durch gute Gründe stützen; wohl aber seinen Mann aus solchen Gründen kennen lernen.

Zuletzt bleibt den blindesten Verehrern Gustav Adolph's nichts übrig, als daß sie sagen: er hat doch keine Stadt zerstört, wie Magdeburg von Tilly zerstört worden ist. Darauf ist zu erwiedern: Ist das ein großes Lob, daß er kein Mordbrenner gewesen ist? Hat er nicht Elend genug hinter sich gelassen? Und hat denn Tilly Magdeburg zerstört? Daß man das dem Tilly nachsagt, weiß ich, daß es aber eine elende Lüge ist, will ich im nächsten Kapitel beweisen.

XI.

Wer hat Magdeburg am 20. Mai 1631 zerstört?

In der Zeit, da Magdeburg zerstört worden war, konnte man es doch wohl am besten wissen, wer das wohl verschuldet habe. Aber gerade in jener Zeit war man noch nicht so keck, die Schuld auf den General Tilly zu schieben; sondern bald mußte es Pappenheim, bald ein Zufall, bald die Wuth der Soldaten gethan haben. Doch gab es schon allerlei Zeugnisse von unverdächtigen Männern, welche die Schuld auf Niemand, als die Stadt selbst schoben und dafür Beweis und Zeugniß brachten.

Erst in späterer Zeit schrieb und lehrte man als ganz ausgemachte Sache, daß Niemand die Schuld von der Zerstörung Magdeburg's auf dem Gewissen habe als Tilly. Mit dem Beweise war man bald fertig. So wenig Schlimmes und so viel Gutes man von Tilly wußte, so galt doch das Alles so gut wie Nichts. Man sagte: Tilly hat Magdeburg belagert, also muß er die Stadt auch zerstört haben; wie wenn Belagern und Zerstören Eins wären. Tilly war Katholik und einem Katholiken sieht es gleich, eine protestantische Stadt zu zerstören. Man darf also nur katholisch sein, so sieht Einem jede schlechte That gleich, wenn man auch sonst noch so unbescholten ist. Das ist fürwahr sehr dumm oder sehr gottlos gesprochen!

Rechtschaffene Protestanten schämen sich über solche Urtheile, und gerade mehrere protestantische Gelehrte haben die Zerstörung Magdeburd's ordentlich nach Beweis und Zeugniß studirt und

an das Licht gezogen und etwas ganz Anderes gefunden, als was man bisher faselte; nämlich

I. Daß Tilly Magdeburg nicht zerstört hat und zwar aus folgenden Gründen nicht zerstören konnte und nicht zerstören wollte.

1) Wenn Einer etwas thut, so muß er dazu irgend einen Grund haben. Was hatte nun Tilly für einen Grund, Magdeburg zu zerstören? Er wird eben, sagt man, ein roher grausamer Mann gewesen sein. Nun das wäre schon ein Grund, aus dem sich so etwas erklären ließ. Aber dann muß man zuvor beweisen, daß Tilly ein solcher Mann war und dieß hat noch Niemand, weder aus Tilly's Worten, noch seinen Thaten, noch überhaupt aus seinem Leben beweisen können. Was Freund und Feind von ihm weiß, ist Folgendes, über sein Leben und seinen Charakter kurz zusammengefaßt.

Tilly war allgemein als religiöser Mann bekannt, der treu und warm an seinem Glauben hing. Er diente als Soldat ganz von Unten auf und erreichte die höchste Stufe und den höchsten Ruhm, den je ein Feldherr erreichen konnte. Seine Soldaten liebten ihn und fürchteten ihn, wie es sich gehört. Denn er führte sie nicht blos von Sieg zu Sieg, theilte alles Ungemach mit ihnen, sondern war auch gerecht und streng, so daß seine Mannszucht und Ordnung von Freund und Feind weit und breit gerühmt wurde. Nur bei Breitenfeld wurde er von Gustav Adolph besiegt; aber Pappenheims, seines Unterfeldherrn Unvorsichtigkeit hatte ihn zum Treffen gezwungen.

Tilly hielt aber auf gute Zucht bei den Soldaten und setzte sie dadurch trotz jener rohen Zeit, wo der Soldat halb verthiert war, durch, weil er selber strengste Zucht über sich hatte. Niemand sah je den Tilly von Jugend auf leidenschaftlich, stets war er mäßig und nüchtern, ja voll Enthaltsamkeit. Und so blieb er bis in sein hohes Alter, wo er in Wahrheit von sich rühmen konnte, er habe nie ein Weib berührt, keinen Rausch gehabt und keine Schlacht verloren. In 36 Schlachten war Tilly Sieger

geblieben! Aber nie überhob er sich seines Glückes. Er blieb sich in Mangel und Ueberfluß gleich; er war stets arm, und machte sich kein Geld, so reiche Gelegenheit er auch dazu gehabt hatte. Er hinterließ nichts, als 60,000 Thaler, welche ihm die Liga geschenkt hatte und dieses Geld vermachte er seinen Soldaten.

Eben so frei blieb Tilly vom Ehrgeize: er verachtete Titel und Gepränge und als man ihm für seine großen Dienste als wohlverdienten Lohn ein Fürstenthum anbot, so schlug es der bescheidene Held aus, ja er zahlte dem kaiserlichen Sekretär Geron 500 Thaler, damit er das Diplom nicht ausfertigen möge.

Streng, wie es einem Feldherrn gebührt, war er in seinen Befehlen; aber freundlich und herablassend gegen Jedermann. Weder Freund noch Feind bedrückte er; denn er war genügsam und menschenfreundlich. Die Rädelsführer der böhmischen Unruhen ließ er warnen, sich durch die Flucht zu retten; ja er unterstützte diese Flucht, so wenig man seinen wohlgemeinten Rath befolgte. Er, der strenge Katholik und Sieger über die rebellische protestantische Stadt Nördlingen, behandelte sie so gut, daß die Nördlinger selber ihn als ihren Erhalter priesen. Seine Anspruchslosigkeit, Biederkeit und Treue machten, daß man ihm nach Wallensteins Abdankung den Oberbefehl anvertraute, obgleich der römische König selber sich darum beworben hatte. Sein Leben gedachte er in der Stille eines Klosters zu beschließen; ungern übernahm er daher den Oberbefehl und nur nach langem Zureden der Geistlichen entschloß er sich dazu.

Wie er sich aber in Magdeburg benahm, werden wir später sehen. Der Charakter und die Religiosität dieses Ehrenmannes beweisen, daß in seinem Innern kein Grund zur Zerstörung Magdeburgs lag.

2) Tilly hatte keinen Grund Magdeburg zu zerstören, wohl aber hatte er Grund, die Stadt zu erhalten. Denn sein eigener Vortheil mußte ihm sagen, wie nöthig er diese Stadt habe für seine ferneren Kriegsplane und Unternehmungen. Warum lag

ihm so viel an Magdeburg, daß er es unter Anstrengungen, Entbehrungen und Gefahren aller Art — er war keinen Tag vor einem Ueberfall von Gustav Adolph sicher — belagerte? Weil die Stadt reich, fest und gut gelegen war, so daß er hier für sein an Allem Mangel leidendes Heer Hülfe finden und er selber sich festsetzen und von hier aus den Krieg glücklich fortsetzen konnte. Wer wird denn eine solche Stadt zerstören, auf deren Lage und Reichthum man rechnet? Wie hätte er diese Zerstörung vor seinem Herrn, dem Kaiser, rechtfertigen können? Denn der Kaiser hatte ja die Stadt sammt dem Erzstifte für seinen Sohn bestimmt. — Kurz Tilly mußte auf Erhaltung der Stadt bedacht sein und hatte nicht einen einzigen vernünftigen Grund zu ihrer Zerstörung. Vielmehr beweinte er diese Zerstörung aufrichtig. So wenig als Napoleon Moskau in Brand gesteckt hat, so wenig hat Tilly Magdeburg anzünden lassen.

3) Aber wir haben gute Zeugnisse, die beweisen, daß Magdeburg nicht von Tilly zerstört worden ist. Ein alter Gewährsmann, der als Ehrenmann bekannt ist und Khevenhüller heißt, stellt folgendes Zeugniß aus: „Dem Grafen Tilly und den kaiserlichen hohen Offizieren ist der Jammer, Elend und die von der unbändigen Soldateska, wenn sie etwas mit Gewalt einnimmt, verübten Grausamkeiten, sonderlich das gräuliche, da man eigentlich nicht weiß, woher entsprungene Feuer von Herzen leid gewesen und haben es mit weinenden Augen betheuert; erstlich wegen des Untergangs einer so schönen, alten, mächtigen Stadt, und hernach, daß sie hieraus zur Unterhaltung ihrer Völker wie auch auf Quartier und anderes ein Ansehnliches hätten ziehen können. Daher geschieht dem gedachten Grafen und den kaiserlichen ligistischen Kriegshäuptern von den Historienschreibern Gewalt und Unrecht, daß sie es bezeugen, sie hätten an diesem Verderben und Einäscherung der Stadt ein Frohlocken gehabt.“ —

Ja ein heftiger Feind Tilly's sagt selber in der Schrift „Magdeburger Fackel“, daß dem General Tilly selbst nicht gefallen haben soll, daß man eine so uralte Stadt und an welchem Paß

der römischen kaiserlichen Majestät und dem deutschen Reich viel gelegen, so ganz in Asche gelegt u. s. w.

Ich will mich aber nicht länger bei den Zeugnissen der Feinde und Freunde Tilly's aufhalten, denn das Hauptzeugniß stellte er sich selber aus in Worten und Thaten. Dieses Hauptzeugniß lautet kurz so: Tilly that, was nur immer in seiner Macht war, um Magdeburg zu retten. Wie oft, wie rührend bittend schrieb er an die Stadt, um sie dem Verderben zu entziehen! Man sieht es jedem dieser Briefe an, die noch von ihm vorhanden sind, wie viel ihm an der Erhaltung der Stadt gelegen war. Der alte, greise Feldherr ging gewiß nicht gerne mit Dinte und Feder um, aber wie viele Mühe gibt er sich, wie oft und ausführlich schreibt er an die Stadt und sucht ihr die Augen zu öffnen und sie vom Verderben zu retten! Was nur rühren und bewegen kann, hält er vor und da er sieht, wie Alles vergeblich ist, so beruft er sich auf die Nachwelt, welche das Zeugniß geben werde, daß nicht ihm, sondern den Magdeburgern selbst das Unglück zuzuschreiben sei.

Magdeburg mußte Tilly haben, schon aus den oben angeführten Gründen; hauptsächlich aber auch, weil die Stadt sonst seinem Gegner, Gustav Adolph, in die Hände gefallen wäre. Noch am Morgen, als schon Alles zum Stürmen der Stadt verabredet war, ließ Tilly das Zeichen zum Sturme nicht geben. Dennoch griff Pappenheim an und drang mit seinen Truppen in die Stadt. Ja Pappenheim verklagte sogar seinen Obergeneral beim Kaiser, daß dieser ihn beim Sturme im Stich gelassen habe.

Es ist wahr, Magdeburg ist schrecklich mitgenommen worden: der Soldat hauste grausam darin. Aber in gar vielen Kriegen und namentlich im dreißigjährigen Kriege wußte man es gar nicht anders, als daß man eine Stadt plünderte, die sich nicht hatte ergeben wollen. Denn der damalige Soldat diente nur um der Beute willen. So hat Gustav Adolph Frankfurt an der Oder ebenfalls plündern lassen, obgleich die Bürger ihre Stadt nicht gegen

die Schweden vertheidigt hatten und feindlich gegen den Kaiser gesinnt waren.

Auch dafür haben wir wahrhaftige Zeugnisse, daß Tilly bei der Eroberung Magdeburg's befahl, man solle keinen Wehrlosen niederhauen und sich der Schandthaten enthalten. Er selber war nicht in der Stadt und konnte nicht wissen, wie es dort zuging. Die Soldaten Pappenheims, verwilderte Horden von Wallenstein her, besonders die Wallonen und Kroaten, verübten die Greuel, die Tilly unmöglich verhindern konnte. Dazu kommt, daß die Magdeburger jeden Kroaten, dessen sie habhaft werden konnten, ohne Erbarmen gemordet haben. Wie konnten sie Pardon erwarten? Auch hatten die Magdeburger dem Völkerrecht zuwider mit Drahtkugeln auf die Kaiserlichen geschossen und Spott und Hohn über sie ausgegossen, welche furchtbar vor der Stadt leiden mußten. Sogar Hungers waren etliche Soldaten gestorben. Wer kann den wüthenden Soldaten zügeln?

Dagegen ist bekannt, wie gut sich Tilly's Truppen überall betrugen; als sie in Magdeburg einzogen, machten sie von freien Stücken Anstalten zum Löschen. Mit Thränen in den Augen durchritt Tilly die unglückliche Stadt und doch lügt man bis heute, er habe sich gewaidet an diesem Jammer und erzählt erdichtete Anecdoten, die Schiller nachschreibt, weil er guter Dichter und schlechter Geschichtschreiber war. Jetzt gibt es keinen Geschichtsverständigen mehr, der behaupten möchte, Tilly habe Magdeburg zerstört; sondern man weiß jetzt

II. Magdeburg ist allein an seinem Unglücke schuldig; denn

1) hat seine Thorheit sein Verderben herbeigezogen und

2) hat seine eigene Bürgerschaft es angezündet und in Asche gelegt.

1) Magdeburg, herrlich an der Elbe gelegen, ist eine sehr alte Stadt, welche die Sachsen im sechsten Jahrhunderte erbaut haben. Sie wurde mehrmals zerstört, namentlich im neunten Jahrhundert von den Hunnen, blühte aber schnell wieder auf, beschützt von den deutschen Kaisern, denen sie später so schlecht

vergalt. Die Stadt benützte die Reformation sogleich, um sich der geistlichen Oberherrlichkeit zu entziehen. Alsbald erwachte religiöse Zwietracht, die Sekten und Parteien verfolgten einander mit rohester Wuth und die Magdeburger Prediger waren bei den Protestanten selber in so übeln Ruf gekommen, daß man sie von dem Convente in Frankfurt ausschloß, auf welchem sich die Protestanten einigen und verbinden wollten. Die lutherischen Prediger Magdeburg's bildeten sich so viel ein, daß sie Magdeburg die Kanzlei Gottes nannten. Der Styl dieser Kanzlei hatte aber nichts Göttliches und darum wurde ihr auch ein so schlimmer Stil zuletzt gedreht.

Bald entstanden bürgerliche Parteien in der Stadt, die wichtigste war die Partei der Dingebankenbrüder oder die Gesellschaft „Wein- und Bierhäuser fleißig besuchender Bürger.“ Die lutherischen Geistlichen der Stadt unterstützten diese Wirthshaushelden und so brachte man es dahin, daß man sich mit Gustav Adolph verband und nun war Tilly genöthigt, die Stadt zu warnen und hierauf zu belagern, deren Feldherr Falkenberg den Magistrat dahin brachte, die Neustadt verbrennen zu lassen; weil man sie nicht vertheidigen könne. Ueberhaupt benahm man sich in der Stadt unbesorgt und verachtete alle Ermahnungen, Bitten und Vorstellungen Tilly's, wozu die fanatischen Prediger das Meiste beitrugen, die sich nicht scheuten, von der Kanzel herab zu verkünden, daß ein Engel vom Himmel erschienen sei und die Rettung der Stadt verheißen habe. Aber die Stadt fiel, denn auf solche Verblendung kommt immer der Fall sicher nach, am 20ten Mai 1631. Zwei Tage darauf richtete Tilly ein Manifest an Deutschland, worin er der Wahrheit gemäs sagt, daß er Alles angewandt habe, um die Stadt zu einer billigen Kapitulation zu bewegen. Er beklagt das Unglück der Stadt, das aber Niemanden als ihr selbst zugeschrieben werden müsse, wobei er auch seine Briefe an die Stadt mittheilt.

Am 22sten Mai zog Tilly mit seinen Truppen in die Stadt ein und brach in Thränen aus. In den Dom hatten sich über

tausend Menschen geflüchtet. Tilly schenkte ihnen die Freiheit und ließ Speise und Trank unter sie austheilen. Elternlose Kinder ließ er in's Lager bringen und dort versorgen. Sobald er sein Hauptlager in den Ringmauern der Stadt, am 24sten Mai, aufgeschlagen hatte, entfernte er die Truppen aus der Stadt und setzte Todesstrafe auf das Plündern. Durch Trommelschlag ließ er wiederholt Sicherheit des Lebens und des Eigenthums verkündigen. Aber sogleich brach noch am nämlichen Tage Feuer in seinem Lager aus und verwüstete es ganz. Offenbar war es von gefangenen Magdeburgern angelegt worden.

Kurz, Magdeburg's Thorheit und Undank ließen solches Schicksal ahnen und bis auf den heutigen Tag zeichnet sich die Stadt durch Unglauben und elende Rongerei aus. Schämte sie sich doch nicht, den Tilly mit der Brandfackel darstellen zu lassen, statt an ihr eigen verbrannt Hirn zu denken. Magdeburg's Thorheit hat Alles zu seiner Zerstörung vorbereitet und

2) Magdeburg's Einwohner haben die Stadt selber angezündet und in Asche gelegt. Morgens 11 Uhr schon stand Magdeburg am 20. Mai 1631 an allen Orten so in Flammen, daß die Kaiserlichen zur Rettung ihres Lebens fliehen mußten. Noch hatten sie also die Stadt nicht ganz erobert, so brannte sie weit und breit. Wer kann das anders gethan haben, als die Bürger selber, da es an Orten brannte, wo noch kein Soldat hingedrungen war, da der Soldat plündern, nicht Schätze und Vorräthe verbrennen wollte? Pappenheim selbst beschwor mit einem Eide, daß er an der Zerstörung Magdeburg's unschuldig sei. Tilly aber kam bekanntlich einige Tage später erst in die Stadt. Denn was er an der sogenannten hohen Pforte hatte anzünden lassen, berührte die Stadt gar nicht und diese brannte bei völliger Windstille an 50 — 60 Punkten zu gleicher Zeit. Das erinnert uns stark an Moskau und in einem alten Gedichte über Magdeburg's Fall an jenem Tage heißt es sehr wahr: „Denn die ich an meinen eigenen Brüsten ernähret und aufge-

zogen, haben mich also jämmerlicher und schändlicher Weise geopfert."

Dasselbe sagen auch die bewährtesten älteren Geschichtschreiber. Einer Namens Papus schreibt: „Diese in Deutschland so hoch berühmte Stadt wurde in einem Zeitraum von wenigen Sunden durch eine Feuersbrunst, man weiß nicht, ob ein Werk des Feindes oder des Zufalls, in einen Aschenhaufen verwandelt. Wahrscheinlicher jedoch ist, daß die Bürger selber sie veranlaßt haben, um die Siegestrophäen und die Beute des Feindes zu vernichten, da sie nun einmal die Stadt nicht retten konnten." Ganz so erzählt auch Adlzreuter die Sache und setzt noch bei: „Ausgemacht ist, daß nicht allein Tilly, sondern auch die Soldaten eifrig bemüht waren, die Flammen an einigen Orten zu dämpfen, aber ohne Erfolg, weil der Wind sie in kurzer Zeit durch alle Häuser trieb und dadurch alle Arbeit und Mühe zu nichte machte. Auf jeden Fall mußte es von großem Vortheil sein, daß diese durch ihren Reichthum berühmte Stadt erhalten werde, erstlich um zum Stützpunkt für die Armee zu dienen, dann um durch die Hülfsquellen der Bürger den Entbehrungen der Truppen abzuhelfen. Daher ist in keiner Weise anzunehmen, daß der Brand (wenn er nicht ein Werk des Zufalls ist) anderswoher, als durch die Bosheit der Bürger angeregt ist, weil sie den Soldaten ihre Beute nicht überlassen wollten." Ein anderer Geschichtschreiber Namens Wassenberg erzählt: „Als die Bürger Alles verloren sahen, warfen sie in ihrer bis zur Raserei getriebenen Hartnäckigkeit Feuer in die Minen, welche sie selbst und Falkenberg an verschiedenen Stellen der Stadt gegraben hatten, wodurch Sieger und Besiegte zugleich zerschmettert wurden. Aber hiemit noch nicht zufrieden, fachten sie auf den Trümmern der Stadt die Flammen an, damit sie in Feuer aufgehe, weil der Sieg den Kaiserlichen nicht entrissen werden konnte. Aus Begierde nach Beute bemühten sich die Kaiserlichen zu löschen; aber gleichsam als wenn der Wind selber sich in den Untergang der Stadt verschworen hätte, fing es heftiger zu wehen an." Ein

anderer Bericht sagt, Falkenberg und andere Vornehmsten der Stadt haben die verzweifelte Bürgerschaft dahin beredet und bewogen, daß nicht allein an unterschiedlichen Haupt-Orten in der Stadt Pulver vergraben und angezündet, die vornehmsten Gebäude gesprengt, sondern auch die Stadt hin und wieder mit Feuer an und in einen unlöschlichen Brand aus verzweifeltem unglaublichem Neid, damit nur dem obsiegenden Theile dieser ansehnliche Sieg schwer und theuer genug gemacht, gesteckt worden. Schon während die Soldaten über die Mauern gestiegen, sei das Feuer schon so groß gewesen, daß Niemand ihm nahe kommen, geschweige löschen konnte. Daß es aber von den Magdeburgern selbst anlegt worden sei, das bezeugen die gefangenen Magdeburger selbsten; wie denn ohne das auch aller Vernunft zuwider und an sich selbst ganz unglaublich ist, daß die kaiserische und Bundes-Soldateska nach ausgestandener so langer und schwerer Mühe und Arbeit sich der bereits sicher in Händen gehabter Beute erst selbst durch Feuer und Brand hätten berauben wollen."

Selbst in einer für die Gefallenen gehaltenen Leichenpredigt zu Magdeburg heißt es deutlich, daß die Bürger selber den Brand angelegt haben.

Mit all diesen Berichten stimmen alle Berichte von Augenzeugen überein, so Tilly's und Pappenheim's und des Generalcommissär Rupp's Bericht an den Churfürsten von Bayern, des Generalcommissär's Walmerode an den Kaiser, den er nach dem Unglückstage abfaßte, der Bericht des Grafen Wolf von Mansfeld an den Kaiser. Haben wohl diese Männer alle gleich ihre Fürsten belogen? Sie stimmen zusammen, weil sie alle die Wahrheit berichteten.

Wir haben aber auch noch zwei Berichte von Augenzeugen und auch diese sagen dasselbe, nämlich daß Magdeburg von den Magdeburgern in Asche gelegt worden ist.

Wenn nun alle Augenzeugen, alle alten Schriftsteller, alle Zeugnisse und Gründe auf das Genaueste zusammenstimmen, so müssen wir ihnen glauben. Die späteren Berichte stimmen

nicht untereinander zusammen, sondern zeigen, wie man bemüht war, die Wahrheit zu entstellen und die Unthat auf andere zu wälzen. Hatten ja wüthende Bürger schon zum Voraus gesagt, ehe man accordiere, soll es lieber drunter und drüber gehen, es solle kein Stein auf dem andern bleiben, ehe sie vom Kaiser etwas hören wollten. Die Gefangenen sagten einstimmig aus, daß Falkenberg sie oft ermahnt habe, Magdeburg zu opfern. Der Verlust, den die Kaiserlichen durch die Einäscherung Magdeburgs erlitten, war ja größer als die Nachtheilen einer verlorenen Schlacht. Und so steht es fest, daß Falkenberg mit der exaltirten Partei Magdeburg zerstörte.

Zu diesem verzweifelten Entschluß kamen die Magdeburger auch dadurch, daß sie sicher auf Gustav Adolph rechneten. Sie hatten ja ein Bündniß mit ihm geschlossen und er hatte fest versprochen, die Stadt mächtiglich zu schützen und in keiner Noth zu verlassen und sogar beigesetzt: so wahr er König in Ehren sei. Aber statt zu Hülfe zu kommen, geht er weiter von Magdeburg weg und läßt der Stadt sagen, sie solle sich brav halten, er werde ihr zu Hülfe kommen, koste es was es wolle. Trotz aller dringenden Briefe um eiligste Hülfe, zieht er gemächlich hin und her und doch hätte Tilly die Belagerung sogleich aufheben müssen, sobald Gustav Adolph sich Magdeburg nur genähert hätte. Offenbar wollte er Magdeburg nicht retten und der darin befehligende Falkenberg war ein Verräther, der dem Gustav Adolph zu seinem Plane verhalf, nämlich zur Zerstörung Magdeburgs. Denn dem Könige von Schweden lag nicht viel an Magdeburg; aber er wollte durch seinen Fall die Protestanten so erschrecken, daß sie sich ihm ganz in die Arme werfen sollten. Wie abscheulich ist dieses Spiel, wie frevelhaft brach Gustav Adolph sein Wort und wie schrecklich büßte die getäuschte Stadt, die nun plötzlich aus ihrer Sicherheit erwachte und zum Selbstmorde griff!

Nur der Bosheit ist es möglich, die Geschichte so zu

verdrehen und aus einem der edelsten Männer einen Mordbrenner und aus Gustav Adolph den Retter Deutschlands zu machen.

Es ist Zeit, daß die Deutschen umkehren und ihre Helden kennen lernen und ehren, statt dem Moloch Weihrauch zu streuen, der ihre Kinder mit Feuer und Schwert verzehrt hat.

XII.

Hugenotten.

So hieß man zum Spott die Calvinisten in Frankreich. Woher der Name kommt, weiß man nicht mit Sicherheit. Einige leiten ihn von Hugo Capet her, der als Gespenst durch die Straßen gehen soll und weil die Calvinisten sich Nachts versammelten, habe man sie so genannt. Andere sagen, der Name komme vom Hugo-Thore zu Tours her, wo sich die Calvinisten zu versammeln pflegten. Wieder Andere leiten den Namen von einer verrufenen Scheidemünze zur Zeit Hugo Capet's her, welche den Namen Hugenot geführt haben soll. Auch von Genf leitet man den Namen ab, zum Andenken an die in Genf früher herrschende Partei der Eidgenossen, deren Gründer Hugues geheißen habe.

Der König Franz I. wollte die neue Lehre Calvin's in seinem Reiche nicht aufkommen lassen, ob er gleich die deutschen Protestanten gegen den Kaiser unterstützte. Aber seine Schwester Margaretha, Königin von Navarra, begünstigte die Calvinisten und so nahm ihre Zahl in Frankreich stark überhand. Als Franz der zweite König von Frankreich wurde, ein junger Mensch von 15 Jahren und geistesschwach, rissen seine Mutter Catharina von Medicis und die Guisen, als katholische Partei, die Herrschaft an sich. Denn sie wußten, daß die Geistlichkeit und das Volk zu ihnen halte. Das Haupt der Reformirten oder Calvinisten war Anton von Navarra, ein burbonischer Herzog und

noch mehr dessen tapferer Bruder, der Prinz Ludwig von Conde. Diese Burbonen oder calvinistische Partei fragten bei den vornehmsten Protestanten, deren Theologen und Rechtsgelehrten an, ob es recht und erlaubt sei, bewaffnet gegen den Hof, die Guisen nämlich, aufzutreten und erhielten eine bejahende Antwort. Sie traten aber noch nicht offen auf, sondern leiteten eine Verschwörung ein, um so den Verfolgungen der Reformirten ein Ende zu machen, den König gefangen zu nehmen, und selber Antheil an der Regierung zu bekommen. Aber die Sache wurde entdeckt und eine Anzahl Schuldiger hingerichtet. Es stand nicht lange an, so zettelten die Burbonen eine zweite Verschwörung gegen den König und die Guisen an. Auch diese wurde entdeckt und die Häupter derselben, der König von Navarra und Conde gefangengesetzt und die Guisen hätten das Todesurtheil gerne an diesen ihren Hauptfeinden vollziehen lassen, aber der König war todt krank und so sollte seine Mutter Catharina von Medicis die Zustimmung dazu geben. Diesem schlauen und herrschsüchtigen Weibe war es nicht um Religion, sondern um freies Spiel zum Regieren zu thun. Also durften ihr auch ihre Freunde nicht über den Kopf wachsen und so ließ sie die beiden Gefangenen frei, damit die Guisen nicht zu mächtig würden und Anton von Navarra mußte ihr die Regentschaft versprechen, sobald der König die Augen zuthue. Dieser starb am 5. Dec. 1560 und sein erst zehnjähriger Bruder Carl IX. wurde König von Frankreich, Anton von Navarra Generalstatthalter des Reiches und Catharina Reichsverweserin. So waren jetzt die Guisen von der Macht verdrängt und daher schloßen sie einen Bund zur Unterdrückung der neuen Lehre und die Leitung dem Könige von Spanien zu übertragen. Dieser Bund war der Regentin Catharina nicht angenehm und daher machte sie den Hugenotten Zugeständnisse. Nun nahm der Protestantismus in Frankreich rasch zu und Catharina befahl, daß die Protestanten die ihnen nicht gehörenden Kirchen und geistlichen Güter zurückgeben und bei Todesstrafe keine Kirchen mehr zerstören sollten; ihren Gottesdienst durften

sie nicht in Städten, wohl aber auf dem Lande ausüben und die Obrigkeiten wurden angewiesen, die Protestanten vor Beleidigungen zu schützen. Dieser Befehl beleidigte die Protestanten und da sie sehr überhand nahmen, bekämpfte die katholische Geistlichkeit, besonders die Jesuiten, die neue Lehre eifriger. Indessen hatte sich König Anton von Navarra mit einigen andern großen Herrn zur katholischen Partei geschlagen und da Conde so keck war, trotz dem königlichen Verbote, calvinische Prediger mit Bewaffneten an den Ort der Versammlung zu führen, so rief sein Bruder Anton von Navarra die Guisen wieder nach Paris zurück. Auf dieser Reise kam der Herzog von Guise mit einem Gefolge von 200 Bewaffneten durch das Städtchen Vossy, wo die dortigen Protestanten in einer Scheune Gottesdienst hielten. Einige Leute des Herzogs waren vorausgegangen und näherten sich aus Neugierde der Thür der Scheune. Es entstand ein Wortwechsel, man griff zu Thätlichkeiten, der Herzog war inzwischen dazu gekommen und wollte Ruhe stiften, ward aber verwundet und so erschlugen seine Begleiter eine Anzahl Hugenotten, worüber die Protestanten, als über ein schreckliches Blutbad, einen gewaltigen Lärm erhoben, obgleich der Herzog sich erbot, den Beweis zu liefern, daß seine Leute den Streit nicht angefangen haben. Weit und breit ergriffen die Hugenotten diese Gelegenheit, mit den Waffen in der Hand sich zu erheben und unter ihrem Oberhaupte Conde nahmen sie die Stadt Orleans und eröffneten damit den ersten Hugenottenkrieg. Hierauf nahmen sie ohne Kampf eine Menge Städte ein, wo wenige Katholiken waren oder wo sie sie unversehens überfallen konnten. Sie zerstörten Bilder, Krucifixe und Altäre. Ein gräuelvoller Bürgerkrieg verbreitete sich über Frankreich; aber schnell gewannen die Katholiken wieder die Oberhand und nun schlossen die Hugenotten einen Vertrag mit England, welches ihnen 100,000 Goldkronen und 6000 Mann versprach, um drei Städte besetzen zu können. Conde bekam auch noch 4000 Mann Hülfstruppen aus Deutschland, wurde aber von den königlichen Truppen geschlagen

und gefangen. Der Herzog von Guise belagerte nun Orleans und wurde durch einen hugenottischen Edelmann, Namens Polterort, meuchelmörderisch auf den Tod verwundet. Polterort behauptete, der Admiral Coligny und der reformirte Prediger Beza haben ihn zu dieser Schandthat aufgefordert, an welcher der Herzog sterben mußte. Dieser Tod erleichterte den Frieden, mit welchem die Hugenotten sehr zufrieden sein konnten, in Wahrheit aber Katholiken und Hugenotten nicht zufrieden waren. Jeder Theil meinte, zu kurz gekommen zu sein und 6 Monate nach dem Friedensschluß erhoben sich abermals die Hugenotten allenthalben. Beinahe hätten sie den König gefangen, was diesen schwer verdroß und ihm nicht aus dem Gedächtnisse kam. Der Krieg wüthete fort, bis am 23. März 1568 wieder Frieden gemacht wurde. Aber die Hugonotten erfüllten gleich zu Anfang die eingegangenen Friedensbedingungen nicht und wieder sammelten sich schnell Bewaffnete. Am 13. März 1569 kam es zur Schlacht; die Hugenotten verloren sie und Conde wurde erschossen. An seine Stelle als Oberfeldherr der Hugenotten trat der 16jährige Heinrich von Navarra, der nachherige König Heinrich der vierte von Frankreich. Nach mehreren Schlachten kam abermals am 8. August ein Friede zu stande und so endete der dritte hugenottische Krieg und die Hugenotten erhielten, was sie immer nur verlangen konnten, so daß sie den Katholiken gleichgestellt waren und Vortheile aller Art genoßen. Der König aber that Alles, was die Hugenotten beruhigen und den Frieden befestigen konnte. Deßhalb heirathete er Elisabeth, eine Tochter des Kaisers Maximilian des zweiten und wollte seine Schwester Margareth mit dem jungen Heinrich von Navarra, dem Haupte der Hugenotten, verehlicht wissen, was der Papst ungerne sah, der lieber eine katholische Ligue zustande gebracht hätte. Die Hugenotten setzten sich jetzt ganz fest im Vertrauen des jungen und schwachen Königs; das machte sie übermüthig gegen die Katholiken und so waren diese doppelt gekränkt. Catharina, die Mutter des Königs, bemerkte, wie finster ihr Sohn gegen sie wurde und das schrieb

sie einem der Häupter der Hugenotten zu, dem Admiral Coligny, und fürchtete ihren Einfluß und ihre Macht zu verlieren. Das gewissenlose Weib beschloß die Ermordung Coligny's und führte sie am 24. August 1572 durch die sogenannte Pariser Bluthochzeit aus, eine Geschichte, welche im nächsten Abschnitte erzählt werden wird.

Die Hugenotten erschracken und aus Furcht wurden der König Heinrich von Navarra, seine Schwester Catharina und Conde katholisch. Aber bald erholten sich die Hugenotten von ihrem Schrecken und so kam der vierte Krieg durch sie aus, welcher 1573 damit endete, daß sie vom Könige abermals sehr günstige Bedingungen erhielten und dennoch hielten sie sich zum Kriege bereit und stellten fast unglaubliche Forderungen an den Hof, der so schwach war, nicht Ja und nicht Nein zu sagen. Nun beschlossen sie, wieder zu den Waffen zu greifen und Conde floh nach Straßburg und ward wieder Protestant. Während dieses fünften Bürgerkrieges starb am 30. März 1576 König Carl IX. von Frankreich. Sein Nachfolger war sein Bruder Heinrich III. und dieser schloß einen Waffenstillstand mit den Hugenotten. Heinrich von Navarra entfloh und machte bekannt, er sei nur gezwungen katholisch geworden. Im Mai schloß der König Frieden mit ihnen und räumte ihnen Städte, Festungen und so viele Rechte ein, daß es kein Wunder war, wenn die Katholiken sehr unzufrieden über diesen Frieden wurden und so gründeten die Guisen die heilige Ligue und der König, der sie ungerne sah, stellte sich an ihre Spitze. Eine große Versammlung von Katholiken kam im Dezember 1576 zusammen und beschloß, daß in Zukunft nur die katholische Religion in Frankreich geduldet werden solle. Dieß benützten die Hugenotten sogleich und erregten den siebenten Bürgerkrieg. Der Friede kam im September 1577 zu Stande. Da aber König Heinrich von Navarra sein Versprechen, die ihm übergebenen festen Plätze herauszugeben, nicht hielt, so fing der achte Bürgerkrieg an, obgleich die meisten Hugenotten erklärten, er habe keinen eigent-

lichen Grund hiezu. Die königlichen Truppen waren siegreich und unter den hugenottischen herrschte Zwiespalt, Ungehorsam und Raubsucht. Viele ihrer Anführer waren verarmte Edelleute, die eben vom Kriege lebten und den Soldaten kein gutes Beispiel gaben und doch schloß man einen nicht ungünstigen Frieden mit ihnen im September 1580, welcher über vier Jahre dauerte. In dieser Zeit suchte Heinrich von Navarra alle protestantischen Mächte von Europa zu einem großen Bunde zu vereinigen. Der Herzog Heinrich von Guise aber wäre gerne König geworden und suchte es daher dahin zu bringen, daß man den protestantischen König Heinrich von Navarra, welcher die nächsten Ansprüche und Aussichten hatte, vom Throne verdränge. Dießmal eröffneten die Liguisten den Krieg und dieß war der neunte und der König hob alle früheren Friedensbedingungen, die den Hugenotten günstig gewesen waren, auf, verlangte, daß sie katholisch werden oder das Land binnen 6 Monaten verlassen und alle Plätze, die sie inne hatten, herausgeben sollten, und der Papst Sixtus V. erklärte den Heinrich von Navarra, seinen Bruder und den Conde als Ketzer und Rückfällige, für Beleidiger der göttlichen Majestät und unfähig, in Frankreich zu herrschen. Aber der König von Frankreich, Heinrich III., haßte die Ligue, wenn er auch äußerlich zu ihr hielt und um sie nicht stark werden zu lassen, theilte er seine Armee in drei Theile. Heinrich von Navarra besiegte am 30. Oktober 1587 bei Contras die bei weitem zahlreicheren königlichen Truppen, konnte aber den Sieg nicht benützen, weil die Hugenotten alsbald wieder in ihre Heimath liefen und zwischen ihm und Conde Uneinigkeit entstand.

Inzwischen zogen 40,000 Deutsche den Hugenotten zu Hülfe, aber der Herzog von Guise schlug die zuchtlosen Söldner und hätte sie vernichtet; wenn ihm der König nicht neidisch auf seinen Sieg gewesen wäre und die Deutschen hätte entschlüpfen lassen.

Um diese Zeit bildete sich eine neue Ligue, die sogenannte Ligue der Sechszehner, weil sie 16 Ausschußmänner hatte. Diese

Ligue beschloß, den König Heinrich III. gefangen zu nehmen. Aber der König floh und faßte den Plan, den Herzog von Guise, der an der Spitze der Ligue stand, zu sich zu locken und zu verderben und wirklich ließ er ihn in seinem Vorzimmer am 23. Dezember 1588 meuchlerisch erstechen, seine Anhänger gefangensetzen und Tags darauf wurde auch der Cardinal von Guise ermordet. Am 5. Januar 1589 starb des Königs Mutter Catharina, 71 Jahre alt.

Nun standen die Liguisten gegen den König auf und dieser schloß sich an die Hugenotten an, zu denen ihm viele katholische Edelleute folgten und mit überlegener Stärke besetzten sie Paris und schon war man im Begriffe, die Stadt einzunehmen, welche der König aus Rache gänzlich zerstören lassen wollte, als er von dem 22jährigen fanatisirten Dominikanermönche, Jakob Clement, am 1. August 1589 tödtlich verwundet wurde. Nun wurde König Heinrich von Navarra König von Frankreich als Heinrich IV., nachdem er am 25. Juli 1593 wieder katholisch geworden war, und 1595 löste ihn der Papst vom Banne. Jetzt waren die Hugenotten unzufrieden mit ihrem ehemaligen Oberhaupte, daher erließ der König am 13. April 1598 das berühmte Edikt von Nantes (sprich: Nant), es stellte Religionsfreiheit her und räumte den Reformirten so viel als möglich ein; dennoch aber blieben die Hugenotten feindselig und streitsüchtig.

Heinrich IV. wurde ermordet am 14. Mai 1610, von einem trübsinnigen Schwärmer, Namens Ravaillac sprich: (Rawalljak). Sein neunjähriger Sohn kam als Ludwig XIII. auf den Thron und seine Mutter Maria von Medicis führte die Regierung. Um die Reformirten zu beruhigen, schärfte man sogleich die Beobachtung des Edikts von Nantes ein und dennoch mußte man ihnen noch weitere Zugeständnisse machen. Ludwig XIII. führte einen nicht sehr glücklichen Krieg gegen sie und schloß im Oktober 1622 Friede mit ihnen und machte ihnen noch einige weitere Zugeständnisse zu dem Edikt von Nantes hin. Erst der Cardinal Richelieu (sprich: Rischliö), der Staatsminister von Frankreich,

nahm den Hugenotten endlich ihr Hauptnest, die feste Stadt Rochelle (sprich: Roschell), nahm sie aber gegen jede Bedrückung in Schutz. Zu ihrer Bekehrung wurde nichts angewendet als zahlreiche Missionen und in der That wurden auch viele, namentlich ihrer Prediger katholisch. Die Hugenotten lebten nun ruhig in Frankreich und bildeten keine politische Partei mehr, bis der Aufstand in den Sevennen von ihnen ausging, eine Geschichte, die wir unter der Aufschrift „Dragonaden" erzählen werden.

Gegenwärtig leben sie unangefochten und ruhig in Frankreich; aber ihr Glaube ist sehr lau und von einer falschen Aufklärung angefressen.

XIII.

Pariser Bluthochzeit.

So heißt man die Begebenheit, deren wir im vorigen Artikel kurz erwähnt haben. Diese Bluthochzeit heißt man eine der schändlichsten Thaten, die man nur wahr erzählen darf, um zu sehen, daß man der katholischen Kirche keinen Vorwurf daraus machen kann. Der Name Pariser Bluthochzeit kommt daher, daß das Blutbad in Paris eingeleitet wurde bei der Hochzeit des Prinzen Heinrich von Navarra (nachmaligen König Heinrich IV. von Frankreich) mit Margaretha, einer der Töchter der Catharina von Medicis. Man nennt diese Begebenheit auch die Bartholomäus-Nacht, weil sie in der Nacht vom 23. auf den 24. August 1572 vorfiel.

Aufrichtig beklagt jeder wahre Katholik diese abscheuliche That, aber davor muß er sich verwahren, wie man sie gewöhnlich erzählt und wie arg man sie entstellt.

Catharina von Medicis, verwittwete Königin von Frankreich, eine ausschweifende, noch mehr aber herrschsüchtige Italienerin, ist die Urheberin jenes Blutbades, das in Paris und theilweise von da aus in Frankreich unter den Hugenotten angerichtet wurde. Zur Hochzeit des Oberhauptes der französischen Protestanten, des Prinzen Heinrich von Navarra, waren viele Hugenotten nach Paris gekommen und unter diesen auch der Admiral Coligny, und dieser scheint den schwachen König von Frankreich, Carl IX. sehr für sich und gegen seine Mutter Catharina von Medicis und deren zweiten Sohn, den Heinrich von

Anjou (sprich: Anschu), eingenommen zu haben. Aus Furcht, ihre Macht zu verlieren, beschloß das gewissenlose Weib, den Admiral aus dem Wege zu schaffen. Auch war durch ihn ein Schutzbündniß mit der protestantischen Königin Elisabeth von England zu Stande gekommen zur Unterstützung der Niederländer, welche gegen Spanien sich erhoben hatten, ein Schutzbündniß, welches den Katholiken nicht gefallen konnte, gegen welches Catharina dem Könige vergebliche Vorstellungen machte. — Am 22. August wurde Coligny durch einen Schuß bedeutend verwundet. Die Hugenotten waren wüthend darüber und drohten mit furchtbarer Rache, trotzdem daß der König mit seiner Mutter und seinem Bruder den Verwundeten besuchte und strengste Untersuchung versprach. Coligny vermuthete wohl nicht unrichtig, der Mordplan rühre von Catharina her und bat um eine geheime Unterredung mit dem Könige. Catharina wurde unruhig darüber und sann nun auf einen Plan, welcher die Gefahr von ihr ablehnen sollte. Sie sammelte also unverzüglich einen Rath von Männern um sich, die auf ihre Sache eingingen und Alle zusammen eröffneten am 23. August dem Könige, warum der Admiral Coligny aus dem Weg geschafft werden müsse. Da es nicht gelungen sei, so müsse es jetzt unverzüglich ausgeführt werden. Man stellte dem schwachen König Carl die vielen Kriege und Empörungen der Hugenotten und die gefährliche Macht des Admirals vor. Man versicherte den König, bereits in diesem Augenblicke berathen die Hugenotten über die Vernichtung ihrer Gegner und wenn der König nur bis Morgen zögere, so fallen seine Mutter, Brüder, treuesten Diener und er selber vielleicht als Racheopfer der Hugenotten. Der König sträubte sich Anfangs, den Mordplan ausführen zu lassen; aber von allen Seiten bestürmt und wie er meinte, von großer Gefahr bedroht, gerieth er in eine Art von Betäubung und willigte ein. Der ganze Mordplan deutet in gar nichts auf religiöse Beweggründe. Catharina hatte Rache zu fürchten und wollte dieser Rache zuvorkommen. Der Rath von Männern, der sie unterstützte, bestand aus den

höchsten Häuptern des Militärs und kein Cardinal, kein Bischof, kein Welt-, kein Ordensgeistlicher war dabei.

Am Abend vor dem Bartholomäustag ließ Catharina 2000 Mann bewaffnen mit einem weißen Kreuze auf dem Hut und einem weißen Tuche am Arm, welche vor Mitternacht schlagfertig sein sollten. Zugleich streute man aus, die Hugenotten wollen einen Verrath ausführen, was die Pariser leicht glaubten, da sie das schon öfter sich hatten zu Schulden kommen lassen. Das Zeichen ward gegeben, man hörte plötzlich nur von Verrath der Hugenotten und Angst, wie Rache, brachte Alles auf die Beine; denn sie waren in der That übermüthig und hatten die Katholiken oft beunruhigt und gereizt, ja manches Blutbad unter ihnen angerichtet. Also war die Volkswuth entfesselt, Raubsucht und Privathaß suchten ihre Opfer und das Volk mordete auch Katholiken, die reich oder ihm verhaßt waren.

Tags darauf machte der König bekannt, die Guisen seien an dem Blutbade schuldig; als er aber sah, daß das Volk seine Rache noch nicht gekühlt habe, so machte er am 26. August bekannt, der Mord sei auf seinen Befehl vollzogen worden, weil er nur so einer furchtbaren Verschwörung der Hugenotten gegen das ganze königliche Haus habe entgehen können und dadurch bewogen billigte das Parlament das Geschehene.

So stellte man die Sache auch in den französischen Provinzen dar und so kam es, daß auch in mehreren Provinzen die Katholiken über die Hugenotten herfielen und die abscheuliche Blutthat in Paris wiederholten.

Man sieht leicht ein, warum der abscheulichen Königin Catharina die Sache so gut gerieth; sie rechnete auf die allgemeine Erbitterung über die Hugenotten und sie hatte sich nicht verrechnet. Daß man die Sache gewaltig übertrieben hat, ist bekannt. Protestantische Geschichtschreiber geben an, es seien 100,000 Hugenotten umgebracht worden, was so stark gelogen war, daß sie endlich bis auf 10,000 heruntergingen. Nachdem man sich aber aus allen Städten amtliche Verzeichnisse von den

Pastoren über sämmtliche Gemordete verschafft hatte, stellte sich im Ganzen die Zahl der Gemordeten auf nur 786. Nimmt man aber an, es seien in ganz Frankreich, in Stadt und Land, im Ganzen 4000 Hugenotten gemordet worden, so sagt man gewiß nicht zu wenig. Aber keinem Katholiken wird das einfallen, eine solche That entschuldigen zu wollen; sie ist in seinen Augen eine verruchte. Sie fällt auf Catharina und ihren schwachen Sohn, auf den Uebermuth der Hugenotten und die entfesselte Volkswuth. Dabei muß der Wahrheit gemäß gesagt werden, daß es selbst erbitterte Gegner der Hugenotten gab, die sich in jenen Schreckenstagen ihrer wahrhaft großmüthig und edel annahmen, worunter mehrere französische Herzoge. Auch katholische Geistliche nahmen sich dieser ihre heftigsten Feinde an. So nahm z. B. der Bischof Hennuyer von Lusieux die Hugenotten trotz dem königlichen Befehl in Schutz und fast alle in seiner Diöcese fühlten sich bewogen, von freien Stücken katholisch zu werden. Die Katholiken aber wie die Hugenotten wußten damals schon gar wohl, daß nicht die Religion, sondern die Politik und Rache jene Blutthat in's Leben gerufen habe, und spätere Geschichtschreiber suchten erst die Sache zu verdrehen, als sei sie aus Religionshaß hervorgegangen. Freilich mag dieser auch hinzugekommen sein; aber wie sehr hatten ihn die Hugenotten längst gezeigt und wie entsetzlich ihm den Zügel schießen lassen. Denn selbst protestantische Schriftsteller können nicht läugnen, was wir hier noch nachtragen müssen. In den südlichen Provinzen hatten die Hugenotten, weil sie dort zahlreich waren, wahrhaft wüthende Ausschweifungen und Mißhandlungen der Katholiken begangen. Viele zwangen sie auszuwandern; sie verbrannten Reliquien, kirchliche Gewänder und Bücher, zerstörten Bilder und Altäre; eine Unzahl Kirchen hatten sie abgebrannt oder entweiht, ja scheußlich geschändet und unbrauchbar gemacht. Oeffentlich beschimpften sie Priester und Mönche, ja viele derselben tödteten sie ungescheut. Nicht einmal die Todten ließen sie ruhen: mit

kanibalischer Wuth rißen sie Gräber auf und warfen die Gebeine umher.

War die Pariser Bluthochzeit zum Theil das Werk augenblicklicher Wuth zügelloser Pöbelhaufen, so waren die Ausschweifungen der Hugenotten ganz anderer Art: ruhig verabredet und gemächlich ausgeführt. Ihre Prediger munterten dazu auf, hielten Versammlungen, faßten die abscheulichsten Beschlüsse und stellten sich gar oft selber an die Spitze. In einem einzigen großen katholischen Orte Namens Orthez wurden allein 3000 Katholiken ermordet, wobei nicht einmal Weiber, Greise und Kinder verschont wurden. Die Priester mußten von ihrem Glauben abfallen oder sich auf alle Art verfolgen lassen. Bei Saint-Sever trieb man 200 Priester zusammen und stürzte sie erbarmungslos in einen Abgrund. Kurz mit fanatischer Wuth hatten sich die Hugenotten benommen und selbst gottgeweihte Jungfrauen geschändet. Einer ihrer Anführer Namens Briquemaut (sprich: Brikmo) trug ein Halsband von Ohren ermordeter Priester. Das Alles war der Bartholomäusnacht oder der Pariser Bluthochzeit vorausgegangen. So wenig die Rache je zu loben ist, so leicht erklärlich wird sie nach solchen Vorgängen. Ganz Frankreich litt durch die unausgesetzten Hugenottenkriege und mußte sich von der Minderzahl, die Alles zu Hülfe nahm, Frankreichs Feind und Freund, oft in die größte Gefahr gebracht sehen. Wohlstand und Sicherheit schwanden und die Katholiken sahen in den grausamen Hugenotten nur verthierte Ketzer.

Wie aber die Protestanten sahen, daß es so mit der Geschichte aussehe und daß die Wahrheit immer wieder über alle Lügenbrocken aufsteige und an den Tag komme, so erhoben sie darüber ein gewaltiges Geschrei, daß der Papst eine kirchliche Dankfeier in Rom veranstaltet habe bei der Nachricht von der Pariser Bluthochzeit. Aber das ist doch begreiflich, daß der König von Frankreich die Sache dem Papste gerade so vorgestellt hat, wie seinem Parlament und seinem Volke und so erfuhr der Papst nichts, als der König wäre beinahe ermordet worden von ver-

schworenen Hugenotten; man sei aber noch zu rechter Zeit darauf gekommen und habe die Schuldigen bereits gerichtet. Hätte die Rettung des Königs den Papst nicht freuen sollen und mußte er als Papst nicht eine kirchliche Feier dafür veranstalten? Gewiß so gut, als wenn der König von Neapel einem Meuchelmörder glücklich entgeht. Hälte der Papst auf solche Nachricht keine Freude und Dank gegen Gott bezeugt, so wäre das grob, ja unchristlich gewesen. Bei der kirchlichen Dankfeier in Rom hat übrigens auch einer eine Rede gehalten, die wir noch haben und wer diese Rede nur ansieht, muß alsbald auch sehen, wie man den Papst, wie alle Welt, von Paris aus belogen hat.

XIV.

Die Dragonaden.

Ein rechtes Maulvoll und dabei ein bischen ausländisch, kein Wunder, daß die Deutschen vor einem solchen Worte vorweg Respeckt haben. Auch denkt sich bekanntlich der Mensch so gerne nie mehr bei einer Sache, als wenn er wenig oder nur Dunkles von ihr weiß.

Weil der König von Frankreich, Ludwig der vierzehnte oder vielmehr sein Minister hinter dem Könige Dragoner zu den Reformirten in den Sevennen, einem französischen Gebirgslande, vor beinahe zweihundert Jahren geschickt hat, so wälscht der Deutsche heute noch von Dragonaden und will einen schrecklichen Vorwurf den Katholiken und ihrem Glauben damit machen; wie wenn jener Aufstand in den Sevennen auf die Rechnung des Glaubens käme, da er doch in Schwärmerei begann, in Unmenschlichkeit ausartete und in Verrätherei endete. — Erzählen wir die Sache in aller Kürze. In den französischen Bezirken Niederlanquedoc und den Sevennen lebten ziemlich viele Reformirte. Bereits waren sie gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts gar lau in ihrem Glauben geworden. Indessen lebten sie ruhig neben den Katholiken und wurden auch von diesen nicht beunruhigt. König Ludwig XIV. von Frankreich glaubte, es sei nun Zeit, diese Unterthanen zur katholischen Kirche zurückzuführen, sei es, daß er um ihr Seelenheil besorgt war, sei es, daß er jene Unter=

thanen für gefährlich hielt. Wenn er Letzteres gemeint hat, so hat er sich nicht getäuscht, wie wir später sehen werden.

Mit guten Worten und Versprechungen ließ der König jene Reformirte einladen, katholisch zu werden und dieser Einladung folgten viele derselben, sogar viele ihrer Prediger. Um dem Könige zu gefallen, betrieben einzelne seiner Diener die Sache immer eifriger und vielleicht auch mit bereits zudringlichen Mitteln, die aber nie dem Könige bekannt werden durften. Dieß benützten einige Unzufriedenen unter den Reformirten und griffen zu den Waffen, angeblich um ihren Glauben zu schützen, zunächst aber um sich der Kopfsteuer zu entziehen. Sofort gab man den Unruhigsten und Gefährlichsten eine Einquartirung von Dragonern, wie dieß heut zu Tage noch täglich vorkommt bei wiederspänstigen Unterthanen. Man nennt sie bis heute Camisarden d. h. Leute in (schwarzen) Hemden, denn in diesem Aufzuge blieben sie leichter verborgen. Der König erfuhr nichts, als daß beinahe alle Reformirte katholisch geworden seien und so gebot er, daß man die Protestanten nicht beunruhigen dürfe. Aber gerade jetzt hoben sie die Köpfe und sagten: wir haben gemeint, der König wolle nur einen Glauben in seinem Reiche; nun sehen wir, daß das nicht wahr ist und es reut uns, so schnell den katholischen Glauben angenommen zu haben. Man gab ihnen abermals Einquartirung, aber wieder ohne alles Vorwissen des Königs; jedoch nur den Gefährlichsten. Im Uebrigen legte man Schulen unter ihnen an und ließ sie durch Missionäre belehren und die Einflußreichsten sprachen sich stets nur für milde Mittel, für Besserung und gegen alle Strafen aus und feierlich versicherte man den König, daß man die Irrenden mit aller Milde und Ueberzeugung zurückführe und daß man höchstens den Unwürdigsten die Sakramente vorenthalte. Dennoch mögen Manche auch Härte gegen die Reformirten geübt haben, gewiß ist, daß sie immer rebellischer wurden.

Von ihren Predigern wurden 54 katholisch und 67 wanderten aus. Nun hielten die Reformirten geheime Versammlungen und als Prediger traten Bauern und Weber auf, deren viele nicht

einmal lesen konnten. Sie gaben sich für Propheten aus und behaupteten, vom heiligen Geiste erfüllt zu sein. Nach und nach ergriff die Schwärmerei Weiber, Mädchen, Knaben, und Kinder und manche dieser Propheten erlitten als Aufrührer den Tod standhaft. Man verhehlte das Alles dem König sorgfältig und beachtete jene katholische Stimmen nicht, welche harte Maßregeln streng tadelten. Denn gegen diese Reformirten dienten Herren, die sich entweder einen Namen dabei oder Geld machen wollten; ja manchen davon wäre es nicht lieb gewesen, wenn der Aufstand in den Sevennen bald ein Ende gehabt hätte. So schürten also schlechte Diener des Königs an der Flamme, halbverrückte Schwärmer, Aufrührer, die keine Steuer zahlen wollten und das arme Volk glaubten es lange, es handle sich um seinen Glauben; ein Irrthum, welchen es freilich selber, aber fast zu spät einsah.

Gegen Ende des Jahres 1688 traten nun unter jenen Reformirten Leute auf, die vorgaben, daß ihnen die Gabe der Weissagung verliehen sei und zwar männliche und weibliche Personen. Wie eine ansteckende Krankheit, so sagt selber ein Protestant, verbreitete sich die Sache. Man theilte sich mit einem Kusse den heiligen Geist mit und verkündete das Abenteuerlichste. Die Aufregung wuchs und als ein Hauptmann mit 20 Mann so eine Versammlung aufheben wollte, tödtete man ihn nebst 9 seiner Soldaten. Der Aufstand war offen am Tage und vergrößerte sich täglich und mit ihm die Schwärmerei der Weissagung, so daß sogar drei- bis vierjährige Kinder weissagten. Manche katholische Geistliche verdoppelten ihren Eifer; aber auch die Schwärmerei und Erbitterung der Reformirten ging rasch weiter und eine Bande von 40 bis 50 bewaffneten sich gegen den Vorsteher der Mission und tödteten ihn mit 52 beigebrachten Wunden, nebst allen seinen Hausgenossen, von denen nur zwei verschont wurden, weil reformirte Gefangene ihnen gute Zeugnisse gegeben hatten. Von nun an war es offener Krieg und ein Bauernsohn Namens Josua Cavalier von 21 Jahren wurde der Anführer

in den Sevennen. Er begann sogleich mit Ermordung der Priester und Einäscherung der Kirchen und setzte diese Schandthaten fort, wo er nur konnte. Er täuschte entweder die gegen ihn gesandten Soldaten, oder wußte er sie mit Vortheilen aller Art zu besiegen. Lange wußte man nichts bei Hof von den Fortschritten der Aufrührer, daher man lange Zeit sie gar nicht ernstlich bekriegen konnte. So stark waren die Camisarden bereits, daß selbst ein Verlust von mehreren hundert Todten wirkungslos an ihnen vorüberging. Viele blutige Kämpfe fanden statt. Endlich sandte Frankreich den Marschall Villars gegen die Camisarden. Dieser suchte auf dem Wege der Milde und Güte dem Uebel Einhalt zu thun und wirklich brachte er den Hauptanführer Cavalier dahin, daß er seine Bande verließ und ins Ausland wanderte. Er starb als englischer Offizier im Mai 1740 in Chilsea bei London. Die Gefangenen gab Villars frei, erließ ganzen Ortschaften die Steuern, ließ alle auswandern, welche wollten, kleidete sie gut und beschenkte sie mit Geld. Er selbst wünschte mit Sehnsucht, das unglückliche Land zu beruhigen und es alsdann so bald als möglich verlassen zu dürfen. Am 6. Januar 1705 verließ Villars Languedoc. Nur in Gebirgen trieben sich noch Räuber umher. Der eigentliche Krieg hatte zwei und ein halbes Jahr gedauert und die ganze Bevölkerung, Katholiken und Reformirte waren froh, endlich zur Ruhe zu kommen. Der Aufstand der Camisarden erlosch; nur die Schwärmerei der Propheten erhielt sich im Andenken; denn die Sevenner Propheten reisten weit und breit in Europa herum und prophezeiten die ganz nahe Ankunft Christi. Da und dort fanden sie Glauben; indessen hat die Zeit sie Lügen gestraft, ungeachtet sie ihren Spuck bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts trieben. Aber in den Sevennen findet sich keine Spur mehr davon. Die Regierung legte den dortigen Reformirten nichts in den Weg, so bald sie sich unterworfen hatten und seit dem Jahre 1743 halten sie öffentliche gottesdienstliche Versammlungen.

Mit welchem Rechte nun macht man diese sogenannte Dra-

gonaden der katholischen Kirche zum Vorwurf? Ist denn Ludwig XIV. die katholische Kirche? Vom bürgerlichen Aufruhr der Camisarden will man nichts wissen, so gewiß und unläugbar er ist; sondern man sagt nur immer: man hat sie mit Dragonern gequält, weil sie Reformirte waren; man hat sie mit Gewalt katholisch machen wollen. Jeder vernünftige Christ verabscheut Glaubens- und Gewissenszwang und bedauert solche Mittel der sogenannten Bekehrung. Die Kirche aber verbietet sie geradezu.

Von König Ludwig dem vierzehnten bin ich kein sonderlicher Freund; aber daß er mit Gewalt die Camisarden habe bekehren wollen, ist nicht wahr. Dazu war er zu gescheidt. Auch hätte er sonst den Befehl nicht geben können, man solle die Protestanten nicht beunruhigen. Wenn seine Minister und Generale übereifrig und thöricht waren, so kann doch der König nichts dafür, der nichts darum wußte und der ausdrücklich nur milde und vernünftige Mittel der Bekehrung angewendet wissen wollte. Sorgfältig verheimlichte man den Gang des Aufstandes und Krieges vor ihm. So schrieb die Frau von Maintenon in einem Briefe vom 18. Juli 1703 an eine vertraute Freundin: „Die Unruhen in den Sevennen haben wenig zu bedeuten: es ist ein Haufe hugenottischer Gebirksbewohner, die man leicht zur Ruhe bringen wird. Den König mit allen Einzelnheiten dieses Aufruhrs zu behelligen, ist unnütz; er würde darunter leiden, ohne daß er das Uebel besserte." Ein Anführer der königlichen Truppen in den Sevennen berichtete an den Hof, daß er den Aufstand gewiß beendigt hätte, hätte nicht Seine Majestät milde Maasregeln den strengen, die er (der Anführer) angerathen, vorziehen wollen. — Der Marschall Herzog von Villars sprach, als er den Befehl in den Sevennen übernahm, zum Könige beim Abschied: „Mit Eurer Majestät Erlaubniß werde ich den bisher eingeschlagenen Weg verlassen und gütlich jenem unseligen Zustande ein Ende zu machen suchen; worauf ihm der König erwiederte: „Ich verlasse mich auf Sie, und Sie glauben wohl, daß ich die Erhaltung

meiner Völker ihrem Untergange vorziehe, den ich für gewiß halte, wenn diese unglückliche Empörung fortdauert."

Im ganzen Lande machte Villars durch Anschlag bekannt, daß er milde gegen alle Gehorsamen sein werde und gab sogleich mehreren Gefangenen gegen das Versprechen der Treue die Freiheit. Wer immer sich ergeben würde, dem solle es erlaubt sein, wenn er nicht im Lande bleiben wolle, seine Habe zu verkaufen und mit dem Gelde frei ins Ausland zu wandern. Er unterhandelte auf das Offenste und Ehrlichste mit den Anführern der Camisarden und selbst getäuscht und betrogen von ihnen, suchte er sie mit unermüdlicher Geduld durch Milde zu gewinnen. Als man ihm berichtete, daß 40,000 Reformirte sich in Calvisson versammelt haben und in großer Aufregung seien und er, Villars, daher ernstliche Maasregeln brauchen solle, sagte er mit dem Erzbischof von Narbonne: „Die Ohren zugehalten und ein Ende gemacht!" Zum Zeichen seines guten Willens für den Frieden, ließ er in Nimes Galgen und Blutgerüst einreißen, gab den während der Unruhe verhafteten Marquis von Roche frei und entließ 30 andere Gefangene in ihre Heimath.

Hiemit ist zur Genüge bewiesen, daß König Ludwig in den Camisarden erst Irrende sah, die er belehren lassen wollte; hierauf zeigten sie sich als Empörer und auch diese wollte er mild behandelt wissen. Leider verhehlte man ihm den Stand der Sache und beim ersten Blicke in sie sandte er den milden Villars gegen sie.

Es ist wahr, daß man zu der Maasregel griff, die Hauptnester der Aufrührerischen zu zerstören; aber brachte das nicht die Nothwehr mit sich? Geschieht das nicht selbst in gewöhnlichen Kriegen, geschweige denn bei einem Volksaufstande? Aber Niemand wollte man im Elende umherirren lassen, sondern man wollte die Bewohner der zerstörten Orte in die größeren bringen und hatte Anstalten getroffen, sie sogar daselbst zu ernähren. Statt dessen liefen die meisten in die Wälder und setzten den blutigen Aufruhr fort. — Wie oft bot man ihnen volle Be-

gnadigung an. Einer ihrer Anführer sprach einmal zu seiner Schaar: „Ich habe gehört, der König habe denen von uns, welche sich unterwerfen wollen, Verzeihung angeboten. Sagt mir eure Meinung hierüber!“ Zwei aus dieser Schaar antworteten: „Man sollte die Verzeihung annehmen.“ Da stellte sich der Anführer, als gerathe er in Verzückung und rief: „Der heilige Geist verurtheilt diese Beiden um des bösen Beispiels willen, welches sie geben, zum Tode.“ — Sogleich wurden sie von den Andern erschlagen.

Wer meint, dieser Aufstand hätte wohl keine große Bedeutung gehabt, der weiß wahrscheinlich nicht, wie er, noch ehe er ganz ausbrach, friedliche Bürger so hart bedrückte. In den Städten, vornämlich in Nimes, erzählt unser Gewährsmann, ein Protestant und warmer Freund der Reformirten, sei beim Beginne dieses Krieges ein gewerbfleißiges Volk gewesen, aber durch die Verfolgung der Reformirten bedeutend vermindert, so daß die Zahl der Seidenwebstühle in Nimes allein von 1000 auf 400 herabgekommen sei. Der Aufstand zehrte am eigenen Fleische. Derselbe Gewährsmann kann nicht läugnen, daß der Aufruhr nach der Lage des Landes, in dem er ausbrach, nach der Natur jener Aufrührer und nach allen Umständen ein sehr gefährlicher werden konnte. Das sah auch ganz Frankreich, ja das ganze Ausland wohl ein und der König hätte sich um ein solches Feuer im eigenen Hause nicht bekümmern sollen?

Ja, die Sache gewann alsbald noch eine gefährlichere Seite. Denn die auswärtigen Feinde Frankreichs, seine gefährlichsten Widersacher, wie Holland und England, sahen nicht nur mit Freude die Gefahr dieses Aufruhrs für Frankreich, sondern logen in der Welt herum, es sei ein Religionskrieg, man müsse den Reformirten zu Hülfe kommen, unterstützten diese und schürten nach Kräften den Brand. Selbst unser Gewährsmann muß folgendes gestehen: „Die Feinde Frankreichs fingen damals an, ernstlich auf Benützung des Aufstandes in den Sevennen zu denken. Mehrere Schriften waren im Auslande erschienen, durch welche ausge-

wanderte Reformirte diesen Gedanken hervorzurufen und zu nähren bemüht waren. Eine unter dem Titel: Ermuthigung der Seemächte Holland und England, die Sache der Camisarden in Erwägung zu ziehen; ein zweite als Manifest der Camisarden, eine dritte über die Nothwendigkeit, den Protestanten in den Sevennen schleunig und kräftig Hülfe zu leisten. In England und Holland waren Sammlungen zu ihrer Unterstützung eröffnet worden und die Königin Anna von England gab den Camisarden das Versprechen jeder möglichen Hülfeleistung. Mehr als einmal sandten England und Holland Mannschaft und Schiffe zur Verstärkung des Aufstandes. England und Holland hatten bereits einen gemeinschaftlichen Plan gegen Frankreich entworfen, wornach den Camisarden großartige Hülfe zugeführt werden sollte und die Sache wäre sicher zur Ausführung gekommen, wenn nicht der Aufstand bereits am Erlöschen gewesen wäre. Am 15. Juni 1704 sandte der Herzog von Savoyen 450 Soldaten und 40 Offiziere auf drei Tartanen den Camisarden zu Hülfe und zwei englische Fregatten dienten zur Bedeckung und hatten 50 Kisten mit Gewehren, Säbeln und viel Pulver, eine Kiste mit Geld, Wäsche und Schuhwerk. Aber ein Sturm machte dem ganzen Unternehmen ein Ende und führte den Rest von 130 Soldaten und 2 Offizieren den Franzosen in die Hände. Flüchtige Camisarden und deren Anführer fanden Schutz und alle mögliche Unterstützung in der Schweiz durch den Savoyischen Gesandten, bis die Regierung in Bern sie endlich auswies. Einen neuen Versuch machten England und Holland zu Gunsten der Camisarden, um den Aufstand zu benützen und wiesen ihnen 10,000 fl. an und versprachen noch weitere 100,000 Thaler, wenn der Aufstand wacker fortgehe. Dazu wurde die Landung einer Flotte zugesagt und zwar zu einer Zeit, da die französischen Truppen in den Sevennen gänzlich zusammengeschmolzen waren. Welche Gefahr für Frankreich! Seine Feinde benützten Alles und jeder talentvolle Mann, aber auch jeder Schwindler, Abenteurer und Betrüger wurde von Holland und England kräftig unterstützt, um

den Aufstand der Camisarden aufrecht zu erhalten und auszudehnen. Zugleich wurden mehrere Jahre lang Versuche aller Art gemacht, mit Truppen in Frankreich einzufallen und so oft die Versuche scheiterten oder schmachvoll abliefen, immer wurden wieder neue Plane geschmiedet. England namentlich machte es damals wie jetzt: es stachelt Empörer auf, unterstützt sie, um im Trüben zu fischen und so bald nichts mehr zu gewinnen ist, so zieht es sich zurück. Hat es aber einen Staat in offene Noth und Verlegenheit durch die schlechtesten Mittel gebracht, so reißt es einen Vorwand vom Zaun und bekriegt ihn. Daß Frankreich im Recht, ja in der Nothwehr war, sieht Jedermann auf den ersten Blick und es ist falsch und lächerlich, den Aufstand der Camisarden zu einem Religionskriege machen zu wollen. Er ging nicht von der Religion aus; aber Schwärmerei bemächtigte sich seiner. Um etwas Wahres einzusehen, fehlt es den Leuten meist an Verstand; Lügen und Dummheiten zu erfassen, dazu zeigen sie oft schreckliche Geisteskraft. So haben gewisse Camisardenfreunde in ihren Anführern, Propheten und Prophetinnen wahre christliche Märtyrer sehen wollen; gleich als ob unsittliche Menschen, ja rohe Unmenschen auch nur christlich genannt werden könnten. Ein Camisardenliebhaber erzählt selber: Als man so eine Prophetin ins Krankenhaus brachte, wurde sie von einer Menge Reformirter Tag und Nacht besucht; aber mit ihrem Weissagen war es vorbei uud sie wurde eine gute Katholikin. Einer der ersten Propheten unter den Camisarden war Gabriel Astier, ein 25jähriger Bauernbursche. Er trat in dem Dorfe als Prophet auf, wo er bisher in einem unerlaubten Umgange mit einem Mädchen gelebt hatte. Bald weissagte sein Vater, seine Mutter, sein Bruder und sogar seine unzüchtige Buhldirne. Ein anderer ihrer größten Propheten hieß Esprit Seguier. In seiner Jugend wurde er wegen Nothzucht zum Galgen verurtheilt und man weiß nicht, wie er dieser Strafe entgangen war. Später war er wegen Diebstahls mehrere Jahre auf den Galeeren. Er lebte in offenbarer Unzucht mit einer Hure und dennoch galt er für

einen großen Propheten. La Fleur, so hieß ein anderer Prophet, war seine Lebetage ein fauler Taugenichts gewesen, hatte Mädchen zur Unzucht verführt und nun als Prophet zündete er Kirchen und Pfarrhäuser an, sogar das Haus des Bruders eines von ihm verführten Mädchens, wobei dessen Frau und ihr neugebornes Kind in den Flammen umkamen. Ist es da ein Wunder, daß eine Zuchtlosigkeit der Sitten unter den Camisarden einriß, die Freund und Feind erschreckte: fast alle Führer lebten in unzüchtigen Verhältnissen. Als man nicht mehr plündern, zünden und morden konnte, dachten sie an Begnadigungen und verloren die Lust am Kriege.

So endete dieses Prophetenthum und man muß sich nur wundern, daß es Menschen geben konnte, die glaubten, mit solchen Menschen könne sich der heilige Geist einlassen.

Und vollends ihre Weissagungen selber — sie sind voll Unsinn, Lächerlichkeiten und Lügen. Was und wo ging auch nur eine einzige davon in Erfüllung? Sie drehten sich alle um die Sätze: die katholische Kirche hört auf, Christus kommt, die Camisarden besiegen und bekehren Alles. Bald waren es nur Ausrufungen, Schriftworte und unverständliche Reden; bald Behauptungen, deren Lüge sogleich an den Tag kam. Hurenkinder gab man, ehe sie geboren waren, für den neuen Messias aus!

Sind das Werkzeuge, sind das Weissagungen des Geistes der Reinheit und Wahrheit? — Der letzte Punkt, den wir zu betrachten haben, ist die unglaubliche Rohheit und Wildheit der Camisarden. So traurig es ist, wenn man auch nur Einiges von ihren Gräuelthaten erzählen soll, so ist es doch nothwendig, um sie — diese Märtyrer — kennen zu lernen. Ganze Bücher könnte man damit anfüllen; ich will aber nur einige ihrer Thaten erzählen und zwar die unläugbarsten und bekanntesten, die ihr Freund und Vertheidiger, dem wir seither folgten, selber mittheilt.

Wir haben bereits gesehen, wie sie das Schauspiel so blutig an den Soldaten, dem Vorsteher der Mission und seinem ganzen Hause eröffneten. Unzählige Pfarrhäuser, Kirchen, Schulhäuser

und Maierhöfe legten sie aus bloßer Rache oder im Uebermuth in Asche. Sie begnügten sich nicht damit, wehrlose Priester, die ihnen nie Leids zugefügt hatten, zu morden, nein, die eigenen Pfarrkinder schnitten dem einen Nase nnd Ohren ab und erst dann ermordeten sie ihn; andere entmannten sie. Bald führten sie in Haufen ihre Vertilgungszüge aus, bald zogen sie einzeln aus und mordeten ganz banditenmäßig. Ganze Haufen in zwei bis drei und noch mehr Abtheilungen zogen brennend und mordend in den Sevennen umher und wütheten gegen Alles, was ihnen in den Weg kam. Wörtlich erzählt ferner unser Gewährsmann: „Im April 1704 zählte man 80 Priester, bei 4000 Katholiken, welche seit dem Anfange des Aufruhrs umgebracht, bei 200 Kirchen, welche niedergebrannt worden waren. (Der vielen Häuser und Schlösser und Ortschaften erwähnt er nicht.) Aller Verkehr war unterbrochen. Nicht einmal in den größeren Städten glaubte man sicher zu sein: unbesonnene oder frevelhafte Aeußerungen Reformirter, welche dann Furcht und Entrüstung von Mund zu Mund trugen, bestärkten die Katholiken in der Gewißheit, man warte überall nur auf einen günstigen Augenblick, den lang genährten Haß mit ihrem Blute zu befriedigen. „Wir sind belagert, schreibt Flechier; man kann nicht fünfzig Schritte vor die Stadt gehen ohne Furcht und Gefahr.“ In der That versteckten sich Camisarden hinter die Mauern der Weinberge und Felder, welche Nimes umgaben, und schossen von da auf die Vorübergehenden; sie tödteten die Katholiken, welche herauskamen, ihre Felder zu bestellen. Man mußte jene Mauern theilweise niederreißen und den Bauern eine Bedeckung von 200 Mann mitgeben, welche sie von Feld zu Feld begleitete.“ Auf einem einzigen kleinen Zuge brannten die Camisarden zwölf friedliche Ortschaften nieder, um Alles zur Empörung zu zwingen. Am Aschermittwoche überfielen sie ein katholisches Dorf, angeblich man habe einst einige Reformirte dort mißhandelt, jagten vierzig Menschen in zwei Häuser und mordeten sie durch Schwert und Feuer. Einer schwangeren Frau rißen sie das Kind aus dem Leibe und

spießten es an einem Pfahle. In Zeit von wenigen Wochen hatten sie damals 40 Kirchen und 9 Schlösser niedergebrannt. Wenige Tage nachher verbrannte ein einziger Haufe dieser Unmenschen 18 Kirchen und wenigstens 100 Häuser und tödtete bei 50 Menschen. Männer, Frauen und Kinder schleppte man in Kirchen und verbrannte sie daselbst sammt den Kirchen.

Dieser Wuth gegenüber lese man den Hirtenbrief des Bischofs Flechier. Wohl schildert er wahrhaftig die schrecklichsten Grausamkeiten der Camisarden, wie Priester, Väter, Kinder in Stücke gehauen mit tausend Stichen durchbohrt, auf alle Weise mit Feuer und Schwert getödtet worden. „Aber nicht zur Rache, fährt er fort, (die überlasse ich Gott und dem Könige), nur zu Gebet und Flehen ermahne ich, und daß ihr lieber die Bekehrung, als den Tod der Sünder wollet, und vielmehr Sorge traget, den Zorn des von euch selbst beleidigten Gottes zu versöhnen, als die Leidenschaften eurer Verfolger zu dämpfen. Einen Trost habe ich, für den ich Gott innigen Dank schuldig bin, daß ich mit Jesu Christo sagen kann, ich habe keinen von denen verloren, die mir Gott gegeben hat. Ich habe von keinem Abfalle gehört, wohl aber von Beispielen ungemeiner Treue und Standhaftigkeit: von Priestern, welche verwundet ihre Mörder umarmten und die Hand küßten, die sich eben erhob, ihnen den Todesstreich zu geben; von Laien, welche sich lieber der ganzen Wuth dieser Unmenschen aussetzten, als daß sie die heiligen Gefässe auslieferten; von Müttern, welche ihre Kinder zum Märtyrertod ermuthigten; von Soldaten in den Krankenhäusern, in deren Schmerz um ihre Sünden die Freude sich mischte, ihr Blut zur Sühnung derselben vergossen zu haben.“ Zum Schlusse ermahnt er sie, da sie bei der traurigen, aber nothwendigen Entfernung ihrer Pfarrer der Hülfe des göttlichen Wortes entbehrten, dennoch fest im Glauben zu bleiben, und aus diesen Tagen des Zornes den Segen zu gewinnen, daß sie würdige Früchte der Buße brächten. Und damit sie auch jetzt zum Tische des Herrn treten könnten, werde er alle Pfarrer wo möglich in der Nähe ihrer Kirchspiele in

sichere Orte weisen, um dort zum Dienste ihrer Heerde bereit zu sein. Inzwischen sollten sie fleißig zu dem obersten Seelenhirten ihre Zuflucht nehmen und durch diesen innern Gottesdienst die Unterbrechung des äußeren möglichst unschädlich machen.

Welche Milde und welche Sprache in jener schrecklichen Zeit und verglichen mit der Wuth und der Sprache der Camisarden! In der Meierei eines Klosters hatten sie zu jener Zeit Verwalter, Knechte und Schnitter Abends überfallen, gebunden, unter sie geschossen, so daß ihrer 25 todt oder verwundet liegen blieben. Darauf verbrannten sie zu Potelieres in der Kirche und in mehreren Häusern 18 Menschen, und noch mehre, darunter ein 90jähriger Greis, wurden mit Aexten todtgeschlagen; überhaupt wütheten sie schrecklich gegen die Katholiken. In Saturargues ermordeten sie 71 Menschen, meistens Weiber und Kinder; schwangeren Frauen schnitten sie den Leib auf, rissen die Kinder heraus und spießten oder brühten sie. Teuflische Lust, so gesteht selbst ihr Vertheidiger, teuflische Lust an Mord und Brand war ein Grund solcher Rohheit.

Unter Gebet mordeten, sengten und brannten sie aufs Unmenschlichste. Selbst den Reformirten gingen da und dort die Augen auf und die von Nimes erklärten, empört über so viele Gräuel der Camisarden, sie wollen freiwillig gegen sie dienen und zu Felde ziehen.

Auch treu- und ehrlos lockten sie Manchen und mordeten ihn, während kein französischer Offizier ihnen je das Wort brach. So beschied ein Anführer einen Herrn zu sich und gab vor, er wolle sich ihm ergeben. Der Herr erschien arglos und wurde sogleich niedergeschossen und dennoch ward keiner dieser elenden Aufrührer bestraft, sobald sie sich ergaben. — „In Aubais, so erzählt unser protestantischer Gewährsmann, kamen sie in das Haus eines Notars, welcher sich mit seiner Familie geflüchtet hatte; nur ein dreijähriges Kind war zurückgeblieben: dem hieben sie Hände und Füße ab, steckten es auf eine Picke, trugen es

so durch die Straßen des Orts und brieten es zuletzt auf öffentlichem Platze.

Ist es da ein Wunder, wenn die Katholiken auf das Aeußerste empört wurden und die Camisarden hinrichten ließen? Wenn die Soldaten ebenfalls keine Pardon mehr gaben? Ueberdieß hatten die Soldaten furchtbar zu leiden in diesem Kriege. Keine Stunde waren sie sicher, der härtesten Entbehrung preisgegeben, sie litten furchtbar Mangel an Speisen, Kleidern und Wohnungen und gefangen wurden sie entsetzlich gequält und hingeschlachtet.

Unläugbar geht aus der Geschichte und ihren vollgültigsten Zeugnissen über die sogenannten Dragonaden Folgendes als Wahrheit hervor.

1) König Ludwig XIV. wollte nichts als die Zurückführung der Reformirten in den Sevennen zum Glauben ihrer Väter, sei es, daß er aufrichtiges Mitleid mit ihrem wahrhaft lauen und verfallenen Glauben hatte; sei es, daß er nur so ihrer Treue versichert zu sein glaubte. Letzteres bestätigte der Verlauf dieser Geschichte nur zu sehr. Den König bewog dazu der Umstand, daß er sich gegen den Papst nicht gut benommen hatte und nun wieder als guter Katholik erscheinen wollte; auch die Frau von Maintenon trieb ihn dazu, um ebenfalls sich gut katholisch zu zeigen und selbst die Jesuiten wirkten auf den König ein, ebenfalls um sich wieder in Rom in ein besseres Licht zu setzen. Denn sie waren nur zu sehr zum Verdrusse Roms auf des Königs Seite gewesen.

2) Er wendete nur Mittel der Güte an und wo dieß nicht der Fall war, geschah es ganz gegen seinen Willen und wurde ihm gänzlich verheimlicht.

3) Die Reformirten benützten diese Bekehrungsversuche, um ihren Aufstandsversuch zu bemänteln und die Steuern zu verweigern.

4) Eine krankhafte Schwärmerei trat dazu und sittenlose Menschen spielten sehr oft die Hauptrolle dabei.

5) Es war ein förmlicher und sehr gefährlicher Aufstand, nach allen Umständen, der Lage des Landes und zugleich alsbald Verrath am Vaterlande, da die Camisarden mit den Feinden Frankreichs offen und heimlich zum Verderben ihres Vaterlandes verhandelten und von ihnen unterstützt wurden.

6) Der Aufstand der Camisarden rechtfertigte die Maasregeln Frankreichs und nahm eine solche unmenschliche Rohheit an, verübte solche Gräuel, wie sie kaum von Heiden begangen worden und die weit hinter der Strenge der französischen Soldaten und Offiziere zurückblieben.

Wer kann aber der Kirche einen Vorwurf aus dieser Geschichte machen? Wer kann diese Geschichte lesen und mit den Dragonaden das Maul füllen, in der Meinung, das sei ein Schandfleck für Frankreich und die Katholiken?

XV.

Die Ohrenbeichte.

Kaum eine Einrichtung der katholischen Kirche gibt es, gegen welche so heftig gestritten wird, wie gegen die Ohrenbeichte und kaum eine gibt es, die sich so leicht und einfach vertheidigen läßt, als gerade diese Ohrenbeichte. Es gibt nämlich Leute, die von der Ohrenbeichte nichts wissen, als was ihnen das Schreckbild vormacht, das man ihnen davon in den Kopf gesetzt hat: je weniger Wahres sie von der Ohrenbeichte wissen, desto steifer glauben sie das Falsche, das sie sich darüber einbilden. Hören wir einen Einwurf um den andern und beantworten wir jeden so einfach als möglich.

1) Die Ohrenbeichte ist etwas Unnatürliches, sagt man. Denn es ist Tyrannei und Gewissensfolter, daß ich einem Menschen meine Sünden bekennen soll.

Dieser Einwurf wäre nur dann richtig, wenn Stolz und Hochmuth etwas Natürliches wären; bekanntlich aber sind sie das Gegentheil, nämlich Unnatur. Ein Schneider, der beichten sollte, sagte einmal zu seinem Pfarrer: „ich armer Sünder" kann und will ich nicht sagen. So sage er, sprach der Pfarrer: ich hochmüthiger Schneider.

Tyrannei ist die Ohrenbeichte nicht; denn es beichtet nur, wer, wann und wo er beichten will. Will er keine Vergebung der Sünden, so nöthigt ihn kein Mensch zum Beichten.

Gewissensfolter ist die Ohrenbeichte nicht, denn sie ist eine

freiwillige Anklage, ein offenes Geständniß begangener Sünden und Fehler, so gut man sie einsieht, erzählen und sich ihrer erinnern kann. Wo das Gedächtniß etwas vergißt und die Schwäche etwas nicht einsieht, da wird auch die unvollkommene Beichte dennoch als gültig betrachtet.

Gerade weil der Stolz die Ohrenbeichte verwirft, sollte man sie hochachten und daraus lernen, daß etwas an ihr ist, nämlich eine Demuth, ohne welche es für uns keine Gnade gibt. Jede Sünde ist Empörung und dieser kann man nur Unterwerfung entgegensetzen. Der erste Schritt zur Unterwerfung ist das Geständniß des Unrechtes, Bekenntniß der Sünde.

Weil man aber sie für etwas Unnatürliches ausgibt, so muß ich zeigen, daß sie im Gegentheil ganz unserer Natur angemessen ist. Zur Erkenntniß einer jeden Sache, also auch unserer Sünden kommen wir dadurch, daß wir über sie nachdenken und noch mehr, daß wir sie besprechen. Alles wird uns klarer, was wir mit Worten ausdrücken. Was aber noch zum Verständnisse fehlt, das gibt uns der, mit dem wir sprechen. Es zeigt sich das schon im gemeinen Leben, wie vielmehr, wenn wir mit einem Menschen von Herzen über so Wichtiges reden, der von Gott dazu aufgestellt und mit den nöthigen Hülfsmitteln versehen ist, uns die Augen zu öffnen und auf dem Wege der Buße und Demuth zu leiten! Also ist die Ohrenbeichte etwas ganz Natürliches, das heißt, sie ist ganz berechnet für unsere Natur.

Das werden wir noch deutlicher finden. Wir sollen werden wie die Kinder, verlangt Christus der Herr von uns. Zur Natur des Kindes gehört es, daß es ein begangenes Unrecht nicht verschweigen kann. Man sieht es ihm nicht nur sogleich an, sondern das Kind muß es auch gewöhnlich erzählen oder sich auf irgend eine Weise verrathen und hehlt und lügt nur, wenn seine sündliche Natur mehr und mehr sich selbst überlassen wird.

Es ist ferner gar keine seltene Erfahrung, daß die schwersten und schlausten Verbrecher einen unwiderstehlichen Drang haben, irgend Jemand ihr Verbrechen zu erzählen, selbst wenn sie es

lange und beharrlich dem Richter abläugnen. Und wenn das auch nicht bei allen Verbrechern vorkommt, so kommt doch das gar häufig bei ihnen vor, daß sie nach dem Geständnisse eine wahre Erleichterung fühlen, daß sie bekennen, wie die Verheimlichung sie ärger gefoltert habe, als alle Strafe, die nun ihrer warte. Je geheimer die Sünde, desto schwerer ihre Last. So hat es Gott geordnet und darum ist die Ohrenbeichte so ganz unserer Natur angemessen. Der Prophet David selber gesteht im zweiunddreißigsten Psalmen: Da ich meine Missethat verschweigen wollte, verschmachteten meine Gebeine durch mein täglich Heulen.

Die Ohrenbeichte, oder das freiwillige Bekenntniß der Sünden, ist etwas Natürliches. Denn es gibt keinen Menschen, der über einen verstockten, läugnenden oder schweigenden Verbrecher sich nicht ärgert und die Gesetze bestrafen ihn härter, als den, der reumüthig gesteht. Ja, wenn wir eben noch voll Abscheu und Aerger über einen Verbrecher sind, so gewinnt er unser Herz, sobald er gesteht und noch mehr, wenn er reumüthig gesteht. An die Stelle des Abscheu's und Aergers tritt sogleich unser Mitleiden und wenn er auch gestraft werden muß, so wünschen wir ihm eine leichtere Strafe und wir sind ausgesöhnt mit ihm. Immer gefällt uns der offene, mittheilsame Mensch besser, als der verschlossene.

Oder ist es unnatürlich, Sünden vor Menschen zu bekennen, die man vor Menschen, mit Menschen oder gegen Menschen begangen hat? Das ist ja nur billige und vernünftige Genugthuung. Das Gesetz legt uns in vielen Fällen solche Genugthuung vor der ganzen Welt auf: die Kirche legt sie uns nur in tiefster Stille und vor einem Menschen auf, der hoch und theuer zur ewigen und tiefsten Verschwiegenheit verpflichtet ist.

Auch das ist natürlich, daß wir wieder nur einem Menschen die Sünden bekennen sollen. Es gibt kein anderes Wesen, vor dem wir sie in Worten aussprechen und mit dem wir darüber reden und von dem wir Belehruug, Trost und Strafe so em=

pfangen können, wie von einem Menschen. Daß dieser Mensch auch ein Sünder ist, verschlägt nichts, ja es kann uns zutraulicher machen, als wenn er so hoch stünde, daß er gar nichts um die Sünde und ihre Last wüßte. Der Leidende wird am besten von Leidenden verstanden.

Oder fürchtest du Verrath? Aber siehe, die Menschen, denen du beichtest, könnten durch Verrath nichts gewinnen, als daß sie sich selber für ehrlose, ja meineidige Menschen dadurch bekenneten, denen Niemand glauben kann und darf. Die schlechtesten Priester sind meines Wissens noch nie so tief gefallen, daß sie das Beichtgeheimniß verletzt hätten, selbst wo man sie dazu mit Gewalt nöthigen wollte. Sie blieben verschwiegen wie das Grab und nahmen das Anvertraute mit in das Grab; ja viele erlitten harte Mißhandlungen, viele den Martertod und hielten den Eid auf ihre Verschwiegenheit unverbrüchlich. Ist das nicht wunderbar: dem Sünder, der beichtet, öffnet Gott den Mund und dem Sünder, der Beicht hört, verschließt er ihn? Hier ist Natur und Gnade so geeinigt, daß ich das Sakramentale gar leicht ahne, ja erkenne. Die Beichtfeinde aber sind sonderbare Leute: heute klagen sie über die Verschwiegenheit der Priester und morgen fürchten sie Verrath. Kein rechtschaffener Arzt offenbart Heimlichkeiten, wie viel weniger ein Priester!

Ganz natürlich finde ich die Ohrenbeichte, wenn ich Folgendes erwäge. Ein Reich wollte Christus stiften, das sagte er deutlich und mehr als einmal. Es gibt aber kein Reich ohne Obrigkeit und Richter; daher hat der Herr seine Apostel und deren Nachfolger zu geistlichen Oberen und Richtern eingesetzt. Diese Oberen und Richter können strafen oder freisprechen. Wenn aber ein Richter unter Sträflinge treten und kurzweg sagen würde zu dem Einen, du mußt bestraft, und zu dem Andern, du darfst nicht bestraft werden, so würdest du denken: das ist kein Richter, sondern eher ein Pascha mit sechs Roßschweifen und zwei Eselsohren. Denn Strafen und Freilassen hängt ja zuerst vom Untersuchen ab. So muß auch der Priester unter-

suchen, er muß ein Verhör anstellen oder ein Geständniß anhören und erst dann kann er ein Urtheil sprechen.

Oder meinst du, es sei genug, daß ich zum Priester sage: ich bin ein Sünder, es ist mir leid, sprich mich also von meinen Sünden los! Darauf müßte der Priester antworten: gerne, wenn ich wüßte, daß es dir aufrichtig leid ist, daß du deine Sünden recht einsiehst, und weißt, was dir fehlt und wie du es in Zukunft besser machen kannst. Denn es handelt sich nicht allein um das Strafen oder Lossprechen, sondern auch um deine Besserung.

Ist es denn genug, daß du dem Arzt sagst, du seiest krank; mehr brauche er nicht zu wissen, er soll dich jetzt nur kuriren? Im Gegentheil: der Kranke erzählt so umständlich Alles dem Arzte, daß dieser oft lieber davon liefe. Denn in ihrer Krankheitsgeschichte wissen die Leute kein Ende zu finden. Bei Seelenkrankheiten sollen sie stumm sein und dem Seelenarzte nicht sagen, wo es fehlt, seit wann, wie man etwa zu der Krankheit gekommen sei?

Es gibt freilich Kranke, die behaupten, es fehle ihnen nichts; aber der Arzt sieht, daß so nur die Fieberhitze aus ihnen herausspricht und daß sie sehr krank sind. Auch trifft man einen Leidenden, der nicht einmal sagen kann, wo es ihm fehlt und da wird der Arzt noch bedenklicher und Jedermann meint, das sei ein schlimmes Zeichen. Seelenkranke der Art treffen wir nun auch; aber ihr Zeugniß gegen die Beichte ist gerade ein Zeugniß für die Beichte: man sieht und merkt, wie krank sie sind.

Was wir bisher gefunden haben an der Beichte und an uns, sagt: die Beichte ist unserer Natur angemessen und es ist eine Lüge, wenn man sie unnatürlich nennt.

Also gehen wir zum zweiten Einwurfe gegen die Beichte und der lautet so:

2) Die katholische Ohrenbeichte sei eben ein äußerliches Ding und gehe nicht in das Innere und das Herz des Menschen hinein; sie sei nur so eine Schwemme, die höchstens den äußeren

Unrath wegnehme, aber nicht tiefer dringe und innerlich gar nicht säubere.

Man verachtet doch ein Bad nicht, wenn es auch nur äußerlich reinigt; ja man meint nicht ohne Grund, so eine äußerliche Reinigung erfrische und stärke nicht blos den ganzen äußeren Körper, sondern mache ihn auch innerlich gesünder und wirke sogar auf die Seele, weil man wahrnimmt, daß die Leute nach dem Bade frischer sind, besseren Appetit bekommen und munterer aussehen. Es gibt Leute, welche die Badezeit schier nicht erwarten können, weit reisen, Alles liegen und stehen lassen und viel Geld darauf verwenden. Das ist keine leere Einbildung: der Arzt selber verordnet ihnen das Bad. Was will man nun dagegen haben, wenn ein Christ von Zeit zu Zeit, das heißt, so oft er es für nöthig und gut hält, ein geistliches Bad in der Ohrenbeichte nimmt? Es gibt freilich auch Leute, die das Wasser nicht ausstehen können, weder innerlich noch äußerlich: es sind aber selten ganz gesunde Menschen und jedenfalls unsaubere. Wird wohl auch bei denen so aussehen, welche keine Ohrenbeichte mögen.

Wenn aber schon das Wasser auf den innerlichen Körper, ja auf die Seele wirken kann, so wird wohl auch die Ohrenbeichte nicht blos so etwas Aeußerliches sein und auch innerlich wirken können. Du weißt ja, daß Einer dabei sich anklagt und der Andere darnach richtet. Das ist doch zum wenigsten gesagt, ein sehr ernsthaftes Geschäft und Zwiegespräch und so etwas dringt tief ein. Will es aber da und dort nicht tief genug zu Herzen gehen, so spürt das der Priester alsbald und hat dann auch scharfe Instrumente, die selbst in ein hartes Herz dringen. Sollte aber ein Herz ganz versteinert sein, so hilft freilich auch die Beichte wenig oder gar nicht: aber schaden kann sie auch nicht.

Betrachtest du alle Stücke der Beichte, so mußt du einsehen, daß sie gar wenig Aeußerliches und viel mehr Innerliches hat. Der Priester muß prüfen, was der Beichtende sagt, ob es ihm Ernst ist, ob ihm seine Sünden leid sind, ob er geduldig sich

strafen läßt, Besserung und die Anwendung der Mittel verspricht, die ihm der Priester vorschreibt und zum Gebrauche mitgibt. Das sind ja lauter innerliche Stücke.

Es ist doch um die Ohrenbeichte nur ein äußerliches Wesen, sagst du; denn ich kenne viele, die beichten und nicht besser werden, vielmehr immer wieder in ihre Sünden zurückfallen. Freilich gibt es solche Leute; aber ist daran die Ohrenbeichte schuldig? So wenig als ein geschickter Arzt an meinem Tode schuldig ist, wenn ich mich immer wieder selber krank mache. Das ist wahr: wer die Ohrenbeichte nicht recht braucht, thut freilich übler, als wer sie gar nicht braucht und kann sogar schlimmer werden, als Einer, der gar nicht beichtet. Das gilt namentlich von groben oder Todsünden. Doch ist es auch wieder möglich, daß dem eher geholfen wird, der zum Arzt geht, als dem, der gar keinen brauchen will. Wir haben aber auch Schwachheitssünden an uns und der Eine bringt sie so ziemlich weg mit Gottes Hülfe; der Andere nicht, weil er es vielleicht am rechten Ernste fehlen läßt oder weil ihm Gott zu seiner Prüfung und Verdemüthigung gewisse Schwachheiten lassen will. Was geschieht nun da durch die Ohrenbeichte? Solch struppige Haare und Nägel werden beschnittten, wenn sie auch immer wieder nachwachsen und so behält der Mensch doch ein gesittetes Aussehen und läuft nicht verwildert und mit Thierkrallen umher.

Weiter gibt es auch Menschen mit Naturen, an denen nichts mehr anschlägt und da ist eben für den Tod kein Kräutlein gewachsen. Aber kein Mensch schilt darum den Arzt oder behauptet, seine Mittel seien nur äußerlich, weil sie nicht anschlagen. Oder du kannst die Sache auch so ansehen: wenn dein Auge gesund ist, so kann es nicht einmal ein Stäublein ertragen und wenn dasselbe so klein ist, daß wir es nicht einmal sehen können. Sogleich schießt Wasser in das Auge, um den fremden Körper hinauszuschwemmen. Geht es mit dem Wasser nicht, bringt man das Stäubchen nicht bald heraus, so gibt es Schmerzen, ein krankes Auge, ja man kann leicht darum kommen. So gibt

es Menschen, deren Gewissen nicht ruht, bis es gereinigt ist und sie lassen es sich nicht nehmen, das gehe am sichersten und besten durch die Ohrenbeichte. Siehe dir einmal solche Menschen an; es sind nicht die schlimmsten und sie verdienen allen Glauben.

Wenn aber in ein Auge etwas fliegt oder fällt und du spürst es gar nicht, so ist das Auge sehr krank oder gar schon todt. So gibt es Leute, die sagen: was soll ich denn beichten? es thut mir nichts weh und nichts leid und diese Leute sind keine Freunde der Beichte. Siehe auch diese näher an und du wirst finden, daß da Vieles erstorben ist und sie wenig Glauben verdienen.

Wer da sagt: was oder warum soll ich beichten, der zeigt, daß er gegen sich ganz blind ist und für Gott kein Auge hat, oder daß er so krank ist, daß er keine Schmerzen mehr empfindet und gar nicht weiß, wie schlimm es mit ihm steht.

Die Ohrenbeichte ist etwas so Innerliches, daß nur der Unverstand und Mangel an Erfahrung meinen können, sie sei etwas nur Aeußerliches. Darum muß man sich auf eine andere Einwendung gegen sie besinnen und diese lautet so:

3) Die Ohrenbeichte sei gefährlich. — Für wen denn? Für den Priester, meint Einer; denn Sünden anzuhören und Sünden zu richten sei immer gefährlich. Das mag sein; aber es ist auch gefährlich, mit Kranken umzugehen und sie zu pflegen und doch muß es Aerzte und Krankenwärter geben und rechtschaffene Aerzte und Krankenwärter fürchten sich nicht einmal, sondern vertrauen sich dem Schutze Gottes an, weil sie ihre Pflicht thun. Ja sie meinen, daß wenn sie ohne ihre Schuld angesteckt werden und sogar ihr Leben dabei lassen müssen, stehe es erst recht gut mit ihnen. Denn in seinem Berufe sterben, heißt gut sterben. Zur Vorsicht aber beobachten sie Alles, was sie vor der Ansteckung bewahren kann.

Wenn es nun gefährlich ist, Sünden anzuhören und darüber zu richten, und diese Sünden gleichsam zu heilen, so ist es nur um so schöner, wenn sich Einer zu solchem Berufe hergibt und

damit es nicht zu gefährlich ist, und der Mensch weder verzagt, noch übermüthig dabei werde, so hat der allweise Gott gar schön vorgesorgt. Denn bevor er an dieses gefährliche Geschäft sich macht, ja so oft er sich daran macht, gibt ihm Gott zum Voraus und noch mehr, wenn er darum bittet, den heiligen Geist. Das ist der Geist des Lebens, der vor Sündenansteckung bewahrt, und der Geist der Weisheit, der für ein so schweres Geschäft den Menschen tüchtig macht, und der Geist der Demuth, der bei der größten Würde keinen Uebermuth zuläßt. Oder weißt du nicht, was Christus gethan hat, als er seinen Aposteln das Richteramt über die Sünden gab? Er hauchte sie an und sprach: Nehmet hin den heiligen Geist; und erst jetzt übertrug er ihnen das schwere Amt. Denn so lesen wir im Evangelium des Johannes im zwanzigsten Kapitel und dessen zweiundzwanzigsten und dreiundzwanzigsten Verse. — Also kannst du für die Priester ganz unbesorgt sein.

Oder soll die Ohrenbeichte für die Beichtenden gefährlich sein? Mag sein, wenn sie dieselbe mißbrauchen. Aber was kann man nicht mißbrauchen? Feuer braucht Jedermann und keinem vernünftigen Menschen fällt es ein, über das Feuer zu klagen, weil man mit ihm schon so viel Unheil angerichtet hat.

Aber, meinst du, es könnte Einer etwas Böses im Schilde führen und möchte doch sein Gewissen beruhigen. Also beichtet er es; denn verrathen darf man ihn nicht und so begeht er sein Verbrechen leichter. Glaubst du im Ernste, eine solche Beichte werde sein Gewissen beruhigen? Seine Sünde wird ihm ja nicht vergeben, wenn er sie nicht bereut und läßt. Das weiß er, das sagt man ihm und wenn ihn je noch etwas davon abbringen kann, so ist es die Ohrenbeichte, in der ihm tüchtig in's Gewissen geredet wird. Frage dich doch: ob Einer, der beichtet, sein Verbrechen eher oder leichter ausführen wird, als Einer der nicht beichtet? Die Erfahrung lehrt, daß tausend Verbrechen gerade durch die Beichte noch verhindert werden und daß wer ein Verbrechen vor hat, selten vorher noch beichtet. So lange

die Ohrenbeichte besteht, hat man noch nicht nachweisen können, daß sie ein Verbrechen erleichtert habe, oder daß ein einziger Priester dem Beichtenden Schlechtes vorsage und sein böses Vorhaben gut heiße. Jeder Familienvater wird die Wahrnehmung machen, daß er denjenigen in seinem Hause am ehesten trauen darf, die beichten und daß er mißtrauisch sein muß, wo Eines die Beichte meidet.

Gefährlich, sagt man endlich, ist und bleibt die Ohrenbeichte für den Beichtenden; denn sie bewirkt in ihm eine gefährliche Sicherheit. Man hat gebeichtet, ist losgesprochen und nun ist das Gewissen ruhig, sagt man. — Ist denn das gefährlich? Soll das Gewissen ewig unruhig sein? Darum ging man durch die Beichte zu Christus, weil man mühselig und beladen war und da soll sein Wort nicht eintreffen: ich will euch erquicken und ihr werdet Ruhe finden für eure Seelen?

Setzen wir den Fall ein Katholik und ein Protestant haben gebeichtet, und jeder in seiner Weise und so gut er es vermochte. Soll der Katholik deßhalb weniger beruhigt sein, weil er seine Sünden in Worten bekannt hat und der Protestant sollte beruhigter sein, weil er sich im Allgemeinen nur angeklagt hat und im Allgemeinen nur freigesprochen worden ist? Wie kann man doch hier von falscher Sicherheit reden? Der Protestant sagt: weil ich so glaube, bin ich gerechtfertigt und darum meiner Seligkeit gewiß. Der Katholik sagt: weil ich so glaube und nach diesem Glauben beichte, bin ich meiner Sünden los; ich höre das ja vom Stellvertreter des Herrn. Es gibt auch Protestanten, die sagen: ich spüre es so im Herzen, daß ich meiner Sünden los bin, daß ich an meiner Seligkeit keinen Augenblick zweifle.

Dagegen gibt es nicht einen einzigen wahren Katholiken, der auch nur einmal in seinem Leben bei allem Glauben, aller Hoffnung, aller Liebe, sagen dürfte: ich bin meiner Seligkeit gewiß, sondern er ringt fort und fort mit Furcht und Zittern, daß er selig werde. Wo ist nun gefährliche Sicherheit? Wo man des Himmels gewiß oder wo man des Himmels nie gewiß ist?

Dazu kommt noch der Umstand: mit der Vergebung der Sünden denkt sich der Protestant Alles abgemacht, ausgeglichen und den Himmel sogleich geöffnet. Und das glaubt er, weil er bei diesem Glauben dann nur noch mit dem Ehrenkleide Christi überzogen zu werden braucht, um im Himmel erscheinen zu können. Der Katholik aber glaubt, daß bei aller Vergebung der Sünden doch noch gewisse Strafen bleiben können, jedenfalls aber Sündenflecken bleiben müssen und daß diese erst gereinigt werden sollen, bevor man das Ehrenkleid Christi anziehen kann. Daher die Genugthuung für Sünden, so weit sie dem Menschen möglich ist, ohne daß Christi Genugthuung verringert oder gar unnöthig würde. Katholiken und Protestanten stimmen darin zusammen: Unreines kann nicht in den Himmel eingehen. Die Katholiken meinen also, man müsse möglichst gereinigt sein; die Protestanten meinen: man sei rein, wenn nur das Unreine von Christus zugedeckt sei. Aber Unreines reinigen und Unreines nur mit Reinem zudecken, ist eben ein großer Unterschied. Da frage ich wieder: was ist schwerer? wo ist gefährliche Sicherheit?

Will aber der Protestant sagen: wer selig wird, wird es dadurch, daß er nach dem Tode gleichsam in die Natur, das Wesen, die Reinheit Christi verwandelt wird, so frage ich: geschieht das plötzlich? Schwerlich sagt ein Protestant: ja. Denn da kämen alsbald starke Einwürfe zur Sprache. Geschieht diese Umwandlung in die Natur Christi nach und nach, so kann man doch nicht mit dem Katholiken hadern, der an ein Reinigen glaubt, das eben auch nach und nach vor sich geht und zwar auch durch die Ohrenbeichte.

4) Ein vierter Einwurf gegen die Ohrenbeichte soll der Umstand sein, daß sie ja nicht Jedermann möglich sei, z. B. einem Todkranken, einem Taubstummen, einem Menschen, dessen Sprache man nicht kennt. Das ist wahr, aber wer behauptet denn, daß die Ohrenbeichte für Jedermann absolut nöthig sei? Nöthiger ist z. B. gewiß die Taufe. Aber wenn ich mich taufen lassen möchte und finde keinen, der mich taufen kann, so rechnet mir Gott diesen Mangel nicht zu und die Begiertaufe ersetzt dann

die rechte Taufe. Oder wenn ich ohne meine Schuld ungetauft bin und doch glaube und für diesen Glauben mein Leben lasse, so habe ich die Bluttaufe und in ihr die Seligkeit. Wenn das beim wichtigsten Stücke, bei der Taufe so ist, so wird es die nämliche Bewandtniß, und noch leichter, mit der Ohrenbeichte auch haben. Da gilt dann die innere Reue und ersetzt alles Uebrige.

5) Wichtiger ist ein fünfter Punkt gegen die Ohrenbeichte: Taufe und Glaube machen selig; wozu also noch die Ohrenbeichte? Freilich machen Taufe und Glaube selig und doch genießt der Christ auch noch das hl. Abendmahl. — Ja, das geschieht, sagt man, um seinen Taufbund zu erneuern und seinen Glauben zu stärken. Aber wie, wenn die Taufgnade mißbraucht und der Glaube am Sterben ist und zwar so, daß ich in solchem Zustande, ohne mich vollends zu Grunde zu richten, nicht einmal das hl. Abendmahl genießen kann? Da liegt die Rettung vielleicht und gar oft allein noch in der Ohrenbeichte. Siehe die Sache so an: Taufe und Abendmahl sind das Schiff, das dich über die Wogen des Meeres zur Heimath glücklich bringen kann. Nun kann es dir aus Schwachheit, Leichtsinn oder gar aus Verblendung und Bosheit begegnen, daß du aus dem Schiffe fällst oder deine Leidenschaften wie Stürme dich aus demselben werfen. Du liegst in den Wogen, dein Verderben ist gewiß; aber ein Mann im Schiffe ist aufgestellt, der deine Lage sieht. Diesem Mann ist ein Rettungsbrett anvertraut, das er für dich bereit hält. Du darfst nur darnach greifen und er zieht dich aus den Wellen. Wirst du das Brett verlassen, weil es kein Schiff ist? Du wirst es erfassen, weil es dich wieder in's Schiff bringt.

So nothwendig ist die Ohrenbeichte bei Taufe und Abendmahl. Ja wenn Taufe und Abendmahl uns gänzlich vor Sünden bewahrten; aber das können und sollen sie nicht allein thun, sonst wären wir keine Menschen, keine freien Geschöpfe mehr. Dazu helfen können sie; aber wir müssen mitwirken. Haben wir das unterlassen, so liegt die letzte Rettung in der Beichte.

6) Ein sechster Einwurf gegen die Ohrenbeichte sagt: sie kommt nicht von Christus her. — Freilich hat Christus nirgends ausdrücklich gesagt: ihr sollt einem Priester eure Sünden in Reue bekennen. Auch auf den Apostel Jakobus will ich mich nicht berufen, der im fünften Kapitel seines Briefes, dem sechzehnten Verse sagt: es soll Einer dem Andern seine Sünden bekennen. Doch sieht man aus diesen Worten recht deutlich so Etwas, was ganz wie die Ohrenbeichte aussieht, und ein Apostel gebietet gewöhnlich nur das, was er vom Herrn selber als Befehl erhalten hat.

Aber im fünften Kapitel des dritten Buches Mosis lesen wir den Befehl, daß derjenige, welcher eine Sünde begangen habe, sie bekennen soll, dann soll der Priester für ihn beten, und der Sünder ein besonders verordnetes Opfer darbringen und jetzt erst soll er Vergebung erhalten. Da sind ja alle Stücke der Beichte: Reue, Bekenntniß, Genugthuung und Verzeihung. Hat Christus solche Gebote aufgelöst? Nein, erfüllt hat er sie, vollkommener gemacht. Lies nur Matth. 5, 17. — Das alte Testament, sagst du, ist nur ein Schatten. Allerdings; aber zu einem Schatten gehört ein Licht und ein Körper, von dem die Juden nur den Schatten sahen. So ist mir aus dem alten Testamente bewiesen, daß die Ohrenbeichte eine christliche Einrichtung ist.

Aber, fragst du, warum schweigt denn das neue Testament ganz darüber? und ich antworte dir: es schweigt nicht darüber, sondern zeigt gar schön, woher die Beichte stammt. Höre nur ein wenig zu. Das weißt du aus dem neuen Testament, daß Christus vergeben und behalten hat, wie und wo es ihm gefiel; das heißt, wie er vom Vater gesandt war. Nun siehe: gerade so sandte er auch alle seine Jünger und sendet sie, bis er wieder kommt. „Gleichwie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch" und sogleich gibt er ihnen den hl. Geist und die Gewalt Sünden zu vergeben oder zu behalten. Joh. 20, 21—23.

Die Ohrenbeichte hat er freilich nicht einzeln und bei Namen

eingesetzt; aber wenn ich von einem Hause spreche, so glaubst du, ohne daß ich es sage, daß es gewisse Theile, z. B. Stuben habe. Niemand kann bei diesen Worten Jesu, wie sie Johannes und Matthäus uns aufbewahrt haben, mit Recht bezweifeln, daß Jesus das Bußsakrament eingesetzt habe. Dieses Bußsakrament hat und muß seine Theile haben und einer dieser Theile ist die Beichte. Aber ob es gerade die Ohrenbeichte sein muß, fragst du? Und ich antworte: nur die Ohrenbeichte ist ein rechtes Stück des Bußsakraments. Denn erinnere dich nur daran, was wir oben schon besprochen haben. Wer Sünden erlassen oder behalten will, darf das nicht in den Tag hinein thun, sondern nach gehöriger Untersuchung. Diese ist aber nur möglich bei der Ohrenbeichte und kann nur wegfallen, wo sie nicht möglich ist.

Wenn aber die Ohrenbeichte, die einmal da ist und schon lange da ist, nicht von Christus herkommt, wo kommt sie denn her? Dann kann sie nur vom Teufel oder von Menschen herkommen. Es hat auch schon Leute gegeben, die behauptet haben, die Ohrenbeichte sei ein Teufelswerk. Aber man hat sich doch bald wieder an dieser Behauptung geschämt. Denn der Teufel treibt wohl zum Sündigen, aber nie zum Geständnisse und Bekenntnisse der Sünden, sondern er ist ein Lügner von Anfang und macht seine Leute auch zu Lügnern, aber gewiß nie zu Sündenbekennern. Wer aber ein wenig Achtung geben will, sieht, daß der Teufel gar stark vom Beichten aller Art zurückhält. — Also kann die Ohrenbeichte nur von Menschen herkommen. Das soll so zugegangen sein: um hinter Alles zu kommen und große Gewalt über die Seelen zu erhalten, haben die Priester dem Volke weiß gemacht, man müsse ihnen die Sünden beichten. Aber da hätten es doch die Priester dumm angegriffen: sie wollen Alles wissen und dürfen nichts sagen, ja nie merken lassen, daß sie es wissen. Ein solches Wissen kann nichts nützen.

Auf eine bloße Erfindung und Lüge hin sollen so viele hundert Jahre schon die Menschen in die Beichtstühle gehen und etwas thun, was sie demüthigt und ihnen oft sehr beschwerlich

ist? Und wie ungeschickt haben es doch die Priester eingerichtet, daß, so oft die Leute wollen, so viele beichten, daß der beichthörende Priester so viel hören muß, daß er gewiß nachher schier gar nichts mehr weiß?

Verdächtig gegen die Behauptung, daß die Beichte eine Priestererfindung sei, ist doch auch das, daß sie selber hinauf bis zum Papste beichten, ja oft beichten sollen. Man erfindet keine Lasten, denen man selber nicht entgehen kann.

Aber du, der du die Ohrenbeichte für eine Priestererfindung ausgibst, hast du auch je gehört, gesehen oder erfahren, was das Beichtsitzen für ein Geschäft ist? Ein leibliches und geistiges. Betrachten wir Beides.

Das leibliche Geschäft des Beichtsitzens besteht darin, daß der Priester beinahe zu jeder Stunde des Tages und der Nacht, in der Hitze des Sommers, wie beim Froste des Winters fremden Leuten wie seinen eigenen zu Lieb im Beichtstuhle sitzen muß in einer keineswegs bequemen Stellung, mit der einzigen Abwechslung, daß er sich bei den Einen nach Rechts, bei den Andern nach Links wenden muß, so verborgen, daß die beichtende Person ihn und er sie eigentlich nicht sieht. Dabei muß er ganz Ohr sein und darf nur leise reden und doch so, daß er wohl verstanden wird. Denke dir das oder versuche es für dich auf dem nächsten besten Stuhle und du wirst empfinden, welche Last schon dieses körperliche Geschäft mit sich bringt, von vielem Anderen, noch Lästigeren, weil oft Eckelerregendem abgesehen. Wie manchen Priester hat man gänzlich erschöpft, halb ohnmächtig im Beichtstuhle gefunden, wie viele haben sich lebenslängliche Körperleiden durch diese Arbeit zugezogen, bei der man nicht ausruhen oder abbrechen kann, wie bei anderen Arbeiten! Denke dir dieses Geschäft am Krankenbette. Herabgebeugt zu dem Kranken, ohne Rücksicht auf die Gefahr der Ansteckung, das Abschreckende der Krankheit, die Armuth, Unreinlichkeit, kurz ohne Rücksicht auf die Lage des Kranken muß sich der Priester schon leiblich beim Beichthören ganz zum Opfer bringen und diese leibliche Last soll er erfunden haben!

Und wie sieht es mit dem geistigen Geschäft des Beicht-hörens aus? Das bringt noch weit größere Lasten und Gefahren. Jedes Volk und jede gute Gesetzgebung schlägt den Richterstand hoch an, weil ihm so viel anvertraut ist, weil er nur nach Gesetz und Recht, nach Gewissen und Ehre zu entscheiden hat. Aber jeder weltliche Richter kann sich bei jedem Falle besinnen, so lange er will und Raths erholen, wo er will. Der geistliche Richter im Beichtstuhle muß mit gespannter Aufmerksamkeit das ihm leise, oft so schüchtern, stockend, mit Thränen und ganz schlecht und mangelhaft Mitgetheilte hören. Dabei muß er an der Sprache, dem Ausdrucke schon prüfen, ob wahrer Ernst und tiefe Reue vorhanden seien, ob der Beichtende zu viel oder zu wenig sagt, ob er abschweift oder bei der Sache bleibt, ob er seine Schuld falsch oder richtig ansieht, welchen Antheil Schwäche oder Bos-heit, Unwissenheit oder die Umstände an seiner Schuld haben, ob er ein sittliches Gefühl hat, oder ob es erstorben ist, ob er Glauben hat oder nicht.

Ist das nicht ein furchtbares geistiges Geschäft? Und dieses muß in der Regel bald abgemacht sein, um kein Aufsehen zu erregen, und die übrigen Beichtleute nicht darunter leiden zu lassen und um den Beichtenden durch nicht zu langes Hinhalten zu beschämen und vor Andern blos zu stellen. Dabei ist der Priester auf keine Hülfsmittel angewiesen: er muß entscheiden und bald und fest entscheiden. Welche Last und Verantwortlich-keit; denn auf seine Seele fällt es, wenn er falsch entscheidet, den Sünder entschlüpfen läßt oder gar verhärtet oder ihn einen Gottesraub begehen läßt, den er als Priester hätte vermeiden können!

Wohl ist dem Beichtsitzenden der hl. Geist verheißen und wird ihm auf seine Bitte gewährt, aber nur, wenn er selber nichts versäumt, sich auch geistlich und geistig ganz zum Opfer bringt.

Denke dir die tausend Fälle, die hier zur Entscheidung kommen und fast jeder wieder unter anderen Verhältnissen und

Umständen; und fast lauter Fälle trauriger Art. Welche Verirrungen, Sünden und Schandthaten muß der Priester anhören und dabei soll er frei im Geiste und sanft wie ein Lamm bleiben, um das glimmende Licht nicht vollends zu erlöschen oder das zerstoßene Rohr nicht ganz abzuknicken. Sieh nur, wie ernst und niedergeschlagen der Priester gar oft den Beichtstuhl verläßt. Da fühlt er, was es heißt, die Sünden der Welt auf sich nehmen, auch wenn man sie nur anzuhören, zu bestrafen, zu vergeben oder zu erlassen hat.

Noch habe ich von keinem Priester gehört, der nicht bekannt hätte, Beichthören sei nach Leib und Seele das sauerste Geschäft. Wer es sich leicht machen möchte, wird am Ende mehr darüber zu klagen haben, als der, von dem es heißt: der Eifer bei diesem Geschäfte habe ihn verzehrt.

Wer das nur einen Augenblick erwägt, wird es lächerlich, ja unmöglich finden, daß Menschen eine solche Last erfinden und sie festhalten. Vielmehr wird er sich wundern, daß ein so schweres Geschäft ohne Erleichterung durch so viele Jahrhunderte von einem Stande verrichtet werden muß; er wird bekennen müssen: das ist ein göttliches Gebot, sonst wäre es längst aufgehoben. — Bekanntlich hat man es auch da und dort aufgehoben. Aber die katholische Kirche hat es in seiner ganzen Schwere beibehalten. Die, die es aufgehoben haben, wollten sich auf David berufen, oder vielmehr auf seine Worte, die er im einundfünfzigsten Psalm im sechsten Vers vorbringt: „An dir allein habe ich gesündigt und Uebel vor dir gethan.“ Also, sagt man, geht die Sünde Gott allein an und braucht nicht den Menschen gebeichtet zu werden. — Freilich ist jede Sünde zuerst wider Gott, aber folgt daraus, daß man sie nicht bekennen soll vor Menschen? Schon die weltlichen Gesetze verwerfen solche Meinung. David sagt nirgends, man soll nicht beichten; im Gegentheil sehen wir oben, daß er seine Sünden bekennen mußte, wollte er nicht ganz verschmachten. David war groß auch im Beichten: vor dem Propheten in der Stille, wie vor der ganzen Welt beichtet er, sucht

Ruhe darin und findet sie. In dieser Demuth vor Gott und der Welt leuchtet er uns voran und wir können mit gutem Gewissen uns nicht auf ihn berufen, wenn wir das Bekennen aller Sünden vor Gott und den Menschen bestreiten wollen.

Auch die Ausrede mit der Allwissenheit Gottes besagt nichts gegen die Beichte: er weiß auch was wir bedürfen und will doch darum gebeten sein und so kennt er unsere Sünden besser als wir, aber eben durch Bekenntniß sollen wir sie besser kennen, tiefer bereuen und verabscheuen lernen.

Nein, die Beichte stammt nicht von Menschen, das beweist ihre Last und der Umstand, daß sie nicht auszurotten ist. Selbst wo man das versucht und wie es schien, mit Glück versucht hat, kehrt sie wieder. Bei weitem die meisten Protestanten wünschen sie wieder, dringen auf ihre Wiedereinführung und trotz Fleisch und Blut, trotz Unwissenheit und Bosheit, sie wird gewiß wieder eingeführt werden. Wir wünschen und gönnen sie auch den getrennten Brüdern, so wenig uns das nützt, die wir sie haben und behalten werden. Die Protestanten erinnern sich gewiß daran, daß Luther noch im letzten Jahre seines Lebens die Worte geschrieben hat: „daß die Buße sammt der Gewalt der Absolution oder Löse-Schlüssel ein Sakrament sei, bekennen wir gern. Denn sie hat die Verheißung und gibt Vergebung der Sünden um Christi Willen."

Die schmalkaldischen Artikel, auch eine Bekenntnißschrift der Lutheraner, wollen, daß der Gebrauch der Beichte beibehalten werden soll, besonders wegen der Behütung und Bewahrung der Jugend, welche dadurch auf den Pfad der Rechtschaffenheit geführt werde.

Selbst die augsburger Confession verlangt die Privatabsolution, die man nicht fallen lassen solle, wiewohl es nicht noth thue, alle Missethat zu beichten, weil man ja nach Psalm 18 nicht alle kenne. — Nun, die katholische Kirche verlangt auch nur die Beichte der uns bekannten Sünden.

Also die Lehre von der Schlüsselgewalt hätten die Pro-

testanten noch; nur meinen einige derselben, die Schlüssel bedeuten nichts, als daß man sage, der Himmel sei offen; andere aber meinen, die Schlüssel seien gegeben zum Ver- oder zum Aufschließen. Aber Himmelsschlüssel können nur vom Himmelsbesitzer ausgetheilt werden.

7) Der siebente und letzte wichtige Einwurf gegen die Ohrenbeichte lautet endlich so: Die Ohrenbeichte stammt doch nicht von Christus; denn in den frühesten christlichen Jahrhunderten hat man nichts von der Ohrenbeichte gewußt; ja viele behaupten, sie sei erst im dreizehnten Jahrhundert, im Jahre 1215, durch den Papst Innocenz den dritten auf einer Kirchenversammlung zu Rom eingeführt worden.

Und wenn das auch wahr wäre, so würde ich sagen: was die Kirche einführt, stammt von Christus und dem hl. Geiste, ob es früher oder später kommt. Es wird doch Niemand sagen wollen, mein Bart sei nicht mein Bart, stamme nicht aus meinem Körper, weil ich ihn nicht mit auf die Welt gebracht habe?

Aber jene Kirchenversammlung vom Jahre 1215 verordnet ja, daß die Beichte des Jahres wenigstens einmal abgelegt werden müsse. Sie war also schon da und um der leichtsinnigen Christen willen machte man dieses Kirchengebot noch hinzu. — Freilich wendet man gegen das Alter der Ohrenbeichte ein, daß man im Alterthum nur von öffentlicher Beichte und nicht von der Ohrenbeichte etwas lese. Das kommt aber daher, daß in jenen alten Zeiten die Sache noch strenger war als jetzt: der Sünder mußte nämlich seine Sünden öffentlich bekennen und öffentlich Buße thun. Das kann die Kirche stets einrichten, wie sie es für gut findet. Also mehr als die Ohrenbeichte war im Alterthum da; die Ohrenbeichte ist nur eine Erleichterung der Beichte und diese Beichte ist von Christus an da und in seiner Kirche, ob man sie öffentliche oder Ohrenbeichte heißt. Wir finden sie in den Worten Christi Joh. 20, in der von ihm stammenden Schlüsselgewalt, im Briefe des Jakobus 5. Kapitel; in 1 Joh. 1, 9; im Bann und in der Absolution,

die Paulus in Korinth verhängte, in der Apostelgeschichte, wo die Leute bekannten, daß sie Zauberbücher haben Apostelg. 19, 19.

Aber die Frage ist: haben die Schüler der Apostel, haben die ersten christlichen Lehrer die Sache auch so verstanden, daß die Beichte, wie wir Katholiken sie noch haben, von Christus stamme? Reden sie von der Beichte?

Polykarp war ein Schüler des Apostels Johannes und wenn er nicht von der Beichte redet, so wird er eben keine Veranlassung dazu gehabt haben, wie jeder der vier Evangelisten nicht das ganz Gleiche erzählt, wie die drei andern. Aber Polykarp hatte einen Schüler, den Irenäus, und woher weiß der etwas von der Beichte, wenn er es nicht von Polykarp wußte, wie dieser es von Johannes gelernt hatte? Dieser Irenäus redet von der Beichte; denn er erzählt, es seien Weiber in die Kirche gekommen, die sich heimlicher Verbrechen angeklagt haben; etliche haben es öffentlich gethan, andere haben in der Verzweiflung ihrem Glauben entsagt. Wäre ein anderes Mittel zur Vergebung der Sünden da gewesen, so hätten sie nicht in Verzweiflung ihren Glauben verlassen. So unerläßlich war schon damals die Beichte.

Clemens, ein Schüler des Apostels Paulus, schreibt in seinem ersten Briefe an die Korinther: „Es ist dem Menschen besser, seine Sünden zu bekennen, als sein Herz zu verhärten."

Barnabas schrieb einen Brief ungefähr um die Jahre 107 bis 120 nach Christi Geburt und sagt darin: „Bekenne deine Sünden."

Tertullian, der älteste lateinische Kirchenschriftsteller, ungefähr anderthalb hundert Jahre nach Christus geboren, spricht gar deutlich vom Sündenbekenntnisse und sagt ausdrücklich: „nicht als ob Gott sie nicht wüßte, sondern weil das Bekenntniß zur Genugthuung führt, aus welcher auch Buße entspringt, und durch Buße wird Gott besänftigt." Er setzt noch bei: „Wenn du gleichwohl wieder Rückschritte machst, so wende deine Erinnerung zu jenem ewigen Feuer hin, welches durch Bekenntniß ausgelöscht

wird; und damit du nicht zauderst, das Mittel anzuwenden, so erwäge die Größe der künftigen Züchtigung. Und da es dir wohl bekannt ist, daß gegen dieses Feuer nach der Taufhandlung die Hülfe der Beichte angeordnet ist, warum bist du denn ein Feind deines eigenen Heiles?"

Der hl. Cyprian, Bischof von Carthago und als Märtyrer gestorben im Jahre 258, spricht von der Ohrenbeichte so deutlich, daß ihn kein Mensch mißverstehen kann und spricht von ihr als von etwas ganz Bekanntem z. B. man bekenne Sünden, auch wenn man nur an ihre Vollbringung einmal gedacht habe, vor dem Priester. „Ich bitte euch, meine Brüder, schreibt er, lasset Jedermann seine Sünden bekennen, so lange der, welcher sich verfehlt hat, noch lebt, so lange sein Bekenntniß angenommen werden kann, so lange die vom Priester ertheilte Genugthuung und Verzeihung vor Gott gültig ist." Wer sieht nicht, daß hier die Ohrenbeichte gemeint ist, wie wir sie heute noch haben, mit dem Bekenntnisse vor dem Priester, der Vergebung durch den Priester und der Gültigkeit vor Gott?

Origenes, im Jahre 185 nach Christus geboren, spricht klar von der Ohrenbeichte und beruft sich auf die Stelle des Briefes Jakobi 5, 14, indem er sagt: „Es ist noch (außer der Taufe) eine strengere und mühsamere Sündenvergebung durch die Buße, indem der Sünder sein Bett mit Zähren wascht und nicht erröthet, seine Sünden dem Priester des Herrn zu eröffnen und das Heilmittel zu suchen. — Wenn die, welche gesündigt haben, ihre Sünden in ihrem Innern verbergen und zurückhalten, so werden sie von zeitlichem Kummer gequält; wenn aber der Sünder sein eigener Ankläger wird, so benimmt er, indem er das thut, dem Zustande alles Krankhafte. — Wenn wir unsere Sünden entdecken, und zwar nicht blos Gott, sondern auch jenen, welche unsern Wunden und Gebrechen ein Heilmittel gewähren, so werden unsere Sünden von dem ausgelöscht, welcher sagt: Ich habe deine Missethaten ausgelöscht wie eine Wolke und deine Sünden wie einen Nebel (Jesaias 44, 22)."

Athanasius, der hl. Patriarch von Alexandrien, gegen Ende des dritten Jahrhunderts geboren, lehrt, daß die Beichte auch der geheimsten Sünden, selbst der bösen Gedanken und strafbaren Begierden nothwendig sei.

Der hl. Ambrosius, Bischof von Mailand, um das Jahr 340 geboren und einer der vier großen lateinischen Kirchenlehrer, weinte, so oft ihm Einer seine Fehltritte beichtete, so, daß er auch den Beichtenden zu Thränen rührte.

Basilius der Große, Erzbischof von Cäsarea, um das Jahr 330 geboren, schreibt: „Bei dem Bekenntnisse der Sünden muß dieselbe Methode beobachtet werden, wie bei Eröffnung der körperlichen Gebrechen. Denn wenn diese nicht unbesonnen dem Nächsten Besten mitgetheilt werden; so müssen auch die Sünden solchen Personen gebeichtet werden, welche Gewalt haben, ein Heilmittel anzuwenden."

Der hl. Gregor von Nyssa, Bruder des vorigen, geboren 331, schreibt: „Du, dessen Seele krank ist, warum eilst du nicht zu einem Arzte? Warum bekennst und entdeckst du nicht ihm deine Krankheit durch die Beicht? — Entdecke deine Noth dem Priester, als deinem Vater, er wird von einem Gefühle des Mitleids gerührt werden. Zeige ihm, was verborgen ist, ohne Scheu; eröffne die Geheimnisse deiner Seele, als ob du einem Arzte ein heimliches Uebel zeigtest; er wird für deine Ehre und deine Heilung Sorge tragen."

Um dieselbe Zeit schrieb der hl. Pacianus: „Ich wende mich zu euch, die ihr Sünden begangen habt, und nun nicht Buße thun wollt, zu euch, die ihr so furchtsam seid, nachdem ihr so schamlos gewesen; zu euch, die ihr erröthet zu bekennen, was ihr ohne Erröthen begangen habt."

Der hl. Hieronymus, um das Jahr 346 geboren, schreibt: „Auf gleiche Weise lösen und binden bei uns Bischöfe oder Priester nicht ohne Weiteres jene, welche blos unschuldig oder schuldig sind, sondern wenn sie gemäß ihrer Pflicht die verschie-

denen Beschaffenheiten der Sünden vernommen haben, so wissen sie, welcher gebunden und welcher gelöst werden soll."

Papst Leo der Große, im fünften Jahrhundert, gibt ausdrückliche Belehrungen und Vorschriften über die Ohrenbeichte und sagt: „Jene Beicht genügt, welche zuerst vor Gott und dann vor dem Priester gemacht wird, der für die Sünden der Büßenden Gebete darbringen wird."

Bonifacius, der Apostel der Deutschen, im siebenten Jahrhundert geboren, verordnete, daß bei jedem Feldhauptmann in den Kriegsheeren ein Priester sein soll, um von den Kriegsleuten in den Lagern und auf dem Schlachtfelde die Beicht abzunehmen.

Rabanus Maurus, im achten Jahrhundert geboren, Erzbischof von Mainz, verordnete in einer Versammlung der Bischöfe, daß die Priester auch die Sterbenden Beicht hören und ihnen eine Buße auflegen und erst nach dieser Beicht und der Lossprechung die letzte Wegzehrung ertheilen sollen.

Der hl. Bernhard, im Jahre 1091 geboren, spricht gar deutlich von der Ohrenbeichte, wenn er schreibt: „Was hilft euch eine halbe Beichte? Wer in der Beichte etwas verschweigt, der belügt Gott."

Also ist es wahr, daß die Ohrenbeichte zu keiner Zeit in der Christenheit fehlte und vom neuen Testamente an bestätigt sie jedes Jahrhundert hinauf bis zum Jahre 1215, das heißt bis zur vierten lateranensischen Kirchenversammlung, welche befahl, daß jeder Christ sie wenigstens zur österlichen Zeit verrichten solle und kein Mensch wird bestreiten können, daß sie auch von da an bis heute stets in der katholischen Kirche wie in den ersten Zeiten gefunden werde.

Wollen die Gegner der Ohrenbeichte aufrichtig sein, so können sie nur sagen: sie ist uns zuwider, weil sie den Stolz beleidigt und lästig ist. Aber in Sachen des Glaubens und der Sitten gilt der Stolz nicht und fragt man nicht nach der Bequemlichkeit; denn der schmale Weg, nicht der breite führt zum

Leben. Alle Beweise, Zeugnisse und Einwendungen gegen die Ohrenbeichte fallen dahin und sind lächerlich oder unwahr.

Aber man hat nicht blos das Recht, Zeugnisse und Einwendungen zu prüfen, die gegen eine Sache oder Person erhoben werden, sondern man hat auch das Recht, ja die Pflicht, die Leute ein wenig sich zu betrachten, welche Zeugnisse und Einwendungen vorbringen, ob sie dazu berufen und dafür befähigt sind.

Wenn nun Jemand gegen die Ohrenbeichte auftritt und sie doch selber verrichtet, so steht offenbar sein Thun im Widerspruche mit seinen Worten und sein Zeugniß ist wenigstens sonderbar oder verdächtig.

Sagt Einer: ich habe auch schon die Ohrenbeichte verrichtet; aber gerade dadurch gefunden, daß sie nichts taugt, so sage er nur, warum sie nichts taugen soll und man wird finden, daß wenn je etwas Wahres an seiner Behauptung sein sollte, die Schuld auf ihn und nicht auf die Beichte fällt. Jedenfalls müßte er beweisen können, daß er recht gebeichtet habe. Getrost aber behaupte ich, daß wer recht beichtet, gewiß nichts gegen die Ohrenbeichte vorbringen kann und eben so wenig etwas gegen sie vorbringen mag.

Tritt Einer gegen die Ohrenbeichte auf, der sie noch nie verrichtet hat, so sage ich ihm: unversucht schmeckt nicht. Es ist lächerlich, ja oft sehr unrecht, etwas zu bestreiten, was man nicht selber kennt und übt, und das doch im Christenthum zu aller Zeit als Brauch und Vorschrift gefunden wird.

Gegen die Leute, welche die Ohrenbeichte nicht kennen und nicht lieben, erhebt sich aber eine Wolke von Zeugen aus allen christlichen Jahrhunderten, welche die Ohrenbeichte verrichtet haben und in dieser Wolke leuchten diejenigen durch Reinheit und Tugend hervor, welche sie fleißig und im Sinn und Geiste der Kirche verrichtet haben. Kein vernünftiger Mensch wird sagen wollen: wer nicht beichtet ist besser, als wer beichtet. Dagegen bezeugt das Leben und Bekenntniß unzähliger Christen, daß sie in der

Schule der Beichte sich und ihre Fehler kennen gelernt, Beruhigung erhalten und Lebensbesserung errungen haben.

Möchte unsere Zeit, die so gewaltig nach Freiheit strebt, erst innerlich sich lösen lassen, so würde sie finden, welche Bande sie trägt und wie diese Bande ihr abgenommen werden könnten; sie würde einen Begriff von der Verheißung Christi bekommen, daß im Himmel losgesprochen ist, wer auf Erden losgesprochen worden. So aber drückt sie etwas und das könnte sie darauf hinweisen, daß sie im Himmel nicht losgesprochen, weil sie es auf der Erde nicht gesucht habe.

Auch dieses Joch wird sanft, auch diese Last leicht, so bald man sie von Christus annimmt, und wer das nicht glauben und versuchen will, dem rathe ich, nicht zu sündigen, so hat er auch nicht nöthig zu beichten.

Wenn aber die Ohrenbeichte zur Vergebung und Heilung der Sünden führt, wozu der Ablaß in der katholischen Kirche?

Diese Frage wird das nächste Kapitel beantworten.

XVI.

Ablaß.

Auch wieder ein Gerechter, der viel leiden muß. Denn zum Ersten hat man ihn im eigenen Hause da und dort mißbraucht und unverständige Leute haben ihm das zum Vorwurfe gemacht, statt mit ihm Mitleiden zu haben. Zum Andern haben Leute dreihundert Jahre lang ihn maßlos beschimpft, weil sie ihn nicht kannten, und nicht kennen lernen wollten. Sie urtheilten, wie der Blinde von der Farbe und machten solchen Lärm, daß selbst die Katholiken sich kaum zuweilen getrauten, sich des arg geschmähten Ablasses anzunehmen und Manche meinten, etwas müsse doch an der Sache sein, weil so Viele über ihn tobten.

Woher kam denn das Schmähen über den Ablaß?

I. Daher, daß man ihn gar nicht kannte;

II. Daher, daß man den Mißbrauch, den man eine Zeit lang mit ihm trieb, für den rechten Gebrauch ansah und so das Kind mit dem Bade ausschüttete.

I. Daß die ärgsten Schreier wider den Ablaß denselben nicht kannten und noch nicht kennen, sieht man daraus, daß sie nicht einmal wissen, was Ablaß ist. Denn wenn man sie fragt: was ist Ablaß? so sagen sie alle bis auf den heutigen Tag: Ablaß ist Vergebung der Sünden. Aber in ihrem Leben hat die Kirche nie das gesagt, sondern ihre Lehre vom Ablasse ist zu allen Zeiten die: Ablaß ist Nachlassung zeitlicher Strafen, welche

nach der Vergebung der Sünden noch zu erleiden sind. Sündenvergebung und Nachlaß zeitlicher Strafen für Sünden, das ist doch ein großer Unterschied. Oder kann ich Einem nicht von Herzen vergeben und ihm doch eine Strafe nicht erlassen, wenn es zu seinem Heile dient? Ebenso kann man Einem verzeihen und unter Umständen auch die Strafen, die er hätte erleiden sollen, schenken.

Aber da kommen die überheiligen Eiferer und sagen: was? Strafen erlassen, das ist eben so eine katholische Erfindung, die zur bloßen Werkheiligkeit führt; bei den Protestanten glaubt man an so Etwas nicht. — Das wundert mich, da sich die Protestanten immer auf die Bibel berufen und gerade die Bibel den Ablaß in vielen Beispielen lehrt und übt.

Schon im ersten Buche des Moses liesest du im dritten Kapitel, wie Gott die Stammeltern bestrafte, im 2. Buche, Kapitel 32, wie er den Moses wegen Mißtrauens bestraft und ihn nicht in das verheißene Land kommen läßt, im 2. Buche Samuels, wie er den David mit dem Tode seines Sohnes straft und doch hatte Gott in allen diesen Fällen bereits verziehen; den Stammeltern ihre Sünde: denn er verhieß ihnen den Erlöser; dem Moses sein Mißtrauen, denn er nahm ihn als getreuen Knecht zu sich; dem David seine Doppelsünde an Urias und seinem Weibe; denn er läßt ihm ausdrücklich durch den Propheten Nathan ankündigen, der Herr habe seine Sünden von ihm genommen. Und doch läßt Gott in allen diesen Fällen noch zeitliche Strafen zu und sie nach der Vergebung der Sünden folgen. Also gibt es Sündenvergebung und doch zeitliche Bestrafung. Wozu das? Ich könnte sagen: mach das mit Gott aus, der es so angeordnet hat. Aber wenn du ein wenig nachdenken willst, kannst du selber einsehen, wie noth das zuweilen thut. Schon unter Kindern gibt es solche, die alles Gute schnell vergessen und bei denen zu aller Güte auch Strafe kommen muß. Selbst der verzeiblichste Vater muß oft strafen, auch wenn es ihm sauer geschieht. Es ist eben etwas in jedem Menschen, das sich von

Zeit zu Zeit rührt und an die Erbsünde erinnert, wie selbst der älteste Wein zur Zeit der Traubenblüthe in Unruhe kommt.

Also es gibt Verzeihung der Sünden und doch noch Schläge. Setze den Fall, ich sei ein Säufer einst gewesen, habe mich durch Gottes Gnade aber aus diesem Schlamme herausgemacht und diese Sünde nicht nur gänzlich abgelegt, sondern sie sei mir auch ganz und gar verziehen. Aber ein siecher Körper oder sonst ein schlimmes Andenken kann mir davon bleiben bis in den Tod und wie gut kann mir das sein zu meiner steten Demüthigung, fortgesetzten Buße und Bewahrung für den Fall, daß der ausgetriebene Teufel wieder umkehren und in mir Wohnung nehmen möchte!

Es gibt aber auch Sündenvergebung und Nachlaß der zeitlichen Strafen, die auf die Sünden hätten folgen sollen und dafür hat schon das alte Testament Beispiele genug, vom 1. Buch Mosis dem 18. Kapitel an bis auf die Propheten, so daß ich nicht weiß vor lauter Beispielen, wo ich anfangen und wo ich aufhören soll. So will ich dich nur an ein einziges erinnern. Du weißt, was Jonas den Leuten in Ninive von Gott verkündigen mußte, nämlich Untergang um ihrer Sünden willen. Da fasteten und trauerten voll Demuth jene Leute und ihre Sünden wurden ihnen nicht nur vergeben, sondern auch die zeitlichen Strafen erlassen. — Hier hast du die ganze Lehre vom Ablasse der Hauptsache nach schon im alten Testamente: erst Sündenvergebung, dann nach Umständen Straflosigkeit.

Nun fragt es sich nur, ist so etwas auch im neuen Testamente zu finden?

Ja; denn nach dem neuen Testamente hat Christus eine Kirche gestiftet und ihr ein Strafamt übertragen, wie du Matth. 16, 19 und Joh. 20, 23 liesest. Aber er hat solches nicht blos eingesetzt, sondern der Kirche gleichsam als Meister gezeigt und ausgeübt. Er begnadigt nach Joh. 8 die Ehebrecherin und erläßt ihr jede zeitliche Strafe, so auch der Maria Magdalena Luk. 7, 47.

So übte also der Herr selber den Ablaß, so lehrte er ihn und so verstand ihn auch jeder Apostel. Davon haben wir sehr klare und starke Beispiele. Ananias und Saphira werden mit dem Tode bestraft (Apostelg. Kap. 5), der Zauberer Elymas mit Blindheit (Apostelg. Kap. 13). Im 1. Brief Pauli an die Korinther dem 5. Kapitel lesen wir von einem unreinen Christen und Paulus übergibt ihn dem Satan, schließt ihn also gänzlich vom Christenthume aus, und doch erklärt er, das geschehe, daß der Geist dieses Unglücklichen selig werde am Tage Jesu Christi (Vers 3). Im 2. Briefe desselben Apostels an die Korinther lesen wir im 2. Kapitel, daß der Unglückliche nun genug gezüchtigt sei, man solle ihm vergeben und ihn trösten, damit er nicht in allzugroße Traurigkeit versinke. Also weil der Unreine aufrichtige Buße in großer Traurigkeit gethan hatte, wird er wieder aufgenommen, wird ihm die zeitliche Strafe nachgelassen. Denn Paulus war ja abwesend, nämlich damals in Macedonien; also kann man darunter nicht die sakramentale Absolution oder Sündenvergebung verstehen; diese hätte er nur persönlich ertheilen können. Den Ablaß meint er hier, den Nachlaß zeitlicher Strafen, den Paulus auch aus der Ferne ertheilen konnte. Vernünftiger Weise kann man das gar nicht anders auslegen und die Kirchenväter, die hinter den Aposteln kamen, legen diese Sache alle als Ablaß aus.

Aber da erhebt sich sogleich Einer, hebt den Finger auf und ruft: das Alles wissen wir schon lange, diesen alt- und neutestamentlichen Ablaß kennen wir. Aber bei dem ist es nicht geblieben: er ist gar anders und viel größer geworden.

Es ist doch ein Elend: bleibt sich etwas gleich in der Kirche, so sagt man: da seht ihr, lauter Starrheit, kein Wachsthum, kein Leben, todtes Zeug! Wächst etwas und breitet es sich aus, so heißt es: das hat sich ganz verändert und sieht gar nicht mehr aus, wie ehmals. Wenn dich Jemand gemalt hätte in den ersten Tagen deines Lebens und zeigte dir nach zehn oder mehreren Jahren das Bild, so würdest du dich schwerlich erkennen und

doch wärest du der Gemalte; wäre auch schlimm, wenn du so klein geblieben wärest.

Je mehr Kinder die Kirche bekam, desto mehr Sünder hatte sie auch und also auch desto mehr zu wachen und gegen die Sünde zu kämpfen. Dazu gehörte nothwendig auch die Ruthe. Aber in Ordnung und Gerechtigkeit, das heißt, es mußten gewisse Strafen auf gewisse Sünden gesetzt werden. Und das that die Kirche auch redlich, gerecht und strenge. Es herrschte eine tüchtige Hausordnung und doch wußte auch die Kirche gar wohl: allzuscharf macht schartig und man kann nicht Alle über einen Kamm scheeren. Es ging also ungefähr so: Ein rechtschaffener Gutsbesitzer hatte sich Knechte und Mägde theils so nach und nach herangezogen, theils von seinem Vater überkommen und ihnen nicht blos alle Unarten und Sünden untersagt, sondern auch strenge Strafen darauf gesetzt. Aber wie es eben geht: nach und nach starben die alten Dienstboten weg und er mußte neue, und da sein Gut immer größer wurde, immer mehr einthun. Die neuen waren nicht wie die alten und die alte Hausordnung war doch noch da. Entweder mußte er diese Hausordnung aufheben oder mildern; denn die neuen Dienstboten waren eben aus einer Welt, wo man es nicht so genau nahm und sie also zu strafen nach der alten Hausordnung wäre nicht billig und sogar gefährlich gewesen. Also setzte der verständige Gutsbesitzer für manche der alten Strafen Milderungen, oder irgend einen Ersatz an, den diese Leute besser leisten konnten und bei dem sie doch nach und nach auch gebessert werden konnten.

In dieser Lage war die Kirche: ihre Wildfänge aus dem Heidenthume wären bei der alten Hausordnung oder wie man sagte: Bußdisciplin, mit lauter Strafen nicht fertig geworden. So ist die Milderung anzusehen.

Aber auch noch andere Umstände traten ein. Es ist mir selber so Etwas begegnet. Eines Tages kommt mein Junge von der Gasse heim, sein Aufzug und Gesicht verriethen, was er nicht läugnen konnte: er hatte sich, so sehr es ihm verboten

war, wieder gebalgt und so betrübt er da stand und Alles bekannte und ich ihm auch verzieh, dießmal glaubte ich doch eine Züchtigung ihm geben zu müssen. Schon habe ich die Ruthe in der Hand, da geht die Thüre auf, mein alter Vater eilt auf mich zu und so lieb er mich hat, der Enkel erfreut ihn noch mehr. Da sieht der Großvater die Ruthe, läßt sich Alles erzählen und der Junge weint bitterlich und verspricht hoch und theuer, in Zukunft diesen Fehler nicht mehr zu begehen. Jetzt bittet mein lieber Vater für ihn und ich hätte diese Bitte bei der Reue des Kindes, der Achtung vor dem Vater und der schönen Stunde des Wiedersehens abschlagen sollen? Kein Christenmensch wird mir das zumuthen.

Ganz in derselben Lage war einst auch die Kirche. Oft wollte sie einen jungen Wildfang strafen, der aber lief in seiner Angst zu Jemand, der gar viel bei der Kirche galt und der in seiner Gutmüthigkeit Fürbitte einlegte. Siehe da, ein reuiger Sünder kam an der Hand eines Christen, dessen Narben zeigten, welch' tapferen Kampf er für die Kirche gestritten, oder dessen Wunden noch bluteten, dessen Glieder noch zerfleischt oder verrenkt oder entsetzlich verstümmelt waren, kurz an der Hand eines Märtyrers kam ein reuiger Christ und beide traten vor die Kirche und baten um Vergebung, um Nachlaß zeitlicher Strafen.

Schon die heidnischen Römer hatten die schöne Sitte, einem Verbrecher das Leben zu schenken, wenn ihm auf dem Wege zum Tode eine gottgeweihte Jungfrau, eine Vestalin begegnete. Die Märtyrer waren gottgeweihte Opfer.

Sah die Kirche aufrichtige, tiefe Reue, so konnte sie als Mutter es nicht anders machen, als es Paulus in Korinth gemacht hatte: sie mußte hier Nachsicht eintreten lassen. Die Kirchenversammlungen legten es also in die Hand des Bischofs, ob er die Bußzeit bei Zerknirschten abkürzen, oder bei Gleichgültigen verlängern wollte und schon der hl. Basilius schreibt: „Wer die Gewalt zu binden und zu lösen hat, kann dem wahrhaft Zerknirschten die Bußzeit verringern.

Kam aber eine Verfolgung oder ein Büßender durch Krankheit in Todesgefahr, so gebot die Kirche, die Büßer aufzunehmen, um sie nicht ausgestoßen dem Tode anheim fallen zu lassen, ihnen die Kraft zum Kampfe nicht zu versagen, oder sie durch Strenge der Märtyrerkrone zu berauben. Wer diese Milde und Billigkeit nicht fühlt und anerkennt, mit dem ist nicht zu rechten. Aber selbst die mit Ablässen Begnadigten wurden gewöhnlich einer strengen Prüfung unterworfen und ging man in der Empfehlung zu weit oder maßten sich einzelne Märtyrer Rechte an, die nur den Bischöfen zukamen, so traten diese, wie wir schon bei Cyprian sehen und lesen, gegen jeden Unfug ernstlich auf.

Auf dieser Stufe blieb das Ablaßwesen dreihundert Jahre lang. Hierauf wurde es in eine festere Form gebracht. Die Büßer wurden in vier Klassen getheilt und der Bischof bestimmte die Klasse, in welche ein Büßer einzutreten hatte und wie lange er darin bleiben mußte. Zeigte der Büßer wahre Reue und Besserung, so konnte der Bischof seine Bußzeit abkürzen. Das liegt im Geiste der Kirche und so setzten es mehrere Kirchenversammlungen fest. Die Hauptsache war und blieb die, daß die Bußanstalt den Sünder bessere; wo aber Besserung eintritt, muß die Strenge nachlassen. So blieb es ungefähr achthundert Jahre.

Aber nun kam in die alte christliche Welt und Ordnung eine neue, durch die Franken und Deutschen nämlich, und diese Völker, noch vor Kurzem Heiden, brachten gar Manches mit, was zum Christenthume nicht wohl paßte. Daher mußte die Kirche wieder Bußsatzungen aufstellen, das sind die Pönitenzialbücher, die wir überall in großem Ansehen treffen. In diesen Büchern war für jede einzelne Sünde eine möglichst entsprechende Buße oder Strafe festgesetzt. So war zum Beispiel auf Mord sieben Jahre Buße gesetzt, das will so viel sagen, als: der Mörder mußte sieben Jahre lang in den verschiedenen Bußgraden, welche die Kirche vorschreibt, Buße thun.

Bei der Rohheit der Zeit und jener Völker konnte sich leicht Einer verfehlen, daß er so viele Bußjahre bekommen hätte,

als er gar nicht erleben konnte, und die Bußzeit war überhaupt nicht leicht, sondern mußte zur Zähmung der Wildlinge sehr strenge und beschwerlich sein. Wenn nun solche Büßer tiefe Reue und Lebensbesserung zeigten, so war es wieder im Geiste der Kirche, ihre Leidenszeit abzukürzen. Jetzt kommt auch eine neue Art von Ablaß zum Vorschein: je nach Umständen wandelte man die Bußstrafen in gute Werke um. So entstand das Fasten als Bußmittel, das Geißeln, Abbeten von Psalmen. Wollte z. B. Einer ein Jahr Bußzeit umwandeln lassen, so konnte dieses geschehen, wenn er sich 3000 Geißelhiebe gefallen ließ, während welcher er 10 Psalmen abbetete.

Noch andere Umwandlungen kamen vom achten bis in das eilfte Jahrhundert vor. Man fiel auf neue Ersatzmittel. Z. B. es konnte Einer nicht fasten, nun so gestattete man ihm deßhalb, diese Bußübung durch eine Geldabgabe an die Kirche oder ein Almosen an Arme oder durch Speisung Dürftiger abmachen zu dürfen. Das Leichtere bricht sich überall den Weg und siegt über das Schwerere. Das sind die kirchlichen Ablässe für zeitliche Sündenstrafen.

Vom eilften Jahrhundert an kommt eine neue Art von Ablässen zum Vorscheine. Man konnte zeitlicher Strafen los werden, indem man einen Kreuzzug mitmachte oder überhaupt in den Krieg zog gegen Ungläubige und Ketzer, indem man einer Kirchenweihe anwohnte, Geld zum Baue von Kirchen gab, bestimmte Kirchen andächtig besuchte. Die ganze Bußzeit war dem erlassen, der einen Kreuzzug mitmachte; ein Tag, Monat und dergleichen, wer eine Kirche besuchte, unterstützte u. s. w. So treffen wir nun vollkommene und unvollkommene Ablässe. Aber das sieht Jedermann ein: falsch ist es, zu meinen, man könne einen Vorrath gewinnen, da der Ablaß nur auf zeitliche Strafen für begangene Sünden sich bezieht. Und wer da meint, es seien eben doch nur äußerliche Werke an die Stelle innerer Buße getreten, der irrt; denn ein jeder Ablaß kann nur im Zustande der Gnade gewonnen werden und was man thut,

muß man nach Lossprechung von seinen Sünden, in Demuth und Lebensbesserung thun.

An ein leichtes Werk war damals kein vollständiger Ablaß geknüpft: man mußte einen Kreuzzug mitmachen oder im Verhinderungsfalle aus eigenen Mitteln einen Mann ausrüsten und stellen. Da sieht man noch immer den Ernst der alten Zeiten.

Aber vom dreizehnten Jahrhundert bis in das sechszehnte schwand dieser Ernst und man nahm es oft zu leicht. Also sprechen wir

II. von dem Mißbrauche, den man eine Zeit lang mit dem Ablasse getrieben hat.

Zuerst wurde in diesem Zeitraume, von der Mitte des dreizehnten bis in das sechszehnte Jahrhundert, an die Verrichtung eines guten Werkes Nachlassung größerer oder kleinerer Sündenstrafen geknüpft und zwar ging dieß vom Papste oder auch von den Bischöfen aus; und zwar ward unvollkommener und vollkommener Ablaß verliehen. Jedoch waren die vollkommenen Ablässe, die bei verrichteten guten Werken ertheilt wurden, Anfangs selten. Die Kirche war in ihrer Milde einen Schritt weiter gegangen. Damit aber die Bischöfe nicht zu weit gehen konnten, so traf Papst Innocenz der dritte auf dem vierten lateranensischen Concil im Jahre 1216 eine Anordnung, die heute noch gilt, daß nämlich kein Bischof mehr als 1 Jahr und 40 Tage Ablaß ertheilen darf.

Aber der schöne Brauch, unter Thränen um Erleichterung der Buße beim Bischofe oder Papste zu bitten, kam leider mehr und mehr in Abgang. Je ausgebreiteter und zahlreicher die Ablässe wurden, desto mehr setzte sich im Volke der Glaube fest, man brauche nur auf irgend eine Weise die Ablässe zu gewinnen und habe dann der Kirche in der Buße genug gethan. So wollte man sich mit aller Leichtigkeit der Buße entledigen und den zeitlichen Sündenstrafen entgehen. Jedoch trat die Kirche schon dadurch dem Mißbrauche entgegen, daß sie durch die zwei größten Theologen des dreizehnten Jahrhunderts, den hl. Thomas

von Aquin und den hl. Bonaventura die Lehre vom Ablasse in aller Schärfe und Bestimmtheit darlegen ließ. Dennoch drängte sich ein immer breiterer Strom durch die einmal geöffneten Schleußen der Gnade und spülte wohl auch Manches hinweg, was die Kirche beibehalten wissen wollte.

In der unglücklichen Zeit, da die Päpste ihren Sitz in Avignon hatten und die man mit Recht die avignonische Gefangenschaft nennt, mußten die Päpste aus Rücksichten und durch ihre Lage gedrängt, mit Ablässen freigebiger sein, als ihnen wohl selbst lieb sein mochte. So entstanden im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert in der That eine zahllose Menge von Ablässen, deren die meisten in Verbindung mit religiösen Orden stunden und diese Orden wetteiferten mit einander, welcher von ihnen in den Besitz der größeren Zahl von Ablässen komme. Jetzt wurden bald sehr viele vollkommene Ablässe ertheilt, mit denen man sonst so sparsam gewesen war.

Die nächste Folge war ganz natürlich, daß die Bußübungen sehr abnahmen, da man sich ihrer auf so leichte Art entledigen zu können glaubte. Aber man irrt, wenn man meint, das sei die Absicht der Kirche gewesen. Wohl wollte sie der Schwäche der Zeit entgegen kommen und den Büßenden durch Erleichterung aufrichten und ihn nicht muthlos dahinsinken lassen. Aber nie ging sie in ihrer Lehre davon ab, daß Ablaß gewinnen kein Ersatz für wahre innere Buße und nachhaltige Lebensbesserung sei, sondern an jeden Ablaß knüpfte sie jene innerliche Bedingungen.

Aber wer weiß, ob die Verwirrung in jenen Zeiten nicht weit größer geworden wäre, wenn die Kirche starr auf der alten Bußpraxis bestanden hätte? Das aber ist gewiß, daß bei allem Mißbrauche der Ablässe der Mißbrauch nicht auf die Rechnung der Kirche kommt und daß selbst in jenen Zeiten, wo Mißbrauch mit Ablässen getrieben wurde, es noch gar viele Christen gab, die keinen Mißbrauch damit trieben, sondern an der Lehre der Kirche festhielten und wahrhafte innerliche Buße thaten. Wohl kommt in den Ablaßbullen der Ausdruck vor: Nachlaß aller

Sünden, aber Jedermann wußte, daß dieser Ausdruck sich nur auf Nachlassung der Sündenstrafen bezog, die man nach den alten Bußvorschriften hätte erdulden sollen.

Mag es sogar einzelne Ablaßkrämer da und dort gegeben haben, welche falsch lehrten, daß Ablässe zur Vergebung der Sünden da seien, so kann man doch beweisen, daß sie so gegen den Willen der Kirche lehrten.

Eine weitere Folge des Mißbrauches mit Ablässen war, daß man sich weniger aus den Sünden machte, weil man meinte, man werde der Strafe so leicht wieder los. Doch ist auch das wahr, die verdorbenen Sitten jener Zeiten hatten noch ganz andere Quellen, als das mißbrauchte Ablaßwesen.

Der Hauptmißbrauch, den man mit Ablässen trieb, bestand darin, daß man eine Geldquelle aus ihnen machte. Schon Papst Innocenz der dritte bemerkte etwas der Art und suchte, wie auch die Kirchenversammlung zu Vienne im Jahre 1312 diesem Uebel zu steuern.

So auch Papst Bonifaz der neunte. Der Unfug nahm aber bis zum Anfange des sechzehnten Jahrhunderts eher zu als ab. Aber nicht die Kirche trieb diesen Unfug, um nur Geld zu gewinnen. Sie nahm das Geld, so weit es ihr zufloß, aber mit dem ausdrücklichen Willen, daß den Leuten geistige Wohlthaten dafür gespendet werden sollten und zu dem Zwecke, daß das Geld nur zum Guten verwendet werden solle.

Man hat es wohl gesagt, aber nicht bewiesen, daß die Päpste die Ablaßgelder für sich behalten, oder zu anderen als den vorgegebenen Zwecken verwendet haben. Dagegen kann nachgewiesen werden, daß die Päpste zu Kriegszügen gegen die Ungläubigen und Ketzer, zur Unterstützung frommer Anstalten und zur Erbauung von Kirchen große Summen verausgabten, wie z. B. Leo X. die prachtvolle Peterskirche erbaute.

Wohl mag es vorgekommen sein, daß da und dort ein vom Papste rechtmäßig ertheilter Ablaß von einem Wucherer schmählich ausgebeutet und bei den Leuten mehr auf Geld als

auf innere Buße gedrungen wurde; wohl mögen auch Ablässe erdichtet worden und die Gelder dafür von Betrügern eingesackt worden sein; aber die Kirche trifft die Schuld nicht, denn stets erließ sie Verordnungen gegen solches Unwesen und hielt an der gesunden Lehre fest; sie wollte das Gute und die Menschen verdarben es, wie eben in den besten Waizen zu allen Zeiten Unkraut gesät wird. Auf der Kirchenversammlung zu Trient im sechzehnten Jahrhundert zeigte die Kirche, wie Ernst es ihr mit dem Abschaffen der Ablaßmißbräuche und der Herstellung des rechten Gebrauches und der christlichen Lehre vom Ablasse sei. Sie hielt auf der einen Seite fest daran, daß die Kirche die Vollmacht habe, Ablässe zu ertheilen, auf der andern Seite aber erklärte sie, daß die Ablaßertheilung nicht zum Erwerbszweige, sondern zur Uebung der Frömmigkeit dienen solle und gebot ausdrücklich, daß im Verleihen der Ablässe Maß gehalten werden müsse. In der That wurden auch die Päpste nicht nur weit sparsamer damit, sondern sie hoben auch mehrere Ablässe früherer Päpste auf und erklärten sie für nichtig. Dabei aber beharrten alle Päpste und Verordnungen, daß man einen Ablaß nur im Stande der Gnade gewinnen könne, daß man also zuvor reumüthig gebeichtet haben und von seinen Sünden losgesprochen sein und ein gutes Werk im Sinne und nach der Vorschrift der Kirche verrichten müsse.

Wie mag man nun immer von Sündenablaß, Trödelei, Seelenwucher, Ablaßkram u. s. w. reden, da die Geschichte so klar zeigt, daß der Ablaß so alt ist als die Gewalt, die Christus der Kirche verliehen hat, daß er so billig und natürlich ist, daß er achtzehnhundert Jahre besteht und darunter kaum dreihundert Jahre dem Mißbrauch und zwar gegen Willen, Gebot und Lehre der Kirche ausgesetzt war und daß die Kirche selber den Mißbrauch so kräftig abstellte, daß er seither sich nie mehr an den Ablaß hängen konnte? Geht doch einmal nach Rom zu einem Jubelablaß und sehet, was der Ablaß einträgt. Da werdet ihr viele hunderttausend Pilger ab- und zugehen sehen, meistentheils blut-

arme Leute, die hungrig und erschöpft auf dem bloßen Boden schlafen müßten, wenn nicht Klöster, Spitäler, fromme Heerbergen sie aufnähmen. Diese Leute können wahrlich kein Geld opfern und werden noch überdieß verpflegt und erhalten, ja Priester bis hinauf zum Papste, Adelige und Fürsten, bedienen diese Armen in apostolischer Weise. Ihr, die ihr über Ablässe schmähet, ohne einen gesehen, geschweige mitgemacht zu haben, die ihr meinet, nur Aberglaube und Faulheit ziehen ihnen nach, betrachtet euch die andächtig Beichtenden und ihre Buße, so werdet ihr begreifen, warum sich so Viele zu den beschwerlichsten Wallfahrten entschließen und so manche Entbehrungen sich deßhalb auflegen müssen.

Beweiset mir die Schädlichkeit der Ablässe: machen sie die Katholiken schlechter? halten sie von Buße und guten Werken ab? stören sie das Gebet? schaden sie der Kirchenzucht? Wer getraut sich, das zu beweisen?

Dagegen muß ich noch ein paar Worte von dem Nutzen der Ablässe reden.

Strenge muß gegen die Sünde herrschen, sonst beherrscht die Sünde Alles. Strafen müssen da sein. Aber bei der Kürze unseres Lebens und bei der Schwäche unserer Natur muß uns die richtig angewandte Milde wohlthun und heilsam sein. Zu große Schuld erdrückt, macht muthlos, bringt zur Verzweiflung oder stürzt in Leichtsinn; Erleichterung der Schuld gibt wieder Muth und Kraft. — Wie Wenige könnten die alte strenge Bußordnung noch tragen? Die Meisten würden von ihr abgeschreckt auf den Weg der Unbußfertigkeit getrieben werden. Die Ablässe dringen ja zuerst auf Reue und Sinnesänderung und dann erst auf Uebung guter Werke, lassen die Kirche im lieblichen Lichte einer schonenden Mutter erscheinen und können eben dadurch den Sünder ermuntern und für das Sakrament der Buße gewinnen.

Eine lange Erfahrung und eine Betrachtung des Menschen bestätigen den Satz: die Ablässe sind heilsam und nützlich. Wenn

sich irgend Etwas, z. B. eine Sage oder Erzählung, ein Brauch oder eine Sitte im Volke festgesetzt und lange erhalten hat, so hat man Respect davor und ist überzeugt, es müsse etwas mehr dahinter sein, als der bloße Anblick zeige. Aber was hat sich im Volke so festgesetzt, so lange erhalten, ist selbst von der Gesetzgebung zum Theil aufgenommen worden, wie der Ablaß?

Weil aber gewisse Leute erschrecklich ängstlich sind und es sich nicht nehmen lassen, daß die Ablässe sicher machen, die wahre Buße verdrängen und auf allen Ecken und Enden gefährlich seien, so will ich diesen Leuten nur sagen, daß ihre Angst ganz unnöthig ist. Denn jeder Katholik wird nicht nur genau über die Ablässe belehrt, wie das Innere dem Aeußeren vorangehen und welche Früchte nachfolgen müssen. Zudem bekommt er eine Warnungstafel, auf welcher zu lesen ist:

1) es gibt falsche Ablässe. Falsch ist ein Ablaß, der von Jemand herrührt, der zum Ablaßertheilen keine Vollmacht hat; falsch ist ein Ablaß, von dem man die ächte Urkunde, daß er von einer Kirchenbehörde ausgegangen, nicht auffinden kann; falsch ist jeder Ablaß, welcher nicht blos Nachlassung zeitlicher Strafen, sondern auch auf irgend eine Weise Nachlassung der Schuld zusichert; falsch ist jeder Ablaß, bei welchem man dem, der ihn verleiht, eine bestimmte Summe Geldes entrichten soll.

2) Verdächtig sind alle vollkommene Ablässe, die mit einem kleinen Gebete oder einem leichten guten Werke verbunden sind; alle Ablässe, welche für Abgestorbene eine unfehlbare gute Wirkung versprechen; alle Ablässe, die einen unvollkommenen Ablaß von mehr Jahren enthalten, als die alten kirchlichen Bußsatzungen bestimmten. Verdächtig sind endlich die Ablässe, welche vor dem eilften Jahrhundert als vollkommen ausgegeben worden, und ebenso die unvollkommenen Ablässe, welche vor dem zwölften Jahrhundert mehr als sieben Jahre verleihen wollen.

Man wird aber vielleicht fragen: warum gibt es so viele Ablässe? Und die Antwort darauf ist

1) weil jeder Papst das Recht hat, Ablässe zu ertheilen und weil jeder eine oder mehrere Veranlassungen fand, sie zu ertheilen;

2) weil diese Ablässe mit dem Tode des Verleihers nicht erlöschen;

3) weil der Umfang der katholischen Kirche groß ist und jedes Mitglied Anspruch darauf hat und weil der Ablaß sich auf die mannigfaltigste Weise ertheilen läßt;

4) weil auf die Verschiedenheit der Menschen dabei Rücksicht genommen ist, ihre volle Freiheit und ihre verschiedenen religiösen Bedürfnisse. Wie verschieden ist Bildung, Lebensweise, Anlage der Menschen! Was dem Einen schwer ist, ist dem Andern leicht u. s. w.;

5) weil auch die Sünden leider viele und verschiedene sind. Es kann also für alle Sünden nicht einen gleichen Ablaß geben; denn der Ablaß ist kein bestimmtes Sakrament, das sich nur auf eine bestimmte Handlung bezieht;

6) weil die Gnade mächtig werden wuß, wo die Sünde mächtig ist. Die Kirche will nicht karg sein auch mit diesen ihren Gnadenspenden uud das um so weniger als

7) ihr Gnadenschatz ein so großer ist und dadurch nicht verschwendet wird.

Bei dem Worte „Gnadenschatz" wird es schon wieder Manchen kalt überlaufen; denn da, meint er, schaut wieder erschreckliche Werkheiligkeit heraus. Mit diesem Schatze kann man denen zu Hülfe kommen, die arm sind an guten Werken, das heißt, die es sich haben bequem sein lassen. Da braucht der Mensch keine Tugend, die Kirche kann sie ihm ersetzen; denn Gott setzt eben die Tugend Anderer auf meine Rechnung; fremdes Verdienst wird mein eigenes. So geht es freilich leicht in den Himmel hinein. —

Diese und andere Redensarten hat man oft genug gegen

den Gnadenschatz der Kirche gehört und sonderbarer Weise gerade von solchen Leuten, die am wenigsten berechtigt sind, über die Anrechnung fremden Verdienstes zu spotten, da sie selber lehren und bekennen, daß Niemand ohne fremdes, nämlich ohne Christi Verdienst selig werden könne, daß Christus nur für uns das Gesetz erfüllt habe, daß Gott uns gar nicht ansehen könne und wolle, als allein überkleidet mit Christi Verdienst und Reinheit.

Dieselben Leute werden nicht müde, zu sagen, welches unerträgliche Joch die katholische Kirche in ihrer Strenge dem armen Menschen, der doch gar nichts Gutes thun könne, auflege und plötzlich sagen sie das Gegentheil von dieser Kirche: sie mache es dem Menschen zu leicht und bequem. Das ist ja ein Brunnen, der süß und bitter zugleich quillt und zwei Behauptungen hört man, von denen nur eine wahr sein kann.

Doch wollen wir uns nicht länger bei solchen üblen Nachreden aufhalten, sondern nur zeigen, wie unwahr sie sind.

Wo lehrt denn die katholische Kirche, daß Einer für den Andern Gutes thun könne, daß man die Verdienste der Heiligen auf Andere übertragen könne? Dagegen kann Jedermann im römischen Katechismus lesen: „Was die Reue und Beicht betrifft, so kann Einer für den Andern die Sünden weder bereuen noch beichten. Hinsichtlich der Bußwerke ist anzuführen, daß sie auch Heilsmittel sind, vorgeschrieben zu dem Zwecke, das Gemüth des Büßers von den bösen Begierden zu heilen.“ Mit diesen wenigen Worten sind obige Beschuldigungen hinlänglich widerlegt: nur Bosheit oder Unverstand werden sich dadurch nicht eines Besseren belehren lassen.

Was ist nun die wahre Lehre vom Schatze der Verdienste? Das ist die biblische Lehre; denn die Bibel lehrt, daß die Christen ein Leib seien und Christus das Haupt dieses Leibes; daß wenn ein Gied leidet, alle leiden, weil sie alle untereinander verbunden sind und mit dem Haupte zusammenhängen. In diesem Zusammenhange genießen wir die Früchte der Erlösung:

Christus will alle zu sich ziehen; aber jeder soll dafür den Andern zu Christus ziehen und so kann ein Glied auch für das Andere zeitliche Strafen übernehmen, wie wir einen körperlichen Schmerzen von einem Gliede auf das andere leiten können. Wie viel mehr muß so etwas möglich sein im Reiche der Freiheit und Liebe!

Man sagt nun freilich: es kann Niemand mehr Gutes thun, als er gethan hat, d. h. jeder muß so viel Gutes als möglich thun. Aber eine andere Frage ist diese: hat Christus nicht mehr gelitten, als selbst die Sünden der ganzen Welt verschuldet hatten? Er hat nach Abzahlung der ganzen großen Schuld noch einen Schatz übrig. Das nennen wir den Gnadenschatz Christi. Wenn nun ein reicher Mann viele Kinder hat, denen er von seinem Reichthume zukommen läßt und diese Kinder einen Theil davon Anderen wieder zukommen lassen möchten, ja es sich sehr sauer werden lassen, auch etwas zurückzulegen, um wohlthätig sein zu können, so kommt das von der Lage und Güte ihres Vaters freilich zuerst her; aber doch ehrt und lobt man diese Kinder, und obwohl es ein gemeinschaftliches Gut ist oder vielmehr ein Gut, das immer allein dem Vater gehört, so wird er seinen guten Kindern bei seinem Reichthume die Freude gönnen, Andern damit wohlzuthun, d. h. es dem Vater nachzumachen.

Hat es denn nicht zu allen Zeiten Christen gegeben, die bei möglichster Frömmigkeit doch so große Buße thaten, daß sie gleichsam mehr irdisch büßten, als ihre Sünden verdient haben mochten? Denke nur an Hiob, an die Reinheit der Mutter Gottes und ihre Leiden alle; an alle die Marter der Jünger und Blutzeugen, an alle die Bußübungen der Heiligen und davon sollte ihre Liebe nichts den Brüdern zuwenden können? Das ist die Lehre vom Gnadenschatze: ich meine, sie sei schön und faßlich und kommt sie dir nicht auch so vor, so will ich zu deiner Beruhigung nur beisetzen: diese Lehre ist keine Glaubenslehre, kein Dogma. Also ereifere dich nicht zu sehr! Denke über sie nach; vielleicht findest du sie nach und nach ehrwürdig und tröstlich.

So läßt sich der Ablaß hören, meint vielleicht Einer, der prüfen mag; aber da fällt ihm der Tetzel ein und was er von diesem gehört hat, macht, daß er wieder alles Gute vom Ablaß vergißt und in den alten Haß gegen ihn fällt.

Nun, so wollen wir diesen Tetzel, den sogenannten Ablaßkrämer, uns im nächsten Kapitel näher ansehen, aber nicht vom Hörensagen, bei dem man gerne lügt, sondern aus den besten und unverdächtigsten Zeugnissen.

XVII.

Tetzel.

Es gibt drei Lebensbeschreibungen von Tetzel, in denen eine der andern im Schimpfen und Lästern des Mannes auf der Ferse nachgeht. Eine einzige habe ich gelesen, die den Mann nicht schmäht, sondern sehr lobt. Welcher soll ich nun glauben? Offenbar der wahrhaftigsten und das ist die lobende, weil sie mit wahren Gründen lobt, während die beschimpfenden Erzählungen so viel Unwahres enthalten, daß man die Lügen darin greifen kann, ja daß sie selber über Manches zweifeln müssen, was sie vorbringen. Ohnehin ist es besser, lieber das Lob als die Schmach der Menschen und besonders derer, die sich nicht mehr vertheidigen können, zu glauben. Jedenfalls will ich von Tetzel nur das Gewissеste und Beglaubigtste erzählen. Seine Geburt und Herkunft kennt man nicht sicher. Er mag so ungefähr zwischen 1456 und 1460 geboren sein, da er im Herbste 1482 auf die Universität Leipzig kam. Besondere Freude hatte Tetzel an der Redekunst, worin sich besonders die Dominikaner damals auszeichneten. Er studirte fünf Jahre und wurde unter fünfundfünzig der sechste. Einen so fähigen und fleißigen jungen Mann nahm der Predigerorden natürlich gerne auf und bald glänzte er als Dominikaner durch Gelehrsamkeit und Beredsamkeit. Zum Priester wurde er aber erst geweiht, als er dreißig Jahre alt war; so brachten es die damaligen Vorschriften mit sich.

Papst Alexander der sechste schrieb einen großen Jubelablaß aus und der Ordensobere schickte den Tetzel nach Zwickau, um dort den Ablaß zu verkündigen und zu predigen. Er machte seine Sache so gut, daß das Volk ihm allgemeines Zutrauen schenkte und sogar die dortige Ordensgeistlichkeit ihn zu ihrem Ehrenmitgliede ernannte. Besonders rühmte man seinen Ernst seine Gelehrsamkeit und Bescheidenheit. Er mußte in vielen Städten predigen, z. B. in Nürnberg, Leipzig, Magdeburg, Budissin, Görlitz, Halle und einer von denen, die sonst sehr bemüht sind, ihm Uebels nachzusagen, erzählt: „Wegen seiner ausgezeichneten Beredsamkeit erlangte er großes Ansehen beim Volke und stieg immer höher im Ruhme." Der Andrang zu seinen Predigten war so groß, daß die größten Kirchen die Zuhörer nicht mehr faßten und Tetzel im Freien predigen mußte. Als er wieder nach Leipzig zurückging, kam ihm am Thore der Herzog Georg mit der gesammten Geistlichkeit entgegen, um den hochgefeierten Prediger zu ehren.

An Ostern 1508 predigte er in Erfurt. Dort trat ein Kanoniker, der Dr. Sebastian gegen ihn ihn auf, weil er allein Ablaßprediger sein wollte und also neidisch auf Tetzel war. Von Erfurt ging er nach Annaberg, wo er mit Freuden aufgenommen und bei dem angesehensten Manne des Ortes, Namens Lorenz Pflock, wohnen mußte. Die Antonitermönche hatten bereits vergeblich den reichen, aber etwas filzigen Annabergern den Ablaß verkündigt: sie gaben keine milde Gaben. Luther selber erzählt, daß jetzt Alles, Leute drei Meilen Weges weit, zu Tetzel geströmt sei. Von da ging er nach Görlitz und als er dort fertig war, baten ihn die Görlitzer Rathsherren, er möchte noch einige Zeit zum Besten ihrer Kirche predigen: sie hätten ihr nämlich gerne ein kupfernes Dach gegeben. Also predigte Tetzel noch drei Wochen in Görlitz und so kamen für die Kirche 45,000 fl. zusammen. Auch an anderen Orten brachte er große Summen auf.

Im Jahre 1510 sollte eine Brücke über die Elbe bei Torgau mit einer Kapelle gebaut werden und die sächsischen Fürsten,

die kein Geld dazu hatten, erbaten sich vom Papste einen Ablaß und als der Papst willfahrte, übertrug Herzog Georg dem Tetzel die Verkündigung dieses Ablasses. —

Leo der zehnte schrieb einen neuen Ablaß aus, weil er den Glanz des Papstthums den Völkern in einem Prachtbau, der Peterskirche zeigen wollte, wozu ihm freilich das Geld sehr fehlte. Also gab er der Welt einen Ablaß und suchte ihr Wohlthaten dafür zu spenden, die in seiner Schlüsselgewalt und im Geiste der Zeit als erwünscht lagen.

Der Obercommissär für Sachsen, welcher die Ablaßsache zu leiten hatte, war Albrecht, Erzbischof von Mainz. Dem fiel üblicher Weise ebenfalls etwas zu von den eingehenden Geldern und Albrecht konnte sie brauchen, denn er hatte zum Antritt seines Amtes dreißigtausend Goldgulden Schulden bei den Fuggern machen müssen: so viel kostete damals das Pallium eines bischöflichen Churfüsten von Mainz.

Vor Allem mußte sich nun der Churfürst nach einem tüchtigen Prediger umsehen und so fiel er natürlich auf Tetzel, der in allgemeiner Achtung stand. Wäre er nicht vom besten Rufe gewesen, so wäre seine Wahl eine thörichte gewesen und der fromme Albrecht hätte den unsittlichen Tetzel, für den ihn die Protestanten ausgeben, gewiß nicht zu solchem Berufe gewählt. Der Erfolg seiner Predigten rechtfertigte diese Wahl vollständig. Auch sieht man, daß es unwahr ist, daß Tetzel vom Papste zum Ablaßprediger ernannt worden sei: das war Sache des Churfürsten von Mainz.

Alle sonstigen Ablässe durften auf acht Jahre nicht verkündigt werden, was natürlich den übrigen Orden sehr mißfiel. Aber eine schöne Instruction oder Vorschrift bekam Tetzel mit, nach welcher die Leute erst nach Reue, Buße, Beichte, Abendmahl bei vorgeschriebenen guten Werken Ablaß bekommen sollten, so daß man sich noch heut zu Tage an dieser Vorschrift nicht zu schämen hat. — Tetzel predigte unermüdet und mit größtem Erfolge in den Jahren 1516 und 1517 in Sachsen und in

Berlin. Im Herbste predigte er in Jüterbogk, das vier Meilen von Wittenberg entfernt liegt, wo der Volksandrang besonders groß war.

Die Augustinermönche hätten gerne mit den Dominikanern angebunden, vielleicht um ihnen die Ablaßverkündigung zu entziehen oder um sie zu demüthigen. Darum schrieb Luther jetzt seine 95 Sätze oder Thesen. Denn man sieht, daß er es mehr auf einen Streit mit Tetzel, als auf den Ablaß abgesehen hat, da er den päpstlichen Ablaß ganz und gar nicht verwirft. Nur den Tetzel will er herausfordern, um die Dominikaner herabzusetzen, wie er bereits vorher gesagt hatte: „Nun will ich der Pauke ein Loch machen, ob Gott will."

Tetzel hielt sogleich mit der Ablaßpredigt ein, bat den Churfürsten um die Erlaubniß zu einer Reise und ging sodann zu seinem geliebten Lehrer Wimpina noch Frankfurt an der Oder, um von dort aus den Luther zu bekämpfen und den Doktorhut zu erwerben, damit er ebenbürtig mit seinem Gegner kämpfen könne, der sich auf seine Doktorwürde so viel zu gut that. Das war gewiß der rechte Weg: ein unwissender Mönch hätte ihn nicht eingeschlagen und nicht einschlagen können. Tetzel verfaßte 106 Thesen zur Widerlegung der 95 Thesen Luthers und weil Tetzels Thesen gut ausgefallen waren, so log man alsbald, sein Lehrer Wimpina habe sie gemacht. Aber Tetzel hatte schon in öffentlichen Disputationen bewiesen, daß er fähig sei, tüchtige Thesen aufzustellen. Auch sonst stellte Tetzel 50 Thesen auf, deren Abfassung Niemand bestreiten kann und viele Zeugnisse und Zeugen sprechen dafür, nur Luther brachte die Sache anders vor; doch sagt er selber nur: es sei ein Gerücht. Tetzel trägt die richtige Lehre vom Ablasse vor: Luther bekennt selber, er habe nicht gewußt, was Ablaß sei. Aber verdächtig ist und bleibt, daß Luther so grob antwortete und ungereimte Dinge erzählt, die man nur vom Pöbel gehört haben konnte. Luther selber fühlte, daß er eine bessere Widerlegung verfassen müsse und schrieb also wieder 20 Artikel über Ablaß und Gnade, die aber hauptsächlich nur auf das Volk berechnet waren. Diesen

deutschen Thesen setzte Tetzel unverzüglich wieder deutsche Thesen entgegen und zwar lauter kräftige und gesunde, so daß Luther selbst erklärte, er habe nichts wider sie einzuwenden.

Daß aber Tetzel die Thesen Luthers oder irgend eine seiner Schriften verbrannt habe, ist nicht wahr; er griff zu solcher Gewaltsmaßregel nicht, wie Luther that mit päpstlichen Dekreten und Bullen im Jahre 1520. An der Verbrennung der Tetzel'schen Thesen will Luther keine Schuld haben: nur die Studenten haben das gethan und er selber sagt in einem Briefe, er sei nicht so unsinnig, daß er als Mönch und Theolog ganz gegen seine Stellung einen in so hohem Amte stehenden Mann, wie Tetzel, so grob hätte beleidigen sollen.

Der päpstliche Kammerherr Miltiz sollte den Streit zwischen Luther und Tetzel beilegen und kam deßhalb nach Deutschland. Er beschied den Tetzel zu sich von Leipzig aus, wo Tetzel in stiller Zurückgezogenheit im dortigen Dominikanerkloster lebte. Aber Tetzel entschuldigte sein Nichterscheinen ehrerbietig und doch freimüthig, so daß es sich Miltiz gefallen ließ und später den Tetzel in Leipzig selbst verhörte. Auch Tetzels Provinzial vertheidigte ihn schriftlich bei Miltiz und bemerkt ausdrücklich, welch' lügenhafte Verläumdungen man über Tetzel ausgieße und ausbreite, der ein ganz anderes Zeugniß verdiene. Aber Miltiz war schwach und oberflächlich genug, über Tetzel den Stab zu brechen, nur weil er sich auf das Hörensagen verließ und weil er so den Luther eher zu beschwichtigen hoffte. Tetzel zog sich stille in sein Dominikanerkloster zurück, aufgerieben von vielfachen Anstrengungen, Kränkungen und dem Betragen des Miltiz. Zu dem Alter — er mochte jetzt 60 Jahre alt sein, kam der Schmerz über den Verfall der Kirche in Deutschland, der klar vor seiner Seele stand und dieser edle Schmerz ist das beste Zeugniß für ihn. Luther selber will das ihm zugefügte Unrecht gefühlt und ihn in einem Briefe getröstet haben. Ja Luther selbst sagt in einem Briefe: „Tetzel sollte sich unbekümmert lassen, denn die Sach' sei von seinetwegen nit angefangen, sondern habe das Kind

viel einen anderen Vater." Luther hat damit den Tetzel sehr entschuldigt und gerechtfertigt und wir wissen jetzt, daß das Kind in der That einen anderen Vater hat. Tetzel ist an der Reformation nicht schuldig. Er starb 1519, als eben seine Ordensbrüder das Salve Regina beteten. Tetzel war groß und kräftig, eine stattliche Figur ohne Wohlbeleibtheit und von einnehmendem Wesen. Das beste Bild von ihm aber geben die lateinischen Instructionen an die Geistlichen, wie das Volk über den Ablaß zu belehren sei. Wir besitzen diese Instructionen noch und sehen daraus, wie fertig Tetzel im lateinischen Ausdrucke war und welches Talent als Volksredner er besaß. Nichts findet sich darin, was selbst einem Protestanten anstößig sein könnte, außer man wollte Worte verdrehen. Auch einige Ablaßbriefe und Absolutionsformeln haben wir von Tetzel, die weder Auffallendes noch Anstößiges enthalten.

Kein Wunder, daß sich Tetzels Feinde auf solche Zeugnisse nicht einließen; um so mehr warfen sie sich auf Erdichtungen. So erzählt man sich, er habe in Insbruck Ehebruch getrieben und sei deßhalb vom Kaiser Maximilian zum Tode verurtheilt worden, aber auf die Fürbitte des Churfürsten Friedrich sei ihm das Leben geschenkt und er sei nur zu lebenslänglicher Gefangenschaft im Thurme am grimmaischen Thore zu Leipzig begnadigt worden.

Das soll bald im Jahre 1507, bald 1508, bald 1512, bald 1515 geschehen sein, da Tetzel nach Rom reiste um sich vom Papste als Ablaßcommissär bestellen zu lassen, und auf dieser Reise sei er nach Insbruck gekommen. Aber Tetzel ist nie nach Rom gereist, vom Papste nicht zum Ablaßcommissär, sondern vom Churfürsten Albrecht dazu ernannt worden. Ebenso wahr ist, daß Tetzel nie in Tirol war. Hätte sich Tetzel so vergessen, so würde es Luther gewiß nicht verschwiegen haben und erst später schob Einer diese Fabel in Luthers Werke ein, aber so, daß man wohl sieht, woher die Lüge stammt. — Und wer hätte einen so verkommenen Menschen zum Ablaßcommissär erwählt? — Churfürst Albrecht war anerkannt ein rechtschaffener

und frommer Kirchenfürst. Hätte wohl die ehrenwerthe Universität in Frankfurt einen so schändlichen Menschen zur Doktorwürde erhoben, wozu vor Allem ein unbescholtener Wandel gehörte und noch gehört.

Und wie konnte denn der eingesperrte Tetzel in Leipzig mit ungeheurem Beifall predigen? wie konnte der ernste Herzog Georg, die Geistlichkeit und die ganze Stadt ihm so viele Ehre erweisen? Wie konnte sein Provinzial ihm am Ende seines Lebens ein so gutes Zeugniß geben?

Eine andere Lüge über Tetzel ist, daß er auf seinen Missionsreisen eine Buhldirne mit zwei Kindern mit sich herumgeführt habe, eine wahrhaft unsinnige Lüge. Es soll Einer aus Dummheit liberi (Kinder) statt libri (Bücher) geschrieben oder gelesen haben.

Die Spottsucht und Bosheit jener Zeit trug allerlei Schwänke von Mönchen und Ablaßpredigern zusammen und auf den Tetzel über, welcher dem Luther zu lieb der Sündenträger sein mußte. — Ein anderes Märlein lautet so: „Einst bat sich Tetzel bei dem Küster von Zwickau zu Gast. Dieser entschuldigte sich mit seiner Armuth. Tetzel erwiederte: wir wollen schon Geld schaffen, sieh nur in Kalender, was morgen für ein Heiliger ist. Der Küster fand den Namen Juvenalis und bedauerte, daß dieser Name so unbekannt sei. Aber Tetzel hieß ihn gutes Muthes sein und hieß ihn morgen mit allen Glocken läuten, wie an einem hohen Feiertage und die hohe Messe halten. Der Küster gehorchte und Alles strömte herbei. Nach der Messe bestieg Tetzel die Kanzel und sprach: O liebes Volk, heute soll ich euch etwas sagen, würde ich es verhehlen, so wäre es geschehen um eure Seligkeit. Ihr wißt, bis hierher haben wir die und die Heiligen lange angerufen; aber sie sind nunmehr alt geworden und müde, uns zu hören und zu helfen. Heute habt ihr das Gedächtniß des Juvenalis und wiewohl er bisher unbekannt gewesen, so laßt es euch doch lieb sein; denn weil er ein neuer Heiliger ist, so wird er sich unser um so unverdrossener annehmen. Juvenalis

war ein heiliger Märtyrer, dessen Blut unschuldig vergossen wurde. Wollt ihr nun seine Unschuld vor Gott auch genießen, so lege ein Jeder heute, da man so eben die hohe Messe hält, sein Opfer auf den Altar. Ihr Vornehmen und Reichen aber geht den Andern mit einem guten Beispiele voran." — Ein offenbarer Schwank, den man sich längst vom Pfaffen Amis erzählte, der sich aus allen Geldverlegenheiten herauszuziehen wußte.

Einmal soll er gepredigt haben: wer heute nicht opfere, der unterlasse es nur, weil er mit den armen Seelen kein Mitleiden habe, oder weil er ein Hurer und Ehebrecher sei. Natürlich habe Jedermann geopfert.

Ein anderes mal habe er versprochen, Morgen eine Feder zu zeigen, welche der Teufel dem Erzengel Michael ausgerauft habe. Lose Buben stahlen ihm aber in der Nacht die Feder und legten dafür Kohlen in das Reliquienkästchen. Wie nun Tetzel auf der Kanzel es öffnet, findet er die Kohlen, sagt aber ganz unverblüfft, das sei kein Wunder, daß er bei dem großen Reichthume an heiligen Reliquien ein unrechtes Kästchen ergriffen habe. Sodann hielt er eine Rede über die Kraft dieser Kohlen, auf denen der hl. Laurentius gebraten worden sei. — Das nämliche erzählt Lüscher von einem Namens Iselin, der im Jahre 1500 in Schwaben gepredigt haben soll; das Nämliche erzählt der Dichter Boccacio, der schon im 14ten Jahrhundert, also weit über hundert Jahre vor Tetzel lebte.

Der berühmteste Schwank ist aber bekanntlich folgender: Ein Reitersmann kam zu Tetzel und fragte ihn, ob er ihm auch die Sünden vergeben könne, die er noch begehen sollte und dafür wolle er ihm zehn Thaler geben. Der Mönch weigert sich erstlich sehr und entschuldigt sich erstlich sehr und entschuldigt sich etlicher Maßen „es sei ein wichtig Ding. Doch habe er volle Gewalt vom Papste, wenn er ihm dreißig Thaler gebe, so wolle er ihm solchen Ablaß mittheilen." Dieß geschieht denn auch. Derselbe wartet hernach auf den Dr. Tetzel, legt ihn darnieder

und nimmt ihm sein Ablaßgeld. Tetzel, der sich darüber beklagte, wurde aber verspottet, weil er die zukünftigen Sünden so leicht vergeben habe. — Aber der Eine meint diesen, ein Anderer einen anderen Ritter; und viele Städte behaupten, das sei in ihnen vorgefallen.

Welcher vernünftige Mensch wird solche Märlein glauben? Eines ist lächerlicher als das andere. Churfürst Albrecht's Klugheit, Gelehrsamkeit und Frömmigkeit sind mir Bürge dafür, daß ein solcher Kirchenfürst weder einen schändlichen Menschen, noch einen Possenreißer in ein so hohes Amt erhob und die Achtung, die ganze Städte einem Tetzel bezeugten, widerlegt solches Lügengewäsche hinlänglich.

Endlich sagt man, Papst Leo der zehnte habe Tetzel's Ablaßlehre in einer eigenen Bulle verdammt. Aber sonderbar ist es, daß Niemand diese Bulle aufzeigen kann. Und doch sind alle Bullen wohl gesammelt in einem Werke zusammengestellt; aber nirgends findet sich eine solche Bulle, weil es keine solche gibt und die päpstliche Verdammung der Thesen Tetzel's eine grobe Lüge ist.

Wie dem Tetzel in Sachsen, so hat es die Verleumdung auch dem Ablaßprediger Samson in der Schweiz gemacht. Beider Recht kommt endlich zu Tage und will die Welt dennoch betrogen sein und bleiben, so wird es der Herr selber an den Tag bringen.

Dem Tetzel ging es wie dem Ablaß: man konnte ihm nur durch Lügen beikommen.

XVIII.

Meßopfer und Abendmahl.

Hier herrscht der heftigste Kampf, um diesen Punkt. Alle Gegner der Kirche und des Christenthums schaaren sich hier zusammen: es ist ja das Hauptpanier. Das fühlt Freund und Feind.

Hören wir die Gegner des Meßopfers und Abendmahls, wie beide in der katholischen Kirche gelehrt und gehalten werden, so fällt uns vorweg Eines auf: ihr Geschrei ist groß, aber ihrer Anklagen sind so viele, ja sich selber so widersprechend, daß man kaum weiß, was sie eigentlich wollen. Es steht wieder ein Volk da und klagt den Herrn an, aber kein Zeugniß stimmt zum andern. Wie einst die Juden heftig erbittert wurden und viele Jesum verließen, als er diese Lehre ihnen vortrug, so ist es noch jetzt und so wird es bleiben, bis der Herr kommt. Dem menschlichen Stolze ist diese Lehre zu hart. Aber die christliche Demuth findet in dieser Schaale den Kern und Herrn und alle seine Tröstungen.

Es ist unmöglich, hier alle Einwendungen gegen das Meßopfer vorzubringen; denn in diesem Punkte scheint der Unglaube unerschöpflich zu sein: ein geheimes Entsetzen und ein Spiel der Hölle gaukelt hier stets neue Nebelbilder vor, um den armen Menschen nicht zum Anblicke und Genusse einer Sonne gelangen zu lassen, die ihn nach Oben ziehen müßte.

Bleiben wir nur bei den bekanntesten, allgemeinsten oder wichtigsten Einwendungen stehen. Die erste lautet so: Man braucht kein Opfer und es gibt kein Opfer.

Wenn man sagt: man braucht kein Opfer, so will das nur heißen: Gott braucht kein Opfer und der Mensch braucht kein Opfer.

Was Gott betrifft, so lebt er freilich und ist und bleibt Gott auch ohne Opfer. Aber anders ist es, da er auch Vater seiner Kinder sein will. Als solcher will er seine Kinder erfreuen und von ihnen geehrt, geliebt und erfreut sein. Oder nimmt auch der reichste Vater nicht gerne eine Gabe von seinem Kinde an, weil er mehr auf das Herz als auf die Gabe sieht? In sofern braucht Gott Opfer: sie sind das Band, das ihn an seine Kinder knüpft und zwar so, daß diese dabei thun, was in ihren Kräften ist.

Man braucht Opfer, denn der Mensch hat das Bedürfniß, Opfer zu bringen. Vor dem Sündenfalle brachte er sich durch freiwilligen Gehorsam Gott zum Opfer; nach dem Sündenfalle fühlte er, daß es anders mit ihm geworden sei und er brachte also die Naturopfer, wie Abel und Kain. Ein solches Bedürfniß ist das Opfer den Menschen, daß es wohl gar kein Volk gab und gibt, das ganz ohne Opfer geblieben wäre. So wichtig ist das Opfer in Gottes Augen, daß er selber unter seinem erwählten Volke einen vollständigen Opferdienst einrichtete, aber durchweg mit der Hinweisung, es sei das Alles nur Vorbereitung auf das letzte und größte Opfer. Sehnsuchtsvoll sahen diesem Opfer Jahrtausende entgegen und immer deutlicher erkannten es die Propheten und bald zwei Jahrtausende fanden Millionen ihren höchsten Trost im höchsten Opfer und nun soll es mit einem male wahr sein: es gebe kein Opfer, man brauche kein Opfer. Und doch gibt es nicht einen Menschen, der ohne Opfer lebt: alle Menschen bringen sich dem Guten oder dem Bösen zum Opfer auf tausend verschiedenen Wegen. Es heißt den Menschen gar nicht kennen, wenn man sagt, er brauche kein

Opfer. Von den schlimmen Menschen will ich nicht reden und ihren argen Opfern: der bessere Mensch muß ein Opfer haben für Gott; heute in seinem Schmerze und Sündengefühle, morgen in seiner Freude über seine Begnadigung; heute zum Dank und Lobe, morgen zum Bitten und Erflehen.

Von einem Opfer ist im alten und neuen Testamente so oft, so deutlich die Rede, daß man endlich zugibt: es gibt ein Opfer, das Opfer Jesu am Kreuze und darum kann es

2) kein Meßopfer geben. Denn zwei höchste Opfer kann es nicht geben. — Damit sind wir Katholiken ganz einverstanden, daß es nur ein höchstes Opfer geben kann.

Aber wer sagt denn, daß das Opfer in der Messe und das Opfer am Kreuze zweierlei seien? Um sein ganzes Verdienst, seinen ganzen Opfertod uns stets vorzuhalten und zuzueignen, hat der Herr das Meßopfer eingesetzt. Könnte er denn sonst der Hohepriester in Ewigkeit nach der Ordnung Melchisedeks sein? Wäre Christus nicht am Kreuze gestorben, so gäbe es gewiß keine Messe. Freilich ist Christus einmal gestorben und stirbt nicht wieder; aber in der Messe stirbt er ja nicht; der ewig Lebende opfert sich immer und immer, um unsere Sündhaftigkeit, unsere Liebe, unsere Besserung, unsern Dank, kurz uns ganz in seinen Opfertod zu versenken. Darum das ewige Opfer der Messe, um das ewige Opfer am Kreuze uns anzueignen. Wir beten im Kreuzopfer den leidenden und sterbenden Erlöser an und dazu verhilft uns im Meßopfer der verherrlichte und lebende Erlöser. Das Meßopfer kann das Kreuzopfer nicht verkleinern: es weist ja darauf hin. Das Meßopfer kann dem Kreuzopfer nichts zulegen: denn das Kreuzopfer ist an sich von unendlichem Werthe. Wir eignen uns ja durch Taufe und Abendmahl auch die Verdienste Christi zu und das Nämliche wollen wir auch in der Messe. Unter der Hülle der irdischen Gestalten beten wir den Herrn an, nicht die Gestalten, und wenn man das Götzendienst nennt, so muß man beweisen, daß Christus ein Götze ist, oder daß wir etwas anderes als ihn im Altarsakrament

anbeten. — Aber nun entbrennt erst der heißeste Kampf und zwar

3) um die Lehre von der Gegenwart Christi im Altarsakramente, von seinem wahrhaftigen Leibe und wahrhaftigen Blute. Mit was beweisen wir, daß Christus wahrhaftig mit Leib und Seele im Altarsakramente ist?

a) Zuerst mit Christus selber. Welche Lehre hat er so weitläufig besprochen, als die Mittheilung seines Leibes und Blutes an uns? Das ganze sechste Kapitel des Evangeliums Johannis ist dieser Lehre gewidmet und zwar so, daß, wer es unbefangen liest, kaum begreifen kann, daß man so etwas anders deuten kann.

Die wunderbar Gespeisten suchen Jesum wieder auf und nun weiset sie Christus darauf, daß sie von diesem Wunder aus einen Schritt weiter gehen und an ihn glauben sollen. Aber dafür wollen sie ein Zeichen vom Himmel und erinnern an Moses und das Manna. Christus spricht nun von einem Himmelsbrode, das der Welt Leben gebe. Solches Brod wünscht sich das Volk und nun sagt Christus deutlich (Vers 35): ich bin das Brod des Lebens, das Jedem gegeben wird, der an mich glaubt. Das ärgert die Juden, daß er sich für das Brod vom Himmel ausgibt, da er doch ein Mensch sei. Aber Christus sagt nicht: ich meine das bildlich, oder geistig; sondern sieht und hört, daß es die Juden wörtlich nehmen und bleibt dabei. Daher wiederholt er das, was sie ärgerte, weil es die Hauptsache ist: Ich bin das Brod des Lebens (Vers 48), und setzt hinzu: dieses Brod ist mein Fleisch. Ein neuer Aerger für die Juden; aber um so beharrlicher bleibt Christus dabei und geht nicht von dem Hauptsatze ab, daß die Seinigen seinen Leib und sein Blut genießen werden. Die Fleischlichgesinnten gingen nun von Jesus weg (Vers 60 und 63); die Geistlichgesinnten blieben bei ihm. So groß ist diese Lehre, daß ihre Annahme mit Christus vereinigt, ihre Verwerfung von ihm trennt.

Die Juden verstanden ihn ganz wörtlich und so hatten sie

ihn richtig verstanden; aber zum Glauben an das Geheimniß erhoben sie sich nicht und darum Aerger und Trennung. Ganz wie noch heut zu Tage!

Ich weiß nicht, wie man deutlicher die Lehre vortragen kann, daß wir im Abendmahle Jesu Leib und Blut genießen? So verstanden es die Zeitgenossen Jesu: die Glaubigen zu ihrem Heile, die Unglaubigen zu ihrem Unheile. So verstand es die ganze apostolische Zeit und alle Zeiten, bis es Einigen einfiel, Alles zu verdrehen und bildlich zu nehmen, wodurch ein wahrer Unsinn in das Evangelium kommt. —

b) Daß es die Apostel so und nicht anders auffaßten, zeigt der Apostel Paulus im ersten Briefe an die Korinther im eilften Kapitel.

Erst verkündigte Christus diese Lehre; dann setzte er sie (am Grünendonnerstage) ein, d. h. er gab seinen Leib und sein Blut den Jüngern zum Essen und Trinken (Matth. 26), und darauf lebten nicht blos die Jünger dieses Glaubens, sondern verkündigten noch ausdrücklich: Wer unwürdig dieses Brod ißt oder den Kelch des Herrn trinkt, der ist schuldig des Leibes und Blutes des Herrn 1. Korinther 11, 27 und 29; er ißt und trinkt sich zum Gericht, weil er den Leib des Herrn nicht unterscheidet.

Wie kann man im Abendmahl sich an Christus so versündigen, wenn Christus nicht im Abendmahle wahrhaftig ist?

c) Es ist wahr: Etwas der Art hatte die Menschheit noch nie geahnt, geschweige denn gehört und erlebt; Etwas der Art ist dem natürlichen Menschen zu hoch, ja zuwider und vollends einem Juden, dem ein solcher Genuß geradezu verboten war — und dennoch unterwarf sich die Menschheit diesem Geheimnisse und feierten die Apostel dieses Mahl! Darin liegt ein großer, vielleicht der größte Beweis seiner Göttlichkeit und Wahrheit. Tief vor der Welt verbargen die Glaubigen dieses Geheimniß und doch kam etwas davon zu den Ohren der Heiden. Daher beschuldigten sie die Christen, sie genießen Menschenfleisch oder

sie trinken Menschenblut und setzten also Menschenmord voraus. Daher sieht sich der heilige Justinus genöthigt, offen zu sprechen in seiner Vertheidigungsschrift. Justinus wurde ungefähr hundert Jahre nach Christus geboren, schließt sich also der apostolischen Zeit noch an. Er schreibt die Eucharistie, wie sie aus Brod und mit Wasser gemischtem Wein bestehe, daß diese zum Fleische und Blute des menschgewordenen Jesus werden. Schon vor Justin erklärt der heilige Ignatius den für einen Ketzer, der läugne, daß das heilige Abendmahl das Fleisch Jesu sei, das für unsere Sünden gelitten, das der Vater aus Güte auferweckt habe. Der heilige Cyrill von Jerusalem, welcher im vierten Jahrhundert nach Christus lebte, sagt klar und deutlich: „Brod und Wein, die vor der Anrufung der anbetungswürdigsten Dreieinigkeit nichts waren als Brod und Wein, werden nach dieser Anrufung der Leib und Blut Christi." Auch beruft er sich darauf, daß Jesus auf der Hochzeit zu Cana Wasser in Wein verwandelt habe; ob er nun weniger Glaubwürdigkeit verdiene, wenn er Wein in Blut verwandle? Und wieder sagt dieser Lehrer: „Wie das Brod die Nahrung des Leibes ist, so ist das Wort die eigentliche Nahrung der Seele, daher beschwöre ich euch, meine Brüder, es ferner nicht mehr als gewöhnliches Brod und gewöhnlichen Wein zu betrachten, da es jetzt der Leib und das Blut Christi ist, wie er selbst gesagt hat. Was auch immer eure Sinne einwenden mögen, lasset euch durch den Glauben bestärken. Urtheilet nicht nach eurem Geschmacke, sondern lasset euch, ohne den geringsten Zweifel, vom Glauben die Versicherung geben, daß ihr des Leibes und des Blutes Christi gewürdigt werdet. Indem ihr wisset und versichert seid, daß das, was Brod zu sein scheint, nicht Brod ist, obwohl es vom Gaumen für solches genommen wird, sondern daß es der Leib Christi ist, und daß das, was Wein zu sein scheint, nicht Wein ist, obwohl der Geschmack es dafür hält, sondern das Blut Christi."

Durch den Genuß der verbotenen Frucht ging der Tod in uns ein; durch den Genuß der gebotenen Frucht des Leibes und

Blutes Christi geht das Leben in uns ein. Oder wie der heilige Gregor von Nyssa sagt: „Wenn diese heilsame Arznei in uns ist, so hebt sie durch ihre Gegenwirkung die Kraft des Giftes auf, das wir bekommen haben. Aber was ist diese Arznei? Nichts anders, als jener Leib, der sich stärker als der Tod gezeigt hat und der Anfang unseres Lebens geworden ist, und der nicht anders in unsere Leiber eingehen konnte, als durch Essen und Trinken. — Der Leib Christi wurde durch eine Inwohnung des Wortes Gottes in eine göttliche Würde umgewandelt. So glaube ich nun, daß das Brod durch das Wort Gottes geheiligt, in den Leib des Wortes Gottes umgewandelt werde. Dieses Brod wird, wie der Apostel sagt, durch das Wort Gottes und durch Gebet geheiligt, daß es nicht wie eine Nahrung in den Leib eingehe, sondern augenblicklich in den Leib Christi verwandelt werde, gemäs den Worten: das ist mein Leib. Deßhalb aber vermischt sich das göttliche Wort mit der schwachen Menschennatur, damit unsere Menschheit durch die Theilnahme an der Gottheit erhöhet werde. Durch die Spendung seiner Gnade geht er vermittelst seines Fleisches in das Innere der Gläubigen ein und vermischt und vermengt sich mit ihren Leibern, damit die Menschen durch die Theilnahme an dem Unsterblichen der Unverweslichkeit theilhaftig werden.“

Es ist thöricht zu fragen: wie solche Umwandlung zugehe? Wir hören ja: es geht geheimnißvoll zu mittelst Gottes Allmacht.

Wie geheimnißvoll schafft es in der Natur, und im Reiche Gottes soll kein Geheimniß sein? Aber wer erklärt mir dann, daß und wie solcher Glaube sich erhielt? Er ruht auf Jesu Wort und einer fortgehenden Thatsache! —

Es ist Irrthum oder Bosheit darüber zu sagen: den Menschen sei solche Macht gegeben, daß sie beliebig Gott auf die Erde herabziehen können und was dergleichen Faseleien mehr sind. Schon der heilige Chrysostomus sagt: „Er, der bei dem letzten Abendmahl zugegen war, ist der nämliche, der jetzt zugegen ist und unser Fest heiligt. Denn kein Mensch ist es, welcher bewirkt,

daß das auf dem Altar Liegende der Leib und das Blut Christi wird, sondern Christus, der für uns gekreuzigt wurde, macht das. Der Priester steht da und hält sein Amt und spricht diese Worte aus — aber die Kraft und Gnade ist die Kraft und Gnade Gottes. Er spricht: „das ist mein Leib," und diese Worte bewirken die Verwandlung der Opfergaben." — „Wunderbar! sagt Chrysostomus an einer anderen Stelle: der Tisch ist mit heiligen Geheimnissen gedeckt; das Lamm Gottes wird für dich geschlachtet und das geistige Blut fließt von dem heiligen Tische; das geistige Feuer kommt vom Himmel herab, das Blut in dem Kelche ist aus der makellosen Seite zu deiner Reinwaschung geströmt. Glaubst du, Brod zu sehen? Wein zu sehen? daß diese Dinge den natürlichen Weg anderer Nahrung gehen? Es sei ferne, daß du so denkst. Denn wie Wachs dem Feuer genähert, seine frühere Wesenheit verliert, welche nicht mehr bleibt, so nimm auch an, daß die Mysterien (Brod und Wein) von der Wesenheit des Leibes verzehrt werden. Wenn du ihnen also nahest, so denke nicht, daß du den göttlichen Leib von einem Menschen, sondern aus der Hand der Seraphim empfangest."

Auch die Einwendung hat man schon gehört: das sei ein schauerliches Geheimniß. Ja, aber im Glauben wird es ein anbetungswürdiges. Schon im fünften Jahrhundert sagt über diesen Punkt der heilige Isak von Antiochien: „Ich sah das Gefäß gemischt und statt mit Wein mit Blut gefüllt und den Leib statt Brodes auf den Tisch gelegt. Ich sah das Blut und schauderte; ich sah den Leib und Schrecken überfiel mich. Da flüsterte mir der Glaube zu: Iß und sei still; trinke Kind und grüble nicht. Er zeigte mir den geschlachteten Leib, nahm einen Theil desselben, legte ihn auf meine Lippen und sagte freundlich: Bedenke, was du issest. Er reichte mir ein Rohr und leitete mich an, zu schreiben. Ich nahm das Rohr; ich schrieb; ich rief aus: das ist der Leib meines Gottes. Da nahm ich den Kelch und trank. Und was ich vom Leibe gesagt hatte, das sagte ich nun vom Kelche: das ist das Blut meines Erlösers."

Von Christus an sprachen sich alle glaubige Christen ganz gleich über dieses Geheimniß aus: Das ist des Herrn Fleisch und Blut. Alle ihre Bilder, Darstellungen und Lehren kommen auf das wahrhaftige Fleisch und Blut Christi im Abendmahle hinaus.

Ja noch bewundernswürdiger ist der Umstand, daß selbst Christen des Alterthums, die in manchen Glaubenspunkten von einander abwichen, sich trennten und anfeindeten, doch in diesem Glaubenspunkte alle übereinstimmend blieben, sogar die glaubigen Protestanten ihn bekennen und nur über das „Wie" rechten wollen. Was will nun ein unglaubiger Haufe einer späten Zeit, der aus „ist" bedeutet macht und die wirkliche Gegenwart Christi zur bloßen Erinnerungssitte herabdrücken möchte?

4) Zwei Einwendungen gegen das hl. Meßopfer muß ich noch kürzlich berühren, so unbedeutend sie auch sind.

Die eine lautet so: Die Messe habe jetzt eine Menge Beigaben, Ceremonien genannt. — Das ist wahr. Das Heiligste verdient ein Schmuckkästchen; der reichste Garten einen Zaun. Diesen setzt die Liebe der Menschen zur Ehre des Gnadengeschenkes. Aber die Hauptsache in der Messe ist und bleibt ewig sich gleich: Die Opferung des Brodes und Weines, deren Wesenswandlung (Transsubstantiation) und deren Genuß (Communion) und zwar von Christi Einsetzung an bis heute. Das Uebrige ist das Ceremoniell, das dem Könige aller Könige vorangeht, ihn begleitet und ihm nachfolgt. —

Die andere Einwendung gegen die Messe ist: Die katholische Kirche lehre, die Messe wirke ex opere operato, das heißt, man brauche nur eine Messe zu hören oder lesen zu lassen, so wirke das schon, was man wolle. Das ist aber nicht wahr. Sondern wir müssen so sagen: Abendmahl, Taufe, Messe wirken freilich an und für sich immer etwas: zur Seligkeit oder Verdammniß, aber nie ohne das Zuthun der Glaubigen oder Unglaubigen. Der Segen der Messe besteht vornämlich darin, daß der Mensch bußfähig wird und das geschieht durch die Messe, zu der der Mensch

aufrichtig, glaubensvoll, reuig als vor Gott hintritt. Der Wohlthaten des Meßopfers können auch die Verstorbenen theilhaftig werden, wenn sie noch im Zustande der Reinigung sind. Privatmessen soll es keine geben, denn jede Messe umfaßt die ganze Sache der ganzen Christenheit. Aber die Kraft des Meßopfers ist Gott sei Dank nicht von Menschen abhängig. Wohl wünscht die Kirche, daß die Anwesenden bei jeder Messe communiciren; aber wenn dieß auch Niemand thut als der Priester, so verliert dadurch die Messe nichts an ihrer Kraft.

Endlich: das Meßopfer darf nie anders als unter beiden Gestalten gefeiert werden.

Nur kurz will ich an einige Punkte erinnern, welche von den Unglaubigen schwer zu widerlegen sein dürften.

a) Wer von mir verlangt, ich solle ihm die wahrhaftige Gegenwart Christi im hl. Abendmahle oder Meßopfer beweisen, den frage ich, ob er an die Gottheit Christi glaube? Sagt er: ja, so muß er bekennen, daß es dann thöricht ist, an jene Gegenwart nicht zu glauben, und daß sie möglich sein muß. Sagt er: nein, so ist es unmöglich und unnöthig, ihm diese Gegenwart Christi zu beweisen.

b) Nochmals muß ich sagen: Es ist thöricht, immer und immer zu hören, daß diese Lehre von der Gegenwart Christi ein Geheimniß sei und doch zu verlangen, daß man es ganz erkläre. Dann wäre sie kein Geheimniß und kein Glaubenssatz mehr.

Die Verhüllung Christi unter der sichtbaren Gestalt ist eine Nothwendigkeit und Gnade zugleich bei der Schwachheit des Menschen, welcher nur so diese Seelenspeise genießen kann.

c) Der Einwurf, daß nach dieser Lehre Christus zu gleicher Zeit an tausend verschiedenen Orten sein, daß es also tausende und tausende von Christusen geben müßte, kommt von einer Verwechslung des Natürlichen mit dem Uebernatürlichen her. Das Göttliche ist nicht an Zeit und Ort gebunden und der Allmächtige ist immer nur Einer und doch überall. Wir können

uns hievon freilich keine vollkommen deutliche Vorstellung machen; denn wer faßt das Göttliche? Aber etwas Aehnliches in geringerem Maaße sehen wir an uns selber: wie viele Glieder haben wir und in keinem fehlt die Seele; dennoch ist es nur eine Seele in allen diesen Gliedern.

d) Das Wunder, bei welchem durch die Einsetzungs- oder Consecrationsworte der Stoff und das Wesen oder die Substanz des Brods und Weins in der Hand des Priesters in Leib und Blut Christi verwandelt wird, heißt Transsubstantiation, Wesensumwandlung. Auch die Natur bietet etwas Aehnliches dar, wenn sie das Wasser in der Rebe in Wein, die Säfte der Erde in Pflanzen, Blüthen, Früchte wandelt.

Nur für unsere Sinne bleiben auch nach der Wandlung die äußeren Gestalten des Brodes und Weines; damit wir glauben, auch wo wir nicht sehen und von der Größe des Wunders nicht erdrückt werden. So wird auch nicht Jesu Leib gebrochen, wenn der Priester die heilige Hostie theilt, sondern nur das Zeichen des Sakramentes wird gebrochen. Der Herr ist nicht mehr den Gesetzen irdischer Körper, also der Theilung, unterworfen und ist ganz im Ganzen wie im kleinsten Stäubchen. Christus leidet nicht mehr, seit er zur Herrlichkeit zurückgekehrt ist; also kann auch der ruchloseste Mensch durch Entehrung der geweihten Hostie den Herrn nicht körperlich verunehren, natürlich aber sich schwer an Christus versündigen.

Freilich hatte sich Christus den Gesetzen der Erde unterworfen, indem er Fleisch und Blut von seiner Mutter angenommen; aber bei zwei Naturen blieb er eine Person und nur wie es die göttliche Weisheit für gut hielt, ließ er zuweilen die göttliche Natur so zu Tage treten, daß die menschliche Natur gleichsam zurücktrat oder daß er nicht mehr den gewöhnlichen Gesetzen der Erde und der Körper unterworfen war. Dieß geschah, als er von einer Jungfrau geboren ward, den Juden plötzlich unsichtbar wurde (Luc. 4, 16), auf dem Meer ging (Matth. 14, 22), auf Tabor verklärt ward (Matth. 17, 1). Nach seiner

Auferstehung ging er durch verschlossene Thüren und der Gottmensch sollte sein großes Wort nicht halten können, sich selbst uns zu geben nach Gottheit und Menschheit?

e) Den sichersten Beweis für die Gegenwart Christi im Abendmahle findet der Glaubige, dessen Herz brennt. Denn erst brannte das Herz der Jünger auf dem Wege nach Emmaus, obgleich sie nicht sahen, wen sie vor sich hatten. Aber am Brodbrechen erkannten sie ihn. Wenn wir ihn daran nicht erkennen, so ist es unsere, nicht seine Schuld. Denn zu allen Zeiten gibt es Menschen, die im heiligsten Altarsakrament zweifellos ihren Herrn erkennen. Eben weil sie das Geheimniß nicht ergründen wollen, fallen sie nicht in den Abgrund des Geheimnisses und der Schwindel des Hochmuths und Zweifels wirft sie nicht zu Boden. Höre, was dir Gott darüber sagt und überlaß es kindlich ihm, wie er es durchführen will. Es ist doch gewiß gefährlicher, sich selber zu viel und Gott zu wenig zu trauen. Daher sehen wir auch täglich, wie Gott mit der Einfalt so sichtbar wandelt, daß sie getrost steht und geht und daß er dagegen den Stolzen verläßt und dieser fällt.

Siehe, wie und was der würdige Genuß des hl. Altarsakramentes wirkt und wie der unwürdige Genuß den Menschen vollends zum ganzen Judas macht und du hast den Beweis für die Gegenwart Gottes im Abendmahle aus dem Leben heraus. Oder kann bloße Erinnerung solche Wirkung hervorbringen?

f) Es ist eine leere Ausflucht, zu sagen, im Evangelium des Johannes Kap. 6, habe Christus bildlich gesprochen und unter Leib und Blut nur seine Lehre verstanden. Er hatte ja damals schon zwei Jahre gelehrt; wie hätte er nur von seiner Lehre sagen können, daß er sie erst g e b e n w e r d e? (Joh. 6, 52.)

Aber nun erhebt sich sogleich wieder ein gewaltiger Lärm, nämlich

5) ü b e r V e r s t ü m m e l u n g d e s A b e n d m a h l s. Weil den Nichtgeistlichen beim Abendmahle in der katholischen Kirche nur die Hostie und nicht auch der Kelch gereicht wird, so klagt man,

das sei eine Verstümmelung des Abendmahls. Es ist wahr, in der Messe genießt der Priester das Abendmahl unter beiden Gestalten; wenn er aber zum Abendmahle geht, wie der Laie, so genießt er den Herrn auch nur in der Brodgestalt. Das soll nun eine Verstümmlung des Abendmahls sein; denn Christus sage Joh. 6, 54 ausdrücklich: Wenn ihr das Fleisch des Menschensohnes nicht esset, und sein Blut nicht trinket, so werdet ihr das Leben nicht in euch haben. Unter zwei Gestalten habe der Herr das Abendmahl eingesetzt und ausdrücklich Matth. 26, 27 gesagt: „Trinket Alle daraus." Das Alles bestreitet der Katholik nicht und sieht doch keine Verstümmlung des Abendmahls und keine Verkürzung darin, daß er es nur unter einer Gestalt feiert.

Aber wer nur denken oder die Geschichte fragen mag, wird alsbald darauf kommen, warum man vom Austheilen des consecrirten Weines abkam und warum sich das Volk Solches alsbald gefallen ließ. Es war der Glaube an das wahrhaftige Blut Christi, der solche Ehrfurcht erweckte, daß man alle Gefahr vermeiden wollte, und daher die leicht verschüttbare Flüssigkeit nicht mehr anders als in der Messe zur Anwendung brachte. Aus der Geschichte wissen wir, daß man in den Zeiten der Christenverfolgungen den Glaubigen erlaubte, das Abendmahl mit nach Hause zu nehmen, um es bei naher Todesgefahr genießen zu können. Dieses Abendmahl aber bestand schon damals nur aus der Brodgestalt und nie hören wir, daß ihnen das Blut Christi mitgegeben worden sei. Auch den Sterbenden sandte man das Abendmahl als Wegzehrung nur unter der Brodgestalt. In jenen ersten Zeiten communicirten sogar ganz zarte Kinder, welchen man ohne Gefahr das geheiligte Brod nicht geben konnte; also ließ man sie blos von dem heiligen Blute saugen. Lauter Beweise, daß man in den ältesten Zeiten schon unter einer Gestalt communicirte. Ein auffallendes Beispiel davon finden wir bei der ketzerischen Sekte, die man Manichäer nennt. Sie verbargen sich unter den Katholiken und empfingen den Leib des Herrn mit ihnen. Aber jene Ketzer verabscheuten den Wein und da

man allgemein schon nur unter der Brodgestalt communicirte, so fielen sie nicht auf. Um sie zu entdecken, gebot jetzt der Papst Gelasius, man solle das hl. Abendmahl Jeden nur unter beiden Gestalten feiern lassen, nicht weil der Papst eine Verstümmlung in der Feier mit einer Gestalt sah, sondern um die Manichäer zu entdecken, welche jetzt vom hl. Abendmahle wegblieben. — Nachher communicirte man wieder allgememein unter der Brodgestalt und so bis auf unsere Zeiten. Denn die Kirche lehrte stets, der Gebrauch beider Gestalten sei nicht von Gott geboten, nicht zum Heile nothwendig, da Christus unter jeder einzelnen Gestalt ganz empfangen werde. Da sie also gute Gründe dafür habe, so sei es nur ein Gebrauch aus Ehrfurcht, den sie mit der Communion unter einer Gestalt eingeführt habe und zwar seit den ersten Zeiten des Christenthums.

Außer dem leichtmöglichen Verschütten des Blutes des Herrn gibt es noch folgende Gründe, für die Communion unter der Brodgestalt.

1) Um die Irrlehre zu widerlegen, als sei der ganze Christus nicht in jeder Gestalt enthalten. Denn im Brode ist, wie im Weine, der ganze Christus nach Leib, Blut und Seele. Denn das Brod wird nicht blos in Fleisch und der Wein in Blut verwandelt, sondern in jedem, ja im kleinsten Theilchen und Tröpfchen ist der ganze Christus.

2) In vielen Ländern ist kein Wein, oder nur mit großen, Kosten zu bekommen.

3) Es gibt Leute, die weder den Geschmack, noch den Geruch des Weines ertragen können. Was aber der Seele so nothwendig ist, soll nicht mit körperlichen Beschwerden verbunden sein.

4) Das hl. Abendmahle soll immer im Vorrathe für die Kranken u. s. w. da sein. Der Wein könnte leicht in Säure übergehen. Auch denke man an ganze Armeen, z. B. an die Kreuzzüge.

Aber widersprechen nicht gewisse Stellen der heiligen Schrift dem hl. Abendmahl unter einer Gestalt, wie es die Kirche in

Uebung erhält? Gewiß nicht. Denn die Kirche ist die Mutter und die hl. Schrift ist das ihr anvertraute Kind Gottes; ohne die Kirche hätten wir weder je eine heilige Schrift, noch hat sie Jemand anderer erhalten bis auf den heutigen Tag, als die Kirche. Zudem ist die Kirche die Auslegerin der hl. Schrift, als Säule und Grundfeste der Wahrheit 1. Tim. 3, 15. Die hl. Schrift ist ein Theil ihres Wortes, das sie erklärt und fortsetzt, bis der Herr kommt. Weil aber das unsere getrennten Brüder nicht einsehen wollen und fort und fort behaupten, es gebe Stellen der hl. Schrift, welche geradezu gegen das hl. Abendmahl unter einer Gestalt seien, so wollen wir nicht sagen, das ganze Alterthum hat es nicht so angesehen, sondern das hl. Abendmahl unter einer Gestalt gefeiert und unter zwei Gestalten, je nachdem es die Kirche für gut fand, — wir wollen vielmehr sehen, ob die hl. Schrift der Kirche Recht gibt oder nicht in dieser Sache.

Man führt zuerst Matth. 26, 27 und Joh. 6, 54 dafür an, daß Christus das hl. Abendmahl unter beiden Gestalten eingesetzt, ausgetheilt und es so für Alle verordnet habe. Unter dem Worte Alle sind offenbar nur die Apostel und deren Nachfolger in der hl. Messe zu verstehen, denn Markus setzt in seinem 14. Kapitel, Vers 33 bei: Und sie tranken Alle daraus. Ferner sagt Jesus selber Joh. 6, 51: „Wer von diesem Brod essen wird, der wird leben in Ewigkeit. Das Brod, das ich geben werde, ist mein Fleisch." — „Wer dieses Brod isset, der wird leben in Ewigkeit," Vers 58. Wohl sagt er Vers 54: „Wer mein Fleisch isset und trinket mein Blut, der hat das ewige Leben;" aber wo sein Fleisch ist, muß auch sein Blut sein und umgekehrt. Deßhalb gerade kann die Kirche unter einer oder zwei Gestalten communiciren lassen.

Aber noch viel klarer spricht sich Christus selber für die Communion unter der alleinigen Brodgestalt aus in Luc. 24, 30. „Und es geschah, da er mit ihnen zu Tische saß; nahm er das Brod, dankete und brach es, und gab es ihnen." Daran erkennen ihn die Jünger, denn er communicirte sie, er theilte ihnen das

Abendmahl aus, ganz so, wie am Tage vor seinem Leiden; aber unter einer Gestalt: er gab ihnen nur das Brod. So und nicht anders verstand es auch der Apostel Paulus, denn 1. Korth. 11, 27 schreibt er vom hl. Abendmahle: „Welcher nun unwürdig von diesem Brode isset, **oder** von dem Kelch des Herrn trinket, der versündigt sich am Leibe und Blute des Herrn." Wie hätte Paulus „oder" schreiben können, wenn man nicht anders als unter beiden Gestalten communiciren kann? — Da ist es gewiß kein Wunder, daß das ganze Alterthum die Lehre annahm und übte, den Herrn unter einer Gestalt zu empfangen, wo Christus mit Lehre und Beispiel vorangegangen und Paulus ihm genau nachgefolgt ist, der selber von dieser Lehre über das Abendmahl bekennt, er habe sie vom Herrn empfangen. 1. Kor. 11, 23.

Man hat endlich gegen die Communion unter einer Gestalt noch Folgendes eingewendet: Christus habe ja wohl gewußt, daß er in jeder Gestalt ganz enthalten sei, wofür er dann doch zwei Gestalten eingesetzt habe? Die Antwort ist: Zwei Gestalten hat er eingesetzt für die Priester, die das Meßopfer zu entrichten haben. Denn Christus selber heißt ja ein Priester nach der Ordnung Melchisedeks und dieser hatte die Ordnung, daß er Brod und Wein opferte. Also opferte es auch Christus und also opfern es seine Priester. Opfern sie aber nicht, sondern communiciren sie, so erhalten sie, wie wir, nur das Brod. Aber wie kann man das eine Verstümmelung des Abendmahles nennen, wo der ganze lebendige Christus, also mit Fleisch und Blut gereicht wird, wie er selber den Jüngern von Emmaus das Abendmahl gespendet hat?

XIX.

Die Bibel.

1) Katholiken und Protestanten haben die Bibel; aber wie verschieden sehen beide Theile dieses heilige Buch an! Vorgeworfen wird den Katholiken, daß sie die Bibel nicht hoch genug anschlagen und Menschenwort ihr vorziehen. Die Protestanten bestehen darauf, daß die Bibel und nur allein die Bibel Glaubensregel, die alleinige Quelle des Glaubens sei. Aber woher wissen sie das? Sie stellen sich die Sache so vor: die Bibel ist ein Werk des hl. Geistes, also muß sie Alles enthalten, was zum Heile des Menschen nöthig ist. Aber ist dieser Satz wahr? So wenig, als wenn ich sagen wollte: ein Stück Brod ist eine Gabe Gottes und also muß es Alles enthalten, was zur Leibes Nahrung und Nothdurft gehört.

Aber, sagt der Protestant, gelehrte Leute, wie Luther können so Etwas wissen, weil sie die Bibel gut verstehen. Ist wieder ganz irrig; denn die größte menschliche Gelehrsamkeit weiß nicht, was Alles zur Seligkeit gehört; wüßte sie es, so brauchte sie keine Bibel. Nur wenn einmal einem Menschen von Gott selber geoffenbart würde, die Bibel enthalte Alles, was zur Seligkeit nothwendig sei, nur dann würde ich es glauben. Aber noch hat es keinen Menschen gegeben, der eine solche Offenbarung nachweisen konnte.

Auch die Juden hatten ihre Bibel, das alte Testament, und doch genügte es ihnen nicht; sie hatten stets Propheten und

Lehrer dazu nöthig. — Wir haben, sagen die Protestanten, ja auch stets Gelehrte, Geistliche, Lehrer, welche uns die hl. Schrift auslegen. — Aber sind sie einig in ihrer Auslegung? So wenig, daß ein Protestant selber sagt: die Lehren, worüber die Protestanten einig seien, wolle er auf den Nagel eines Fingers schreiben. Nicht in einer einzigen Lehre sind sie einig; über jede Bibelstelle herrscht Streit und Zank. Woher kommt das? Daher, daß die Bibel göttlich oder ein Geschenk des hl. Geistes ist, also auch nur mit dem hl. Geiste ausgelegt und verstanden werden kann. Man nennt sie ja auch Testament oder auf deutsch: Vermächtniß. Aber darf und kann denn Jedermann ein Testament vollstrecken, erklären, wie es zu verstehen sei? Gewiß nicht. So denke ich, habe der hl. Geist auch dafür gesorgt, wer hier Testamentsvollstrecker sein soll und dazu hat er die Kirche eingesetzt; weil er in ihr ist und bleibt und sie die Wahrerin der Wahrheit ist. Daher kommt es, daß man in dieser Kirche einig ist über Alles, was die Bibel zu unserem Heile aufgezeichnet enthält. Sogleich hinter den Aposteln kamen ihre Schüler und diese legten die hl. Schrift aus, wie man sie in der katholischen Kirche heute noch auslegt.

Dagegen sagt man: Man kann die hl. Schrift recht verstehen und auslegen, wenn man den Glauben hat. — Ja, aber ich soll ja den Glauben aus der Bibel zuerst schöpfen und um ihn zu schöpfen, soll ich ihn schon mitbringen? Das ist doch lächerlich und unnöthig, wenn nicht gar unmöglich.

Nein, sagt ein Anderer: man muß zuerst die Predigt hören, damit Einen die Bibel nicht irre führt. Aber da steht ja dann die Menschenpredigt über dem Gottesworte. Also sagt ein Dritter: man muß zuerst die Bibel lesen, damit Einen das Menschenwort, nämlich die Predigt, nicht irre führt; denn die Hauptsache zu unserem Heile liegt so klar in der Bibel, daß auch der Ungelehrteste daraus klug werden kann. Aber nicht einmal die Gelehrtesten sind daraus klug geworden, sonst müßten sie einig geworden sein.

Daran, sagt ein Vierter, ist eben nur die Gelehrsamkeit schuld. — O weh, dann wäre die Bibel für Niemand als für ungelehrte Leute geschrieben und um die Gelehrsamkeit wäre es eine heillose Sache. Und wofür haben denn die Protestanten Glaubensbekenntnißschriften (symbolische Bücher) verfaßt? Sie sagen: daß man sich daran erkenne. Aber muß man neben dem Gottesworte noch ein menschliches haben, um sich zu erkennen, zu welcher Partei man gehört? — Nein, sagt ein Anderer, die symbolischen Bücher sind nur nöthig, damit nicht Jeder lehrt, wie er will, die Bibel auslegt, wie er es für gut findet oder er sie versteht. — Aber da muß sich die Bibel von den symbolischen Büchern meistern lassen und Jeder der Auslegung der symbolischen Bücher folgen; also wieder einer menschlichen Auslegung. Das heißt vom Regen unter die Traufe kommen und zugleich ist damit eingestanden, die hl. Schrift könne nicht Jeder verstehen: er müsse eine Auslegung dazu haben. —

Wenn die Schrift allein die Quelle alles Glaubens wäre, wie übel wären doch die Millionen Menschen daran, die ohne ihre Schuld nicht einmal lesen können! Auch können die Meisten sie nur in einer Uebersetzung lesen und müßten sich also wieder nur auf den Uebersetzer, einen Menschen verlassen. Allen Respect vor Luthers Uebersetzung, aber sie hat hunderte von Uebersetzungsfehlern, ja selbst Fälschungen, die Luther nicht bestreiten konnte. Schon der gelehrte Cochläus, der mit Luther disputiren wollte, dem aber Luther auswich, wies dem Luther im neuen Testamente allein tausend Fehler und Fälschungen nach.

Die Bibel ist doch alleinige Quelle des Glaubens, denn sie ist vom heiligen Geiste den Männern, die sie geschrieben haben, eingegeben worden. Aber davon steht im ganzen neuen Testament, das doch das Hauptbuch der Bibel ist, keine Silbe. Freilich leitete der hl. Geist die Apostel in der Verkündigung der Lehre Jesu; aber wir haben kein Zeugniß, daß dieß auch beim Schreiben der Fall gewesen sei. Auch haben wir mehrere Schriften der Apostel nicht mehr. Die Apostel lehrten lange,

bevor sie schrieben und schrieben nur, wo sie eine besondere Veranlassung dazu fanden. Das Schreiben hatte ihnen Jesus, der selber kein geschriebenes Wort hinterließ, nicht aufgetragen und aus Lukas sehen wir, wie er zur Abfassung seines Evangeliums und seiner Apostelgeschichte gekommen ist; denn er selber sagt es deutlich mit den Worten: „Weil es Viele unternommen haben, die Erzählung von dem, was unter uns vorgefallen ist, zu verfassen, so habe auch ich für gut befunden, der ich über Alles von Anfang an genaue Kundschaft eingeholt, es der Ordnung nach aufzuschreiben, bester Theophilus.“

Also nur für den Theophilus will er schreiben, was Viele schon geschrieben hatten. Von Eingebung des hl. Geistes sagt er kein Wort, sondern spricht von der Abfassung seines Buches so, wie es jeder verständige und gewissenhafte Mensch macht, der etwas erzählen will.

Wieder sagt ein Protestant: man muß eben prüfen; denn auch der Apostel Paulus befiehlt das Prüfen. — Richtig, aber den Gläubigen hat es Paulus geboten und nicht denen, die erst zum Glauben kommen sollten. An welchem Prüfstein, außer dem Glauben kann denn der Protestant die Schrift prüfen? — Mit seiner Kirche? Ja, wenn diese unfehlbar ist, aber das behauptet er nicht, sonst wäre er ja katholisch, wenn er eine unfehlbare Kirche glauben könnte. Eine fehlbare Kirche kann aber kein Prüfstein für die hl. Schrift sein.

Ich finde die Wahrheit in der Bibel durch die Bibel; denn sie erklärt eine Stelle durch andere Stellen und die dunkeln durch helle. Aber warum kam seit mehr als dreihundert Jahren keine Einigkeit auch nur über einen Glaubensartikel der Protestanten, über eine einzige Stelle der Bibel zu Stande?

Wir glauben nur der Bibel, sagen andere Protestanten, um unsere Denk- und Glaubensfreiheit zu bewahren. Aber worin besteht diese Denk- und Glaubensfreiheit? Darin, daß ich Niemand als nur mir in Sachen meines Seelenheiles glaube, darin also, daß ich vermessen auf mich allein mich verlasse, wie ich die

Bibel auslegen kann oder mag; oder in der Gefahr und Angst, zu irren und verloren zu gehen. Ist das Denk- und Glaubensfreiheit? Das ist eine entweder leichtsinnige oder verzweiflungsvolle Lage.

Aber den Protestanten ist Schlimmes begegnet mit ihrer zu großen Bibelverehrung: sie ist in's Gegentheil umgeschlagen. Denn es kamen Protestanten, und fanden gar nichts Göttliches in der Bibel, sondern sagten kurzweg: die Bibel ist ein Fabelbuch. Sie fanden ja kein Zeugniß für die Bibel, an das sie glauben mußten und selbst der hl. Augustin sagte: „ich würde der Bibel nicht glauben, wenn mich das Ansehen der Kirche nicht dazu bewegte."

Also haben wir im Bisherigen gesehen: Die Bibel kann nicht alleinige Glaubensquelle sein; denn nicht Jedermann kann sie lesen, geschweige denn verstehen. Läßt man sie Wort für Wort eingegeben sein, dann sind die Männer, die sie geschrieben haben, bloße Schreibmaschinen. — Wer zu viel aus der Bibel macht, bringt sie zuletzt in Verachtung.

2) Wenn mein ganzes Seelenheil, mein Glaube einzig und allein von der Bibel, namentlich vom neuen Testamente, abhinge, so wäre ich sehr übel daran; denn sie enthält nicht Alles, was Christus gelehrt hat.

Lies einmal alle vier Evangelisten, alle Briefe der Apostel, sammt der Offenbarung des Evangelisten Johannes und sage mir dann, ob wohl diese Männer nicht mehr gehört und gewußt haben müssen von Christus, als was im neuen Testamente steht? In drei Jahren, während welchen sie beim Herrn in steter Lehre und beständigem Umgange waren, sollen sie nicht mehr vernommen haben, als was hier niedergeschrieben ist? Zu den Lehren, die im neuen Testamente vorgetragen sind, wären drei Tage schon so viel, daß sie Christus in drei Tagen hätte zehnmal wiederholen können. Er hat gewiß seine Zeit gut ausgefüllt und in drei Jahren mehr gelehrt, als was im neuen Testamente steht,

sicher also wußten die Apostel mehr, als was im neuen Testamente steht.

Wenn das geschriebene Wort die Hauptsache oder alleinige Glaubensquelle wäre, so hätte Christus es befehlen müssen, daß man es niederschreibe; so könnten wir es uns gar nicht erklären, daß nur zwei Jünger Jesu Evangelien hinterlassen haben, nämlich Matthäus und Johannes, und nur einige kleine Schriften vorhanden sind von Paulus, Petrus, Jakobus, Judas Johannes.

Aber vielleicht haben alle Apostel geschrieben und sind ihre Schriften eben verloren gegangen. Allerdings sind einige Schriften der Art verloren gegangen und Gott ließ diesen Verlust zu. Genügen die Schriften, die wir haben, so waren die verloren gegangenen für uns überflüssig, was schwerlich ein Protestant sagen wird. Waren sie nicht überflüssig, so ist unser neues Testament nicht vollständig und reicht also nicht hin, alleinige Quelle des Glaubens zu sein.

Aber der Apostel Johannes sagt ja deutlich, daß die Apostel nicht Alles, was sie gewußt, niedergeschrieben haben. Denn am Ende seines Evangeliums sagt er ja: wenn er Alles schreiben wollte, was der Herr gethan habe, so würde die Welt alle diese Bücher nicht fassen. Man sieht: das Wenigste, was die Apostel wußten, haben sie geschrieben. Das aber sieht man allen Schriften des neuen Testamentes an, daß sie von verschiedenen Männern herrühren und doch im Ganzen und in der Hauptsache aus einer Quelle geflossen sein müssen, nämlich aus dem mündlichen Unterrichte, wie er von Jesus stammte und von der Erzählung dessen, was die Apostel erlebt hatten.

Auch das wird Niemand bestreiten können, daß die Evangelisten ihre Evangelien schrieben, ohne etwas z. B. von den Briefen des neuen Testamentes zu wissen und daß die Männer, welche Briefe geschrieben haben, unbekümmert darum waren, ob die Evangelien schon vorhanden und bekannt seien oder nicht. Enthalten nun die Evangelien alle Lehren Christi, wozu noch

die Briefe? Enthalten sie nicht alle Lehren Christi, so hätten die Apostel sie anders schreiben sollen, nämlich mit allen Lehren Christi, da sie ja nicht wissen konnten, ob die Briefe noch kommen und nachtragen, was sie nicht schreiben mochten. So muß man denken, wenn das geschriebene Wort die Hauptsache ist. Aber so kann man vernünftiger Weise von den Aposteln nicht denken, also muß man annehmen, das geschriebene Wort sei nicht alleinige Glaubensquelle.

Gar oft erzählen die Evangelien, der Herr habe gelehrt, sagen aber nicht, was er gelehrt habe. So hätten sie es nicht machen dürfen, wenn sie die ganze Lehre Jesu schriftlich uns hinterlassen wollten. Das können die Protestanten selber nicht bestreiten und deßhalb sagen sie: alle Lehren Christi sind freilich nicht aufgeschrieben worden; aber doch die Hauptlehren.

Aber da muß ich zuerst fragen: woher wissen die Protestanten, daß die aufgeschriebenen Lehren die Hauptlehren sind? Die Bibel sagt nichts davon und ich könnte ebenso gut sagen: die nicht aufgeschriebenen Lehren seien die Hauptlehren. Jedenfalls haben dann die Protestanten die anderen Lehren des Herrn gar nicht, weil sie nur das für Gottes Wort und Jesu Lehre annehmen, was geschrieben ist. Aber da kommen sie in eine neue Verlegenheit; denn Christus befiehlt den Aposteln: „Lehret sie Alles halten.“ Das ist den Protestanten nicht möglich, da sie nicht alle Lehren schriftlich haben und die mündlichen verwerfen. Und wenn nur der schriftliche Unterricht der Apostel gelten soll, so haben die Apostel arg gefehlt, daß sie so Weniges, ja daß die meisten Schüler Jesu gar nichts aufgeschrieben haben. Oder soll Alles einst aufgeschrieben gewesen sein und es Gott bis auf das Wenige, das wir besitzen, haben verloren gehen lassen?

Auch dachte wohl nie ein Apostel an Haupt- und Nebenlehren seines Meisters, sondern er achtete sie alle gleich hoch; denn er hörte ja von Jesus, er solle Alles lehren, was ihm von

Jesus aufgetragen war Matth. 28, 20. Mit keiner Silbe sagt die Bibel, daß es Hauptlehren gebe und welches diese Hauptlehren seien.

Der Katholik glaubt der Bibel um Gottes Willen; denn Gott hat der Kirche gesagt, was geschriebenes und ungeschriebenes Wort Gottes ist. Dagegen sträubt sich der Protestant und sagt: ich glaube der Bibel wegen ihres Inhalts; so wie ich sie verstehe, halte ich sie für göttlich. Also glaubt der Protestant lieber sich selber als Gott und damit ist er ein bloßer Vernunftglaubiger. Davon will ich gar nichts sagen, daß in dreihundert Jahren alle Protestanten zusammen nicht über zwei Lehren einig geworden und sie für Hauptlehren aufgestellt haben. Jeder hat wieder andere Lehren als Haupt- oder Grund-Lehren aufgestellt.

Leset die Evangelien und ihr werdet finden, daß gar Vieles in ihnen nicht enthalten ist, was darin sein müßte, wenn sie alleinige Glaubensquelle sein sollten. Leset sie und ihr werdet finden: alle Schriften des neuen Testamentes entstanden nicht durch göttlichen directen Befehl, sondern zufällig, wie es eine Veranlassung dazu gab, eine Anfrage oder Bitte eines Mannes oder einer Gemeinde.

So entstanden auch alle Briefe des Apostels Paulus. Er selber fürchtet, es werden Glaubensfälscher nach ihm kommen. Wenn nun die schriftliche Lehre das Sicherste sein soll, warum schrieb er nicht alle Glaubenslehren zusammen? Im Gegentheil er verweist seinen Schüler Timotheus auf die mündliche Belehrung. 2. Timoth. 2, 2 und 3, 14. Paulus schrieb weder ein einziges Lehrbuch, noch ein einziges Evangelienbuch.

Und wie sollte der hl. Geist einige Männer ausgewählt und dem einen diese, dem andern jene Hauptartikel zum Schreiben mitgetheilt haben? Warum nicht Einem oder Allen alle? Weil der hl. Geist diese Absicht gar nicht hatte und nicht das Schreiben, sondern das mündliche Lehren die Hauptsache sein sollte. Darum thut es uns wohl leid, daß Schriften der Apostel ver-

loren gegangen sind; aber unserem Seelenheile thut das keinen Eintrag. Es ist wahrscheinlich, daß es mehr als vier Evangelien gegeben hat; jedenfalls aber wissen wir gewiß, daß einige Briefe des Apostels Paulus verloren gegangen sind. Denn er beruft sich schon im ersten Brief an die Korinther (im 5. Kapitel, 9. Vers) auf einen bereits an sie geschriebenen Brief. Ebenso ging ein Brief dieses Apostels an die Philipper verloren, sonst hätte er an diese Gemeinde nicht schreiben können: „Euch nochmal dasselbe zu schreiben, ist mir nicht lästig, euch aber nothwendig." Philipp. 3, 1. Ja, Polykarp, der Schüler des Apostels Johannes, sagt ausdrücklich, Paulus habe in seiner Abwesenheit Briefe an die Philipper geschrieben. Auch ein Brief des Apostels Paulus an die Laodizäer ist verloren gegangen, sonst hätte er nicht den Kolossern (Koloss. 4, 16) schreiben können: „Wenn dieser Brief bei euch gelesen ist, so macht, daß er auch in der Gemeinde von Laodizäa gelesen werde, und daß ihr auch den an die Laodizäer leset."

Der Apostel Paulus lehrt ausdrücklich: der Glaube kommt vom Hören Röm. 10, 17. Denn so hat ihn Christus beigebracht und so hat er den Aposteln ihn beizubringen befohlen. Auch die Protestanten sagen, man müsse predigen, um Glauben zu erwecken. Aber wofür, wenn der Glaube aus der Bibel kommt und man nichts predigen darf, als was in der Bibel steht? Und wenn auch die Predigt nur die Bibel auslegt, so sieht man schon, daß dann die Bibel nicht mehr alleinige Glaubensquelle ist.

Aber selbst die Protestanten nehmen an, was nicht in der Bibel steht, ja was sogar wider die Bibel zu sein scheint. Ich will nur an die Kindertaufe erinnern. Christus befahl zu lehren und zu taufen. Jetzt tauft man und lehrt hernach. Aus der Bibel kann man die Kindertaufe nicht beweisen. Die Kirche hat sie eben eingeführt. Als daher Luther die Kirche verwarf, so hätte er auch, wie einige protestantische Sekten seiner Zeit, die Kindertaufe verwerfen, die Erwachsenen unterrichten und dann

erst taufen lassen sollen. Da wußte er sich nicht anders zu helfen, als daß er behauptete, Gott gieße den Kindern den Glauben ein und darum dürfe man sie taufen. Aber das konnte er mit der Bibel nicht beweisen.

Die volle Lehre von der Dreieinigkeit steht nirgends in der Bibel und doch nehmen sie alle glaubige Protestanten an. Im neuen Testament steht, es sei der ein Ehebrecher, der ein geschiedenes Weib heirathe. Aber die Protestanten scheiden die Ehe und lassen auch Geschiedene heirathen. Das neue Testament verbietet den Genuß des Blutes der Thiere, wie das alte Testament und doch genießen es Protestanten und Katholiken unbedenklich.

3) Das neue Testament selber sagt, es enthalte nicht Alles, was zum Glauben nothwendig sei. Im ganzen neuen Testamente nämlich finden wir eine einzige Stelle, in welcher der Apostel Paulus auch einmal etwas von einer Schrift sagt; denn er schreibt 2. Tessal. 2, 14: „So stehet dann fest, Brüder! und haltet euch an die Ueberlieferungen, die euch mündlich oder schriftlich von uns mitgetheilt wurden.“ Es gab also mündliche und schriftliche Ueberlieferungen und die mündlichen stehen den schriftlichen voran.

Sonst in allen Stellen, in welchen die Apostel von ihren Lehren reden, berufen sie sich auf den mündlichen Unterricht.

Paulus sagt ausdrücklich, er sende den Timotheus, um zu erinnern, wie er (Paulus) allenthalben in den Gemeinden lehre 1. Korinth. 4, 17. Diesem Timotheus sagt er: „Du aber bleibe bei dem, was du gelernt hast und dir anvertraut ist; denn du weißt ja, von wem du es gelernt hast.“ 2. Tim. 3, 14.

In Korinth hat Paulus zu ordnen, aber mündlich will er es thun; denn so schreibt er: „Das Uebrige will ich ordnen, wenn ich komme.“ 1. Kor. 12, 34.

Er erinnert die Korinther, daß er sie durch die Predigt unterrichtet habe und sagt keine Silbe von einem Schriftworte.

1. Korinth. 15, 1. 2. Ebenso sagt er, daß die Römer die (rechte) Lehre gelernt haben. Röm. 16, 17.

Die Thessaloniker hatten Trost und Stärkung in ihrem Glauben nöthig; aber Paulus schickt ihnen kein Schriftwort hiezu, sondern den Timotheus, der mündlich stärken und trösten sollte 1. Thess. 3, 2. 3. Ihrem Glauben fehlt noch etwas und Paulus bittet Gott, er möchte ihn zu den Thessalonikern gelangen lassen, um zu ersetzen, was ihrem Glauben noch abgehe. — An sein mündliches Wort erinnert er sie 2. Tess. 2, 5. An seine mündliche Lehre erinnert er seinen Timotheus 2. Tim. 1, 13 und befiehlt ihm, das Gehörte wieder treuen Menschen mitzutheilen, welche tüchtig seien, Andere zu lehren 2. Tim. 2, 2.

Petrus bezeugt: „Ihr seid wiedergeboren nicht aus vergänglichem, sondern aus unvergänglichem Samen, durch das lebendige und ewig bleibende Wort Gottes." 1. Petr. 1, 23.

Johannes sagt: „Ich hätte vielleicht der Gemeinde geschrieben; aber Diotrephes, der unter ihnen der erste sein will, nimmt uns nicht an." 3. Joh. 9. Und wieder lesen wir von diesem Apostel: „Ich hätte euch noch Vieles zu schreiben; ich will es aber nicht mit Papier und Tinte thun, denn ich hoffe zu euch zu kommen, und mündlich mit euch zu reden, damit eure Freude vollkommen sei." 2. Joh. 12.

Wie Christus nur mündlich lehrte, so verkündigt er dasselbe vom heil. Geiste. Joh. 16, 14. 15. 16.

Für Ausspender, nicht für Schreiber der Geheimnisse Gottes wollen die Apostel angesehen sein. 1. Kor. 4, 1.

Nach seiner Auferstehung unterrichtet Christus wieder mündlich. Apostelg. 1, 3.

Gewiß Beweise genug, daß die ganze Heilslehre ursprünglich und in ihrem Fortgange bis auf Christi Wiederkunft auf mündlicher Belehrung ruht und daß es unmöglich zu glauben ist, die hl. Schrift sei alleinige Glaubensquelle. —

Allerdings führen die Protestanten Stellen an, die auf das Schriftwort hindeuten sollen. Aber gegen so viele Stellen, die

auf das mündliche Wort hindeuten, finden sie nur zwei für das schriftliche Wort und selbst diese zwei beweisen am Ende gegen sie. Diese beiden Stellen sind Joh. 5, 39 und 2. Timoth. 3, 15—17.

Bei Joh. 5, 39 sagt Christus zu den Juden: „Forschet in der Schrift; denn ihr meinet, in ihr das ewige Leben zu haben, und sie ist es, die von mir Zeugniß gibt.“

Das ewige Leben kann man nur in Christus haben, wie er so oft sagte und sogleich im nächsten, im 40. Verse sagt. Es war eine bloße Meinung, in der Schrift das ewige Leben zu haben; aber doch fordert der Herr auf, in der Schrift zu forschen, weil sie Zeugniß von ihm gebe und so vielleicht die Juden zur Anerkennung Jesu als des Messias kommen konnten. — Aber unter jener Schrift ist doch nur das alte Testament verstanden, denn damals gab es ja noch kein neues. Ueberdieß war das alte Testament nicht so zufällig entstanden und nicht für diese oder jene Gemeinde, sondern auf Gottes Befehl, sammt allen nöthigen Lehren und Einrichtungen und für das ganze Volk der Juden. Diese Stelle beweist also nichts dafür, daß man die Bibel als alleinige Glaubensquelle ansehen müsse. Auch die Katholiken glauben, daß das alte Testament Zeugniß von Christus gebe. Weiter aber will der Herr auch nicht sagen.

Die zweite Stelle, welche die Protestanten für ihre Meinung von der Bibel anführen, lautet so: „Und weil du von Kindheit an die heiligen Schriften kennst, die dich zur Seligkeit unterrichten können, durch den Glauben, der in Jesus Christus ist. Alle Schrift, die Gott eingegeben hat, ist nützlich zum Lehren, zum Zurechtweisen, zum Bessern, zum Unterweisen in der Gerechtigkeit, damit der Gottes-Mensch vollkommen und zu jedem guten Werke tüchtig sei.“ 2. Timoth. 3, 15—17.

Die heiligen Schriften, die Timotheus schon als Kind kennen gelernt hatte, können keine andere sein, als die Schriften des alten Bundes. Vom neuen Testamente kann keine Rede sein. Es war noch nicht geschrieben und stets erinnert ihn Paulus

an den mündlichen Unterricht. Aber das ist wahr: das alte Testament kann zur Seligkeit unterweisen; denn es deutet auf Christus; aber es gibt nicht die Seligkeit; deßhalb setzt Paulus bei: „durch den Glauben, der in Jesus Christus ist.“

Aber selbst von der von Gott eingegebenen Schrift sagt Paulus nichts, als daß sie nützlich sei. Nützlich ist aber noch lange nicht nothwendig und die Stelle beweist also entfernt nicht, daß die Bibel einzige, also nothwendige Glaubensquelle sei. Für nützlich, sehr nützlich hält sie auch der Katholik. — Alle Schriften des neuen Testamentes aber sind nicht dazu geschrieben, um erst zu unterrichten; sondern sie sind für und an solche geschrieben, die bereits unterrichtet waren. Darum sprach Jesus nicht: was ihr schreibet, ist göttlich; sondern er sprach: wer euch höret, der höret mich. Luk. 10, 16.

4) Das neue Testament sagt selber, wie es aus mündlicher Lehre und nur gelegentlich hervorgegangen sei und wir müssen nur noch fragen: wie sah das Alterthum die Sache an, nämlich das geschriebene und das ungeschriebene Wort, oder wie man zu sagen pflegt: die Bibel und die Tradition?

Hart hinter den Aposteln stehen zwei Zeugen, die noch Schüler des Evangelisten Johannes waren und die also wissen müssen, wie die Apostel und die nächste Zeit nach den Aposteln das mündliche Wort und das Schriftwort ansahen. Einer dieser Apostelschüler heißt Ignatius und der andere Papias.

Ignatius ermahnte die von der Irrlehre bedrohten Gemeinden Asiens auf einer Reise mit den Worten: „sie sollen sich fest an die Ueberlieferungen der Apostel halten;“ wohlgemerkt: nicht an die Schriften der Apostel, die damals alle schon geschrieben waren.

Papias aber sagt gar deutlich: „Ich werde mich dessen nicht schämen, was ich einst von meinen Vorfahren gelernt und dem Gedächtnisse übergeben habe; denn ich bin hierin nur jenen gefolgt, welche die Vorschriften des Herrn auch dem Gedächtnisse übergeben haben.“ Diese Worte des Ignatius und Papias hat

uns der älteste Kirchengeschichtschreiber Namens Eusebius aufbewahrt.

Hinter diesen zwei Zeugen und Apostelschülern kommt sogleich der heil. Irenäus, Bischof von Lyon und von diesem haben wir wörtlich folgende zwei Zeugnisse:

a) „Viele barbarische Völker glauben an Christum ohne alle Schrift; sie haben das Heil in ihr Herz geschrieben durch den heiligen Geist, und bewahren sorgfältig die alte Ueberlieferung."

b) Was aber? wenn auch nur über eine kleine Frage ein Streit entstünde, müßte man nicht zu den ältesten Kirchen sich wenden, in welchen die Apostel gelebt haben, und von ihnen über diesen Gegenstand hören, was wahr ist und durch die Sache selbst gewiß?

Hinter dem Irenäus steht Tertullian. Dieser bezeugt die Geltung des mündlichen Wortes also: „Wenn du für diese und andere Dinge des christlichen Lebens ein geschriebenes Gesetz suchest, so wirst du keines finden; man zeigt dir die Ueberlieferung als Quelle, die Gewohnheit als Bestätigung und den Glauben als Vollziehung."

Nach Tertullian kommt Origenes, der mehr als einmal von dem Werthe der mündlichen Lehre spricht und von welchem ich der Kürze wegen nur ein einziges Zeugniß anführen will. „Wir dürfen, sagte er, den Irrlehren nicht glauben; noch auch von der ersten kirchlichen Ueberlieferung abgehen; noch anders glauben, als uns die Kirchen Gottes in ihrer Nachfolge überliefert haben."

Basil der Große, sagt: „Ich glaube, daß es apostolisch ist, sich an die nicht geschriebenen Traditionen (Ueberlieferungen) zu halten. Einige Glaubenslehren, die in der Kirche verkündet werden, haben wir schriftlich erhalten; andere als Geheimnisse durch geheime Uebergabe der Apostel, und beide haben gleiche Kraft zur Gottseligkeit."

Chrysostomus lehrt: „Es ist klar, daß die Apostel nicht

Alles schriftlich übergeben haben, sondern Vieles auch ohne Schrift; aber Beides, sowohl dieses als jenes, hat dieselbe Glaubwürdigkeit. Deßwegen halten wir dafür, daß auch die Uebergabe der Kirche glaubwürdig sei. — Es ist Uebergabe; — verlange nichts weiter mehr."

Gregor von Nazianz sagt: „Wir wollen über diese Sache nachher einen vollständigen Grund angeben, wenn wir von jenen Glaubenslehren reden, die nicht geschrieben sind."

Der hl. Augustin sagt: „Es gibt viele Dinge, welche die ganze Kirche festhält, und deßwegen doch als von den Aposteln befohlen, mit gutem Grunde glaubt, obwohl sie nirgends aufgeschrieben zu finden sind."

Petrus Chrysologus sagt: „Den Glauben lehren und glauben wir nicht durch die Schrift, sondern durch den Geist; wir tragen ihn nicht auf Papier umher, sondern im Herzen; wir vertrauen ihn nicht einem Buche an, sondern dem Gedächtnisse, damit nicht durch menschliche Dinge das göttliche Geschenk verletzt werde; damit nicht ein profaner Zuhörer das himmlische Geheimniß sich aneigne, und nicht das den Treulosen zum Verderben werde, was den Gläubigen zum Leben ist."

Hatte man Irrlehren zu widerlegen, so geschah es nicht durch die Schrift, sondern durch die Tradition. Das bezeugt der gelehrte Theodoret. Fragen wir die ältesten Kirchenversammlungen bis herab auf die letzte, so antworten sie alle einstimmig: alle Ketzer und Irrlehrer berufen sich auf die Schrift, weil sie dieselbe nach Gutdünken auslegen; aber alle Kirchenversammlungen widerlegen die Irrlehren da und dort auch mit der Schrift; aber hauptsächlich mit der Tradition.

Also gibt es nicht ein einziges christliches Jahrhundert, in welchem man nicht an der alten von der mündlichen Ueberlieferung festgehalten hätte.

Daß aber mehr Freiheit herrscht, wo das lebendige Wort mehr gilt als das geschriebene, das zeigen alle Völker in ihren

besten Zeiten. Und nur wo List und Betrug, Unsicherheit und Unterjochung eintritt, will man Alles schwarz auf weiß haben.

Fragt man die Protestanten: woher wisset ihr, daß die Bücher des neuen Testamentes wirklich auch von den Männern stammen, deren Namen sie tragen? woher wisset ihr, daß sie ganz und unverfälscht zu uns gekommen sind? woher wisset ihr, daß sie göttlichen Ursprungs sind? — so müssen die Protestanten sagen: all das wissen wir nur durch — Ueberlieferung. Wer es anders zu wissen vorgibt, täuscht sich und Andere.

Wenn das schriftiche Wort die Hauptsache wäre, wie hätten die Verfasser des neuen Testaments so lange warten können, bis sie sich zum Schreiben anschickten?

Erst ganz am Ende des dritten Jahrhunderts sammelte die Kirche die ächten Schriften der Bibel und schied die unächten aus und so lange hätte man die Christenheit warten lassen dürfen, wenn die Bibel alleinige Glaubensquelle wäre?

XX.

Der Katholizismus als Feind der Wissenschaften und der Gewissensfreiheit.

Wenn es mit dem Vorwurfe, daß der Katholizismus ein Feind der bürgerlichen Freiheit sei, nicht mehr recht gehen will, besonders in unsern Tagen, wo man katholische Länder so frei sieht, wo nicht freier als protestantische, so sagt man: es herrscht eben doch Geisteskncchtung im Katholizismus. Fragt man nach dem Beweise, so kommen folgende drei Dinge zu Tage:

Der Katholizismus sei ein Feind der Wissenschaften; das sehe man

1) an den Schranken, welche er dem Lehren setze;
2) an der Behandlung, die einst Galiläi von der katholischen Kirche erfahren habe;
3) an den großen Schriftstellern des Protestantismus und an dessen Gewissensfreiheit.

Sehen wir, was an diesen vier Behauptungen ist.

Der Katholizismus sei ein Feind der Wissenschaften oder wie man auch sagt, er knechte die Geister — das soll daraus bewiesen sein

1) daß er dem Lehren Schranken setze. Offenbar will das so viel sagen, als: er lasse nicht Alles und nicht Jedermann lehren, nämlich in kirchlichen oder religiösen Dingen.

Es ist wahr, von den ältesten Zeiten an bis heute hat die katholische Kirche Irrlehrer ausgestoßen, wie dieß schon der Apostel Paulus mit dem Hymenäus und Alexander machte. 1. Timoth. 1, 20. Daher läßt die katholische Kirche ihre Diener ein Glaubekenntniß ablegen und wer das nicht ablegen oder nicht halten will, muß sich eben um einen anderen Dienst umsehen. Macht es denn der Staat anders? Prüft und verpflichtet er nicht den Minister bis herab zum Polizeidiener? Jedes Handwerk macht es so und nimmt nur die auf, die ein Meisterstück zur Zufriedenheit gemacht und die Innungsvorschriften unterschrieben haben. Dabei bleibt Jeder frei, der Beamte wie der Handwerker und kann seine Sache gar verschieden treiben, wenn er nur bei seiner Pflicht bleibt. So kann auch jeder Katholik frei lehren in allen Stücken, die nicht ausgemachte Glaubenslehren sind. In Allem ist der Katholik frei, was dem kirchlichen Glauben und Leben keinen Eintrag thut. Der Katholik hat Freiheit des Glaubens und Gewissens. Denn Niemanden dringt die Kirche ihren Glauben auf und wer ihn mit einem andern vertauschen will, den läßt sie seine Wege gehen. Wie frei der Katholik ist, sieht man an den Märtyrern aller Zeiten, die keine Qual und kein Tod zu beugen vermochte. Denn ohne die vollste innere Freiheit gibt es kein Märtererthum.

Aber darauf beharrt die katholische Kirche, daß ihre Dogmen oder christliche Grundwahrheiten ganz angenommen werden, weil sie weiß, daß hier volle, göttliche Wahrheit ist und bei göttlichen Dingen kann man mit Menschen nicht markten. Schon vom Gesetze heißt es: wer sich gegen eines verfehlt, hat alle übertreten. Jak. 2, 10. Sollte es mit den heiligsten Glaubenssätzen anders sein? Also hält die katholische Kirche fest an den Sätzen: „Im Nothwendigen Einheit, im Zweifelhaften Freiheit, in Allem aber Liebe.“

Da diese Kirche eine sichtbare ist, so hat sie eine Ordnung und Einrichtung nöthig und auch an dieser Ordnung und Einrichtung läßt sie nicht rütteln; wie könnte sie sonst bestehen?

Oder sollen wir die Segnungen einer Kirche in Lehre und Zucht genießen und sie dann zerstören? Was wir überkommen haben, müssen wir den Nachkommen hinterlassen.

Wenn man einen Beamten oder Soldaten eidlich verpflichtet, so entehrt ihn das nicht und der Staat thut es mit Recht zu seinem Schutze. Sollte dasselbe bei den heiligsten Angelegenheiten der Kirche nicht auch erlaubt, nicht ihre Pflicht sogar sein? Dem Verpflichteten ist leichter zu trauen und sein Pflichtgefühl wird dadurch höher erhoben und vom Gewissen bewahrt.

Aber hält solche Verpflichtung auf Glaubenslehren und kirchliche Ordnung den Geist des Katholiken nicht auf, so daß er nicht weiter forscht und dringt? Gewiß nicht. Denn hält er die Dinge, auf die er verpflichtet ist, nicht mehr für göttlich, so darf er es nur sagen und aus der Kirche austreten: es hält ihn Niemand auf. Hält er sie aber für göttlich, so weiß er, daß er darüber nicht hinaus kann und wer noch über Göttliches hinausdringen will, ist wohl ein Narr und verdient nicht blos Schranken, sondern Bande.

Die Verpflichtung auf ein festes Glaubensbekenntniß kann der Wissenschaft nie schaden, sondern muß ihr nützen. Wer bauen will, ist froh, wenn er schon festen Grund findet und wer meinte, er käme als Bauer weiter, wenn er den guten Acker liegen ließe, und erst auf schlechten Grund gute Erde trüge, würde mit Recht ausgelacht. Freilich gibt es Leute, die immer lernen und nie zur Erkenntniß der Wahrheit kommen können. 2. Timoth. 3, 7. Der Grund aller Wissenschaften ist Gottesfurcht; Gottesfurcht aber liegt in der Heilsordnung der Kirche; also fördert ein festes Glaubensbekenntniß die Wissenschaften. Oder kann man einen andern Grund legen, als der gelegt ist, Jesus Christus? 1. Korinth. 3, 11. —

Man denkt sich die Lehrschranken in der katholischen Kirche ganz falsch, wenn man meint, der Katholik habe nicht noch großen Spielraum, sich frei zu bewegen. Denn zu allen Zeiten hat es katholische Gelehrte gegeben, die eine Menge theologischer

und philosophischer Werke geschrieben und sich nie über Beengung beklagt haben.

Setze einmal den Fall, es dürfte Einer über religiöse Dinge lehren, was er wollte, welche Verwirrung entstände nicht alsbald und das Volk, das nicht beurtheilen kann, wer Recht hat, würde so vielerlei Lehren hören, daß es an gar nichts mehr glauben würde. Also wäre das Band des Glaubens zerrissen und Jesu sehnlichster Wunsch, daß die Seinigen Eines sein möchten, unerfüllt. Wollte im Staate oder in der Gemeinde Jeder sagen: ich lasse nur als Gesetz und Recht gelten, was ich dafür ansehe, so ging es darunter und darüber und der Jammer würde bald groß sein. Aber auf dem Gebiete der Religion, wo es sich um Seelen und die Ewigkeit handelt, ist so Etwas noch weit gefährlicher. Jede Freiheit ohne alle Schranken hört auf, Freiheit zu sein: der Verführung und Gewalt ist alsdann Thür und Thor geöffnet und die Heerde ist dem Wolfe preisgegeben.

Aber mit welchem Rechte werfen uns doch die Protestanten Feindschaft gegen die Wissenschaften und Geistesknechtung vor, weil wir Lehrschranken haben? Auch die protestantische Kirche hat der Lehrfreiheit Schranken gesetzt.

Freilich wollte sich Luther in der Lehre von Niemand beschränken lassen; aber er selber setzte sogleich Lehrschranken. Denn er eilte von der Wartburg nach Wittenberg, um, wie er sagte, den Geist der Zwickauer über die Schnauze zu hauen. Dem Carlstadt verbot er das Predigen und ließ seine Bücher nicht drucken. Ferner läßt Luther die Pfarrer beaufsichtigen, daß sie richtig lehren und helfe eine Ermahnung nichts, so soll man dem Fürsten Bericht erstatten. Und was sind denn Luthers Visitationsbüchlein und seine beiden Katechismen anders, als Schranken der Lehrfreiheit? Ja er befiehlt: wer seinen Katechismus nicht lernen wolle, dem soll man die Nahrung entziehen und ihm bedeuten, daß er auf Befehl des Fürsten aus dem Lande geworfen werde.

Mit welcher Gewalt trat Luther gegen die Lehrfreiheit der

Zwinglianer und Calvinisten auf! Zwingli warf ihm daher vor, er mache es wie der Papst. Noch viele Beispiele dafür könnte ich anführen, daß auch die Protestanten in erster Zeit schon Lehrschranken errichten mußten. Und wie hart verfuhr man gegen anders Lehrende: Hetzer wurde in der Schweiz geköpft, Servede verbrannt und Valentin Gentilis wegen arianischer Lehre ermordet.

Wofür haben ferner die Protestanten symbolische Bücher, nach denen man lehren muß, wenn nicht zur Beschränkung der Lehrfreiheit? Lange Zeit mußten die Prediger auf diese Glaubensbekenntnißbücher schwören und zwar nach strengen Eidesformeln.

Also ist so viel wahr: Katholiken und Protestanten bedürfen der Lehrschranken und haben sie zu allen Zeiten. Die Frage ist nur, wo diese Schranken ärger sind? wo sie mit Recht oder Unrecht sind?

Die Geschichte bezeugt, daß die Protestanten in den letzten drei Jahrhunderten, in denen sie existiren, weit strenger in Sache der Lehrbeschränkung verfahren sind, als die Katholiken; daß die Protestanten unzählige Glaubensbekenntnisse, ja eine Menge Glaubensbücher aufstellten, während die Katholiken in mehr als 1800 Jahren ein einziges allgemein gültiges und sehr kurzes Glaubensbekenntniß aufgestellt und es nie mehr abgeändert haben.

Wer aber hat mehr Recht, eine Lehrschranke aufzustellen: eine Kirche, die sich für göttlich beglaubigt und erleuchtet hält, wie die katholische Kirche es stets von sich bezeugt hat, oder alle andern Glaubensbekenntnisse und Religionsgesellschaften, die ausdrücklich von sich lehren, daß sie menschlichen Ursprungs, veränderlich und dem Irrthum unterworfen seien?

Nein, der Katholizismus ist kein Feind der Wissenschaften und knechtet die Geister nicht, weil er hat, was andere noch mehr haben, nämlich Schranken der Lehrfreiheit. Und so gehen wir zum zweiten Punkte, der jenen Vorwurf beweisen soll, nämlich

2) man sehe an der Behandlung, die einst Galiläi erfahren

habe, daß der Katholizismus ein Feind der Wissenschaften sei. Wir wollen sehen, wie Galiläi behandelt worden ist.

Er vertheidigte im 17ten Jahrhundert jene Lehre, daß die Sonne stille stehe und die Erde sich um sie bewege; während man meinte, die Bibel lehre, daß die Sonne gehe und die Erde stille stehe. Freilich lehrt die Bibel weder das Eine noch das Andere, sondern blieb dabei stehen, wie es der Augenschein darstellt und wie alle Welt es annahm, bis man entdeckte, wie die Sache sich eigentlich verhalte. So ging es auch der Kirche: sie meinte, die neue Lehre sei ein Verstoß gegen die heilige Schrift oder könne das Volk zum Unglauben gegen die Bibel reitzen. Also gebot man dem Galiläi, davon zu schweigen, und das that er auch lange Zeit. Aber er trug die neue Lehre wieder und mit aller Heftigkeit vor und jetzt mußte er sie knieend widerrufen. Als er sich von den Knieen erhoben, soll er gesagt haben: „Und sie (die Erde) bewegt sich doch.“

Das ist nun die schreckliche Behandlung, die Galiläi erfahren haben soll! Freilich sieht Jedermann ein, daß das keine schreckliche Behandlung ist; also erfand man, er habe Monate lang im Gefängnisse schmachten müssen und sei bis an seinen Tod grausam verfolgt worden. Es ist nur gut, daß all' das Lügen sind. Denn wir haben noch Briefe des Galiläi genau aus der Zeit, in der er so hart behandelt worden sein soll und in diesen Briefen steht, daß ihn der Papst mit Achtung behandelt habe. Was sein langes Schmachten im Gefängnisse betrifft, so war er ganze vierzehn Tage — nicht einmal im Gefängnisse, sondern in der Wohnung des Fiskals vom heiligen Offizium; sodann wies man ihm, wie er selbst sagt, den köstlichen Palast von Trinita de' Monti an, der in Roms schönster und gesundester Gegend lag. Hierauf ließ man ihn nach Toskana zurückgehen, wo er früher gelebt hatte und verbot im nichts, als das Abhalten größerer Versammlungen. Dort lebte er unangefochten bis zu seinem Tode, der ihn im 78. Lebensjahre erreichte.

Wo ist nun da eine Mißhandlung Galiläi's? So um

dieselbe Zeit mit Galiläi hatten die Protestanten in Deutschland einen ganz ähnlichen Gelehrten, Namens Johann Kepler, den sie nicht blos schier verhungern ließen, sondern sein ganzes Leben hindurch bitter verfolgten, weil sie meinten, seine neue Lehren von Sonne, Mond und Sternen sei dem lutherischen Glauben zuwider. Kaum konnte Kepler seine arme Mutter retten, die man bereits als vermeintliche Hexe foltern wollte. Während nun Galiläi von der Kirche nicht mißhandelt, sondern ehrenhaft behandelt wurde bis an seinen Tod, endete Kepler von den Protestanten stets verfolgt in Hunger und Kummer. Darüber sagt man kein Sterbenswörtchen und schreit fort und fort die alte Lüge über Galiläi's römische Mißhandlung; vielleicht, damit man nicht Zeit haben soll, an Kepler zu erinnern. Einige Protestanten selber jedoch haben die Sache Keplers wieder an den Tag gebracht.

Aber sagt Einer, wenn auch Galiläi noch so gut behandelt worden ist — er hat eben doch widerrufen müssen, wo er Recht gehabt hat. Also ist die Kirche ungerecht gewesen. — So weit sind wir noch nicht: es kann vorkommen, daß Einer etwas entdeckt, was allerlei Bedenken erregt und der Staat verbietet die Sache, weil er meint, der Schaden könnte größer sein, als der Nutzen. So meinte auch die Kirche, die Lehre des Galiläi schade dem Ansehen der Bibel. Dazu kommt noch ein sehr wichtiger Punkt: Galiläi konnte seine neue Lehre nicht vollständig nachweisen; es fehlten ihm selber noch wichtige Erfahrungen, zum Beispiel, daß und wie schwer die Luft ist. Als man später all' das fand, sah man auch ein, daß und warum seine Lehre wahr sei und alle Katholiken nahmen diese Lehre jetzt an. Man kann mir etwas Wahres sagen und ich brauche es doch nicht zu glauben, wenn man mir es nur halb sagt oder so undeutlich, daß ich es nicht verstehen kann.

Jetzt geht man freilich an vielen Orten so mit der Bibel um, daß man nicht begreift, warum die Kirche lieber eine neue Lehre über die Sonne und Erde unterdrücken, als der Bibel zu nahe treten

lassen wollte. In weltlichen Dingen will die Kirche nicht irrthumslos oder gar allwissend sein, so wenig als die Bibel und doch hat die Kirche die Pflicht, dafür zu sorgen, daß neue weltliche Dinge den alten Glauben nicht in Schaden oder Gefahr bringen.

Wie können nur die Protestanten der Kirche so Etwas vorrücken? So oft die protestantischen Geistlichen ein Bedenken über etwas Neues hatten, als könnte es dem Glauben schaden, so oft traten sie dagegen auf, nur viel ärger als die Kirche und selbst bei Dingen, wo der gesunde Menschenverstand die Wahrheit einsehen konnte.

Nur an ein einziges Beispiel will ich erinnern. Der sehr gelehrte Papst Gregor der dreizehnte fand, daß der bisherige Kalender unrichtig sei und verbesserte ihn so, daß bis auf den heutigen Tag man ihm dafür nur dankbar sein kann. Und doch verwarfen die Protestanten lange diesen Kalender, ja die protestantisch-theologische Fakultät in Tübingen gab unter dem 24. November 1583 folgendes Gutachten über den verbesserten Kalender: „Da sie wüßten, daß der Papst nicht ein Hirt in der evangelischen Kirche, sondern der Antichrist selber sei; so müßte man sich auch seines Kalenders entschlagen. — Es sei kein Zweifel, der Papst wolle mit seinem Kalender den Furth bereiten, und die Gemüther der Deutschen vom augsburgischen Bekenntniß versuchen, was er bei ihnen erhalten möge. Da er nur eine Weiche spüren möchte, würde er den Fuß fortsetzen, und nach dem angenommenen Kalender andere Sachen mehr bringen; denn dieser Kalender sei nichts anders, als der erste Buchstabe im ABC. Lernen wir den ersten, so muß man nach und nach mit den andern auch fort. Sollte es ihm gelingen, uns den Kalender an den Hals zu werfen, so würde er uns das Band an die Hörner bringen, daß wir uns seiner Tyrannei in der Kirche Gottes nicht lange erwehren möchten. Wir mögen auch nicht sehen, wozu der neue Kalender nothwendig ist; denn wenn gleich das Frühlingsäquinoctium (Tag- und Nacht-Gleiche) um etliche

Tage tiefer in's Jahr gesetzt worden, so würde es doch um deßwillen weder früher noch später Sommer werden u. s. w." — Wer hat sich denn da als Feind der offenbarsten Wissenschaft gezeigt?

Die Kirche hat Galiläi's Lehre nicht durchschauen können, wie man den neuen Kalender so leicht durchschauen konnte und wahr finden mußte. Da ist keine Rede mehr blos vom Gewissenszwange, sondern vom Verstandeszwange, wornach man die öffentliche Wahrheit verstieß, nur weil sie vom Papste kam.

So kommen wir endlich zum

letzten Punkte, welcher beweisen soll, daß der Katholizismus ein Feind der Wissenschaften sei, nämlich: wegen der großen Schriftsteller des Protestantismus, und wegen seiner Gewissensfreiheit.

Wen meint man darunter? Nicht die protestantischen Schriftsteller des 16ten und 17ten Jahrhunderts, denn sie sind meistens Theologen gewesen, längst beinahe alle bis auf Luther vergessen und nicht ein einziger mehr gilt allgemein etwas selbst unter den Protestanten. Also können nur die großen Schriftsteller des Protestantismus aus dem 18ten Jahrhundert gemeint sein, als da sind: Schiller, Göthe, Klopstock, Herder, Joh. Müller und Andere. Haben denn diese großen Schriftsteller ihre Gelehrsamkeit aus den Nägeln gesaugt oder sind sie das, was sie geworden sind, nicht durch gelehrte Männer geworden, die vor ihnen gewesen sind? Und so kommen wir bald wieder zur katholischen Kirche. Dieser Kirche bestreitet kein Mensch, der die Geschichte kennt, daß sie bis zur Reformation, also 1500 Jahre lang alle Wissenschaft, Bildung und Kunst in sich getragen und aus sich den Völkern gegeben hat. Ist nun seit dreihundert Jahren etwa ihr Salz dumm geworden? Gewiß nicht, sondern es ist ihr so gegangen, daß sie in stetem Kampfe sein mußte und wer kämpft, hat weder viele Zeit, noch Gelegenheit, noch Lust, mit den Wissenschaften sich ganz abzugeben. Zuerst leben und dann philosophiren, sagt ein wahres Sprichwort. Aber selbst in dieser Zeit unaufhörlichen Kampfes, hatte die Kirche noch gelehrte Männer,

ja ganze und große Anstalten für alle mögliche Wissenschaften, nämlich ihre gelehrten Mönchsorden, ihre Bibliotheken, ihre Universitäten. Aber was geschah? Eben als die Kirche wieder so zu sagen im Felde stand und sich wehren mußte, verjagte man ihre Mönche, stahl ihr alles Geld, bis auf die letzte Borde am Kleide, raubte ihre Bibliotheken und ließ sie in alle Welt wandern und an Krämer zum Käseeinwickeln verkaufen und besetzte ihre Universitäten mit Leuten, die Alles waren nur nicht katholisch. So vom Kopf bis zur Zehenspitze geknebelt, gefesselt, den Mund so zugestopft, daß man kaum die rollenden Thränen sah und die gepreßten Seufzer hörte, ließ man die Mutter liegen, durch deren Segen einst ihre Kinder so glücklich gewesen waren, und deren Fluch jetzt so schrecklich über die Geschlechter der Erde kommt. Ja, nicht genug war es mit Raub, Gewalt und Mißhandlung; als die Kirche da lag wie der Arme unter den Mördern zwischen Jerusalem und Jericho, da schämte man sich nicht zu spotten und zu sagen: seht den dummen, faulen, schweigenden, nichtsnutzigen Katholizismus! Kaum sind die Wunden ein wenig geheilt, so erholt sich die Kirche und bei jedem Lebenszeichen erschrecken die Spötter und Großthuer. Ich will von ihren Gelehrten nichts sagen, die sie in einer unabsehbaren Reihe von achtzehnhundert Jahren aufführen kann; aber so viel ist gewiß: sie erhebt sich abermals zu neuer Blüthe, wo der Narrenhaber und das Dippelkorn von den duselig gewordenen Geschichtsverdrehern endlich erkannt wird.

Was wollen einige protestantische Schriftsteller aus einer kurzen Glanzperiode von fünfzig bis sechzig Jahren sagen? Wie schnell ist sie dahingegangen? Und was hat sie erzeugt? Einen totalen Unglauben und das, was sie Neues gefunden zu haben vorgibt, wird von den Protestanten selber für veraltet und unbrauchbar ausgegeben und gar Viele sehen jene berühmten protestantischen Schriftsteller nur noch als Leute an, die recht gut Deutsch verstanden und in schönsten Formen schrieben.

Dieß mag zu weit gehen; aber man sieht: sie haben keinen

Dank, diese berühmten Leute, und die Leute, die sie erzogen haben und nach ihnen kamen, machen ihnen eine schlechte Ehre. Jedenfalls hat die katholische Kirche dauerndere Werke aufzuweisen. Von der Baukunst, Malerei und Musik will ich gar nicht reden: die Protestanten vernachläßigten sie ganz und gestehen jetzt selber zu, daß in diesen Stücken die katholische Kirche Meisterin sei bis auf den heutigen Tag.

Weil wir aber bis zum Eckel hören müssen, wie viel die Welt gewonnen habe durch den Protestantismus, durch die Reformation; wie jetzt erst Glück, Wohlstand und Freiheit über die Welt, namentlich über Deutschland gekommen sei, so wollen wir die Geschichte erzählen lassen, wie es aussah, kurz vor der Reformation und was sie uns eigentlich brachte. Nur die bekanntesten Thatsachen will ich reden lassen; sie bezeugen genug.

Gerade als die Reformation des sechszehnten Jahrhunderts auftrat, war der menschliche Geist eben in eine sehr glänzende Zeit eingetreten. Das Kriegerische und Rauhe des Mittelalters war vorüber und abgeschliffen, Kraft und Tugend war geblieben und große Denker hatten das Feld des Wissens bearbeitet. Große Entdeckungen waren eben gemacht worden, welche uns weiter und weiter führen konnten. Dahin gehört die Erfindung der Buchdruckerkunst, ein geistiges Band, das alle Völker wie mit einer neuen allgemeinen Sprache umschlang und das Denken der gelehrtesten Männer nun zum Gemeingut der Menschheit machte. Die Erfindung des Schießpulvers veränderte Kriege und Staaten; die Erfindung des Compasses öffnete alle Meere und ließ den Menschen in alle Welttheile dringen. Die Westküste von Afrika wird entdeckt, und damit ein kürzerer Weg nach Indien und zu dessen Schätzen. Ein ganz neuer Welttheil wird von Columbus gefunden, Amerika nämlich entdeckt und Europa führt in seinen Ländern die Posten ein, um Menschen sich näher zu bringen und dadurch Ordnung, Verkehr, Gesittung und Wohlstand. In Italien blüht die Kunst herrlicher als je und dringt nach Frankreich und Deutschland. Dabei hebt sich der Handel

und Ackerbau mit Macht in ganz Europa und ein wahrer Kunsttrieb geht damit Hand in Hand, wobei alle Wissenschaften in Blüthe treten. Die Regenten nahmen thätigen Antheil an der Verwaltung ihrer Länder, der Adel unterordnete sich ihnen in Treue und Ehren, die Geistlichkeit blieb in diesem großen Zuge der Zeit nicht zurück, der Bauer ward mancher Fessel los und der Bürger kam zu nie gesehenem Wohlstande. Alles dieses brachte auch festere Staatsverfassungen zu Stande und die Staaten kamen aus einem kriegerischen in einen friedlichen Verkehr zu einander. Kurz, auf einer der glänzendsten Stufe der Bildung und des Wohlstandes standen eben jetzt die europäischen Völker, eine neue Zeit und eine neue Welt lag vor ihnen offen.

Und nun kam die Reformation und machte durch Alles einen furchtbaren Riß. Augenblicklich waren die Wissenschaften und Künste wie vergessen: man hörte nur theologisches Gezänke, sah nur Zank und Streit, Rohheit und Unglauben. Die Bande zwischen Fürsten und Völkern wurden zerrissen: von den Baronen hinauf bis zu den Fürsten war nur ein Streben, von der Kirche los zu sein und mit ihren Schätzen sich zu bereichern. Mit Hilfe dieser Religionskämpfe machte sich der Lehensmann vom Grafen, der Graf vom Fürsten, der Fürst vom Kaiser los und Deutschland trieb wie eine zerschlagene Insel im weiten Meere der Empörung umher, so daß das Ausland Stück für Stück fischte oder plünderte. Dieses Elend nennt man Religionsfreiheit, Gewissensfreiheit! Aber nur die Fürsten machten sich vom Reiche und Kaiser, wie von der Kirche los, die Unterthanen wurden härter gebunden als je: nach dem Willen des Fürsten mußte man sogar den Glauben ändern.

Ein sehr verständiger Protestant unserer Tage sagt: „Luther, der weder von politischer noch von religiöser Freiheit nur eine Ahnung, von einem freien Gemeinwesen gar keine Anschauung besaß, der die Autorität des Papstes und des katholischen Dogmas nur stürzen wollte, um eine weit engere, unduldsamere Form an dessen Stelle zu setzen, wird nie als Autorität für

Glaubens- und Gewissensfreiheit angerufen werden können. Er begnügte sich noch, zu verketzern und zu verbannen, was sich seiner Formel nicht fügen wollte, der Formel des einzelnen Mannes, der sich herausgenommen, den Glauben umzustürzen, an dem Jahrhunderte hindurch aufgebaut worden war. Wenige Jahre nach ihm wurde schon sehr lustig geköpft zur größeren Ehre des lutherischen Bekenntnisses; einige Generationen später war der Zwiespalt und Hader der gleichmäßig bedrohten reformirten Bekenntnisse so groß, daß nur die Erscheinung eines fremden Königs in Deutschland dessen gewaltsame Zurückführung zum Katholizismus zu verhindern vermochte. — Von Toleranz keine Rede. — Der dreißigjährige Krieg und die Art, wie er protestantischer Seits geführt wurde, beweist, daß der Protestantismus gar keinen Sinn für Glaubensfreiheit hatte. — Und wo ist denn nun das Mutterland der Glaubens- und Gewissensfreiheit? — Der Cäsaropapismus, das kirchlich-politische Landesvaterthum ist bis heute das Wesen des deutschen Protestantismus geblieben. Der Landesherr ist der oberste Bischof und dieser hat dort die kirchlichen Angelegenheiten bald von einem Juristen, bald von einem General, bald gar von einem Stallmeister leiten lassen. Der Protestantismus hat unzweideutig einen Charakter beurkundet, welcher der Nationalität, dem Zusammenhang und Zusammenhalt der deutschen Nation geradezu entgegen ist. Durch die Zuchtlosigkeit, mit der jeder Protestant mit der Religion treiben darf, was er will, und durch die Verbindung des Protestantismus mit dem Fürstenthum hat er in Deutschland zum Consistorialkirchenthum geführt und zuletzt sich — an Rußland verkauft. Im Protestantismus zeigt sich nicht einmal ein Keim der politischen Freiheit oder zur Rettung deutscher Ehre. — Dem armen, gedrückten Volk wissen die protestantischen Staatspietisten nichts zu sagen, als es solle eben auf Gott vertrauen und Geduld haben."

Wer hat gegen unsern Landes-, Volkes- und Glaubensfeind, gegen Rußland, allein fest gekämpft? Weder Preußen, noch der

ganze Protestantismus, sondern einzig und allein die römische Kirche, zum Beweise, daß sie Glaubens- und Volksfreiheit will und weiß, von wem diese Freiheit am meisten bedroht ist.

Jetzt vergleiche man die deutschen Länder und Völker unserer Zeit mit denen kurz vor der Reformation. Wir stehen in Hunger und Kummer, unter dem Polizeistocke, sind die Beute des Auslandes und längst schon sein Spott; ein Heer von Bettlern bedroht uns alle Tage und eine Beamtenarmee hütet uns. Zwischen der glänzenden Zeit des fünfzehnten Jahrhunderts und der Armseligkeit unserer Tage liegt die Reformation. Was sie uns entzogen hat, fühlen wir; wie sie alle Wissenschaften zurückgeworfen hat, sehen wir, und daß sie uns Alles, nur keine Glaubens-, Gewissens- und politische Freiheit gebracht hat, können wir mit Händen greifen. Nur völlige Blindheit oder die offenbarste Bosheit können im Stande sein, zu behaupten, der Katholizismus sei ein Feind der Wissenschaften und Gewissensfreiheit. Ueber dieses Kapitel ließe sich noch viel sagen; aber das Buch will jetzt geschlossen sein und darum.

Haas, Carl

Beleuchtung großer Vorurtheile gegen die katholische Kirche

Tübingen 1857